
3 1761 07360261 7



POLITISCHE
WAHRHEITEN

VON

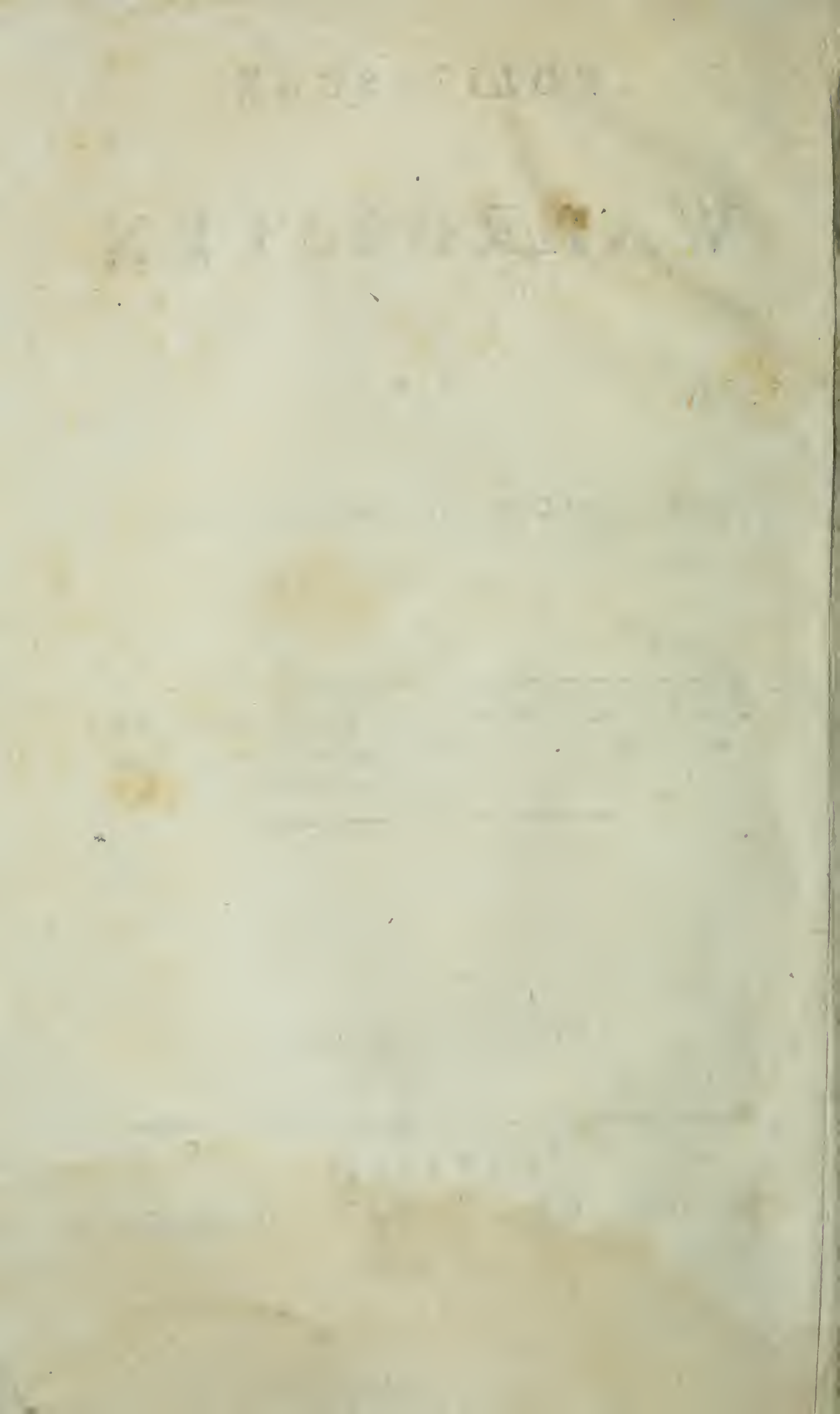
FRIEDRICH CARL FREYHERRN VON MOSER.

Eure Rede sey allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, daſs ihr wisset, wie ihr einem jeglichen antworten sollet.

Paulus an die Colosser IV, 6.

Erstes Bändchen.

ZÜRICH,
bey Orell, Geſsner, Füſsli und Compagnie.
1796.



I.

Ueber den

GEHORSAM,

im

Dienst der Könige und Fürsten.

B E Y T R A G

zur Dienst - Casuistick des Jahrhunderts.

Specta, Juvenis. In ea tempora natus es, quibus firmare animum expedit constantibus exemplis.

TACITUS.



VORERINNERUNG.

Die erste, wahre und einzige Veranlaſsung dieses Werks (dann ein Werk sollte es werden), ware folgende. Als ich im Jahr 1782. zum Schutz und Schirm gegen die von meinem gewesenen Dienſtherrn sich erlaubte Miſshandlungen meine Zuflucht zu dem Kayser, der Fürsten und meinem Richter, zu nehmen genöthigt war, trafe sichs in einer Unterredung mit einem Kayserlichen Minister, mit welchem ich ehedem in mannichfaltiger Verbindung gestanden hatte, daſs derselbe auf meine Klagen, warum ich verschiedene zum offenbaren Verderben des Landes gereichende Zumuthungen unbefolgt gelassen, ja mich ihnen nicht nur entzogen, sondern widersezt hatte, die mir höchst unerwartete Antwort gabe: „Wann nun Ihr „Herr das Land hat ruiniren *wollen*, was

„hat das Sie angegangen? *Das Land war ja* „*nicht Ihnen.*„

Es war in der natürlichen Ordnung der Dinge, daſs und warum zu jener an Revolutionen, Projecten und Versuchen so fruchtbaren Zeit, ein Staatsdiener K. Josephs so denken konnte, durfte und, beynahe, so denken muſste. Für mich war jene Rede nicht nur neu, sondern beunruhigend und erschütternd; es war mir nicht anders, als ob ein für meinen Augen gehangener Schleyer weggezogen würde. Ich hatte mich bisher als einen Diener meines Fürsten, noch weit mehr und eigentlicher aber seines Landes gehalten, das er in der von mir bekleideten *ersten* Stelle meiner Hirten - Treue ünd Sorgfalt anvertraut hatte. *Hirte* war ich also, (das wars, was mir augenblicklich auf die Seele fiele) aber nicht *Herr seiner Heerde;* wenn er demnach solche nicht nur zu *scheeren*, sondern auch zu *schlachten* beschlossen hatte, warst du als Hirte *berechtiget*, solches zu hindern? War der Grund hinreichend, aus Unmuth den

Hirten-Stab gar wegzuwerfen und dadurch den Miethlingen und selbst den Wölfen gutes Spiel zu machen? und was der sich auf einander zudrängenden Gedanken mehrere waren.

In allen meinen verschiedenen und langjährigen Diensten hatte ich die Stimme meines Gewissens zur *ersten* Regel meines Dienstlebens gemacht, und dieser Ueberzeugung öftere, reine und wichtige Opfer gebracht. Der Gehorsam gegen die Befehle und Anforderungen meines Herrn ware erst die zweyte und jener Regel subordinirte Pflicht; der keine Vorstellungen, Widerspruch und Widerstand gestattende sogenannte *blinde Gehorsam* aber ware in meinen Augen vollends ein die Würde eines vernünftigen und freyen Menschen erniedrigendes, ja schändendes, Ungeheuer.

Nun erwachten erst in mir viele Fragen und Zweifel, von den wahren Gränz-Linien zwischen Gewissen und Gehorsam; die Fragen von engem und weitem, von zartem und verhärtetem, von wachendem oder schlummerndem

oder eingeschlafenern Gewissen; von der Kunst, Art und Graden des Gehorsams und Ungehorsams; welche Fragen insgesamt um desto wichtiger und interessanter vor mich wurden, je unmittelbarer sie mit meiner ganzen Lage und jezigem Schicksal verbunden und vor meine Beruhigung und künftigen Lebensgang schlechterdings entscheidend waren.

So entstund dann in mir der innere Drang, die Lehre *von dem Gehorsam in dem Dienst der Könige und Fürsten* in ihrem ganzen Zusammenhang zu untersuchen oder eigentlich in ihren ersten Gründen zu studiren. Ich habe bey der vielen Musse, die mir der Schneckengang der Reichs-Justiz verschafte, bereits im Jahr 1782. in Wien den Anfang dazu gemacht und dieses Studium während der acht Jahre meines Aufenthalts in Mannheim und der fernern fünf Jahre in meinem Würtembergischen Vaterlande fortgesezt. Eigene Belehrung und Beruhigung über meine bisherige in That und Leben behauptete Art zu dienen waren

meine erste Absicht bey dieser Beschäftigung. Weiteres Forschen und Nachdenken und die durch Lesen pragmatischer Geschichte gesammelte Beyspiele brachten mich allmälig auf den Gedanken, daſs es etwa meinen künftigen jüngern Brüdern in dem sogenannten Herren-Dienst frommen könnte, ihnen so ein aus manichfaltigen bewährt gefundenen Erfahrungen gesammeltes *Recepten-Buch politischer Hausmittel* allenfalls in die Hände zu liefern; auch dieses Zeugniſs geglaubter und durch Leben und Handlungen versigelter Wahrheit anstatt eines biographischen Torso der Nachwelt zu hinterlassen.

* *

Das Resultat nun von allen diesen ältern Erfahrungen und neuern Untersuchungen ware, so weit die Sache *mich selbst* betrafe, bald gefaſst. Ich ward von neuem vollkommen und lebendig überzeugt, daſs ich, nach meiner ganzen individuellen Geistesbildung und Denkungsart, besser gethan hätte, in meiner sie-

benzehen Jahre behaupteten republikanischen Freyheit zu beharren, *nur* ein Diener des gemeinen Wesens, *nur* ein *freiwilliger* Diener der Fürsten, die meinen Rath und Dienste verlangten, zu bleiben, und mich weder durch ihre gleiſsnerische Vorsäze und Versprechungen, noch durch die Lockungen der Eigenliebe, wo nicht den Reformator, doch den Arzt in dem groſsen Lazareth der kranken Menschheit machen zu helfen, bereden und verleiten zu lassen, mich ihnen als leibeigen zu verhandeln.

Es war nun aber, was geschehen, nicht mehr zu ändern; und mir bliebe nur der einige, doch unschäzbare, Gewinn übrig: Durch Schaden weise geworden zu seyn und die hohe Wahrheit der Warnung: Verlasset euch nicht auf Menschen, denn sie sind Fürsten! aus eigener Erfahrung bestätigen zu können.

* *

Nach diesen Gesinnungen war ich von Jahren zu Jahren in der Ausarbeitung des Werks vorgerückt; und da immer ein Tag den andern

mit weitern Einsichten und Erfahrungen lehrt, hatte ich meinen Plan so angelegt, daſs, wann auch die Schrift nicht bey meinen Lebzeiten erschiene, sie doch etwan nach meinem Hingang um so unbedenklicher, durchdachter und vollständiger hervortreten könnte.

So dachte ich noch biſs in das Jahr 1792. Indessen begonne der groſse Kampf nicht nur unter den Göttern und Völkern der Erde, sondern auch in der moralischen Welt. Der Kampf zwischen Gewalt und Recht, zwischen der Vernunft und Glauben der Könige und Fürsten, der Vernunft und dem Glauben der Philosophen und dem gemeinen Menschenverstand ward von Jahren zu Jahren allgemeiner und heftiger; die Waffen waren ungleich, der Muth, die Beharrlichkeit und die Erbitterung aber in Wachsthum zwischen beeden Parthien; der Streit dauert noch und wird noch lange unentschieden bleiben: Wer *am Ende* siegen oder unterliegen werde?

Ich werde das Ende nicht erleben; so viel weiſs ich aber mit starker Ueberzeugung schon jezt: Daſs beyde Theile, jeder in *seiner* Art zu sehen, zu denken und zu handeln, unrecht haben.

Dieses wäre also die gemächliche und sichere Lage eines bloſsen *neutralen* Zuschauers. Glücklich ist der, der neutral seyn *kann* und *darf.* Je länger je mehr wird aber im Krieg so wohl als in der moralischen und politischen Welt gleich beschwerlich und gefahrlich, neutral seyn zu *wollen.* Beede Parthien rufen mit gleich starker Stimme: Wer nicht *mit* mir ist, der ist *wider* mich; und ihre Behandlung gleicht vollkommen ihren Worten.

Ich habe in meinem Theil genug gestritten und gelitten und darf mich meiner Wunden und Narben nicht schämen; bey aller Versuchung eines alten Kriegers, bey der groſsen und allgemeinen Fehde auch noch einen Feldzug mit zu wagen, rufen mir doch Vernunft, meine 73. Jahre und meine dermalige persönli-

che Lage in dem Land, worinnen ich wohne, zu: Nach dem Rechte eines Veteranen mich in mich selbst zu verhüllen, meine Betrachtungen und Wünsche in mich zu verschliessen und bey der immer gröſsern Verwirrung der Köpfe und Herzen der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte zu überlassen: Wenn? wie? und durch welche Mittel und Werkzeuge sie Licht aus der jezigen Finsterniſs hervortretten lassen werde.

Denn *so*, wie es dermahlen ist, kann es und wird es nicht bleiben.

* *

Diese Umstände und Rücksichten haben mich zu dem Entschluſs bewogen, dem Geist der Zeit und meiner eigenen Ruhe das Opfer zu bringen, um diese Arbeit mehrerer Jahre, ohne Reue, selbst zu begraben. Ich kann mich irren; mit zunehmender Ueberzeugung glaube ich aber: Daſs unsere Zeiten und die in derselben lebende und schwebende Fürsten-Minister- und gemeine Menschen gewisse Wahr-

heiten und die Melodie ihres Vortrags nicht mehr tragen, durch dieselben nicht mehr gebessert, hingegen desto mehr erbittert und gereizet werden, da sie sich an der Wahrheit selbst nicht rächen können, es ihre Zeugen und Bekenner um so empfindlicher entgelten zu lassen. Wir leben in der Zeit der Extremen; wer sich nicht zu einer von beyden Parthien halten, sondern auf der allein sichern und richtigen Mittelstraſse bleiben, nur (um mit der Modesprache zu reden) ein gemäſsigter Aristokrat und ein eben so gemäſsigter Demokrat seyn will, der hat nur um so gewisser des Undanks, Schimpfens und Miſshandlung von beyden Theilen sich zu gewärtigen.

Da ich nun kein Anhanger und Nachbeter weder des einen noch des andern Theils seyn *konnte* und *wollte*, so ist: *Warten* und *Schweigen* wohl das Beste.

* *

Da ich auf meinem *eigenen* Grund und Boden baue, so habe ich mir, nach dem Recht

des Eigenthums, vor erlaubt gehalten, die *Grundmauren* des Gebäudes stehen zu lassen; oder, unverblümt zu reden, die *allgemeinen* Sätze, worauf diſs ganze Thema von dem Gehorsam im Königs- und Fürstendienst, meiner Meinung nach, beruhet, beyzubehalten und hiemit darzulegen. Wenn sie auch nicht würdig erfunden werden, einst von andern Händen *überbaut* zu werden, so mögen sie einstweilen *Ruinen* eines versunkenen oder unvollendeten Gebäudes bleiben. Man wallfahrtet ja heut zu Tage auch nach *Ruinen*.

Nach eben diesem Recht des Eigenthums behalte ich mir auch bevor, einzelne etwa noch brauchbare *Steine* aus ihrem Schutt auszulesen, um sie hie und da, sollte es auch nur, wie zu *Düsseldorf* die Antiken auf den Wänden der Schloſstreppe, oder zu *Aquileja* an den Gartenmauren seyn, *einzumauren*.

Man kann unstreitig zu unsern Tagen *Vieles* sagen, was man noch zu den Zeiten unsrer

Väter kaum leise denken durfte. Vielleicht kommt noch in dem folgenden Jahrhundert die Zeit, wo man *Alles*, was man denkt und glaubt, auch *laut* sagen darf; in ahndender Hofnung, dafs eine solche Zeit kommen könne und werde, lege ich noch den *Grundrifs* des Hauses oder Tempels, wie ich mir dessen Aufführung gedacht, hier bey. Der blofse An- und Ueberblick rechtfertiget wohl schon das von mir darüber ausgesprochene Urtheil der Zerstörung.

* *

Vier-

Fünf und Dreyssigstes Capitel : Von Widerspruch und Widerstand.

Sechs und Dreyssigstes Capitel : Weissagungen und Aussichten vors Künftige.

Geschrieben, Ludwigsburg im Würtembergischen, im Februar 1795.

v. MOSER.

Allgemeine

Vor-Anmerkungen.

Eine der wichtigsten, aber auch delikatesten Fragen in der *Dienst-Statistik*, ist die von dem *Gehorsam*, dessen wahren Bestimmung, Graden und Gränzen; den Gränzen und Graden von Widerspruch und Widerstand, und welche Folgen von Wohl und Weh der dabey interessirten Theile aus denselben fliessen.

Das Thema verbreitet sich in und über alles das, was von Menschen-Rechten und Freiheiten gedacht und gesagt werden kann.

Zwo Hauptsätze stehen in allgemein anerkannter Richtigkeit fest: Unterthanen, Diener, Untergebene, sind ihrem Beherrscher, ihrem Herrn und Gebieter, ihrer Obrigkeit und Vorgesezten *Gehorsam* schuldig; und ohne diese Kette der Ordnung und Unterordnung würde keine bürgerliche und häusliche Verfassung, noch weniger die gröſsere allgemeine Staatshaushaltung bestehen.

Vor eben so wahr und richtig wird aber auch allgemein anerkannt, dafs Regenten und Obrigkeiten, und wer stufenweis weiter zu befehlen hat, böses wünschen, thun und befehlen; dafs sie irren und fehlen; dafs sie sich erzürnen und übereilen können, und also die Befolgung und der *unbeschränkte Gehorsam* gegen ihre Wünsche und Befehle, die gleich heilige Pflichten gegen Gott, das Gewissen, sich selbst und andere Menschen verlezen, und in vielen Fällen selbst dem, welchem man blindlings gehorchet, am ersten und meisten schaden könne.

Auf diesem Glauben und Erfahrung gründet sich die Ueberzeugung: Dafs es Fälle geben könne, worinnen es Recht, Pflicht und Wohlthat sey, *nicht* zu gehorchen; zu sagen, dafs und warum man nicht gehorchen könne, wolle und werde? Und es in dem über difs Wollen und Nichtwollen entstehenden Kampf drauf wage: Ob der befehlende oder nicht gehorchende Theil siege oder unterliege?

Um den Gefahren eines solchen allzuoft möglichen Streits vorzubeugen, ist im Grofsen und Ganzen der Menschen- Völker- und Länderbeherrschung in allen christlichen Staaten durch diejenigen Barrieres gesorgt, welche wir im

weitesten Umfang *Gesetze* nennen, welche dem befehlenden und gehorchenden Theil durch alle Classen vorschreiben, *wie* er *wollen* solle und dürfe?

Nach Verschiedenheit der Reiche und Länder heifst diese Willens-Regel *Lex Regia*, Wahl-Capitulation, Erb-Vertrag u. s. w.

Weil aber aller Buchstabe tödtet und nur der Geist lebendig macht, so ist zu Bewahr- und Belebung dieses *Geists der Gesetze*, nach den verschiedenen Verfassungen der Staaten, unter dem Namen von Reichs- und Land-Ständen, Parlamente, Etats, u. dgl. ein Ausschufs des unterthänigen und gehorchenden Theils bestellt, der bey dem Willen des Regenten dasjenige leisten und erfüllen soll, was der Verstand bey dem Willen eines jeden einzelnen guten und vernünftigen Menschen zu verrichten hat.

Dieses alles ist dann in der Einrichtung selbst vors Grofse und Ganze gut und vortreflich, lieblich anzuhören und anzuschauen, und vieler Ehren und Danks werth, wo es anzutreffen ist; vor Menschen-Wohl und Glück immer unendlich besser und vorzüglicher, als wo Wille und Verstand *Aller* dem blofsen Willen von *Einem* Preis gegeben ist.

Alle diese Hüter und Priester der Gesetze sind aber keine Engel; eben wohl Menschen, schwach, oft am schwächsten, wann und wo sie am ersten Stärke beweisen sollten. Und wie beym einzelnen Menschen zuweilen der Wille mit dem Verstand davon läuft, von ihm verführt und bethöret wird; wie der Vormünder zuweilen zu gutherzig, zu nachgebend, und sein Pupill desto frecher, kühner, schlauer und zudringlicher ist, so auch hier. Doch auch so, wie es ist, bey allen Mängeln, Unvollkommenheiten, ist's noch immer besser, als wenns gar nicht wäre.

Alle diese Erörterungen, wo der Monarch, Fürst, Herr auf der einen, und sein Reich, Volk, Land auf der andern Seite steht, gehören vor die *Hobbes*, *Miltons*, *Sacheverels*, *Linguets*, und die Sprecher der *Wighs* und *Torys* der Menschheit.

Sie werden unter sich zanken, und keins kann entscheiden; das Volk wird seufzen, murren und gehorchen; wer die Hand auf dem Beutel hat, hat auch den richtigsten Verstand, und wer die meisten Soldaten halten *kann, darf* wollen, was er will. Bald ist's das Volk, bald der Herr, so das eine, aber nicht das andere,

kann: Je länger je mehr hat und kann der Herr *beydes*; und zur Entschädigung erhält dagegen das Volk *Prefs*-und *Frefsfreiheit*, das dann beydes vor das Menschengeschlecht, wie sichs allmälig *artet*, immer noch Surrogat vor den *verrauchten* Geist der Gesetze ist.

*   *

Montesquieu sagt: Die Menschen sind, wie ihr Clima; man müfste solchemnach sagen: Die Regenten sind, wie die Verfassungen, in denen sie gebohren und erzogen werden; daraus würde folgen, dafs alle orientalische Kayser Tyrannen und alle Könige in Engelland Heilige wären; dafs in der Christenheit, deren erster Religionsgrundsatz Liebe und Verträglichkeit ist, eitel Friede herrsche, und dagegen die *Yncas* und *Otaheiter* in ewiger Fehde leben müfsten.

Die Geschichte aller Zeiten und Völker, aller Religions-und Regierungsverfassungen, bewährt aber, dafs, dieses mannigfaltigen Unterschieds ohngeachtet, in einem und eben demselben Reich *gute* und *böse* Regenten gewesen. Das nemliche Jahrhundert, das Neronen, Caligula's und Domitiane hatte, brachte auch einen Titus, Vespasian und Marc Aurel hervor; und, seines *catholischen* Prädicats ohngeachtet,

würden wir einen christlichen Tyrannen, wie Philipp II. nicht mit einem *Montezuma* vertauschen wollen.

* *

Zum ganzen Ton der Befehle und deren beschränkten oder gränzenlosen Umfang, zum Gehorchen vom Besinnen an: Ob mans thun *wolle?* bis zum augenblicklichen *Verstummen* und Unterwerfung, trägt freilich die Verschiedenheit der Regierungsformen und besondern Landesverfassung vieles, wiewohl nicht alles, bey.

Zu den Zeiten der ersten Cäsars ward den vornehmsten Römern ein Centurio ins Haus geschickt, mit dem Befehl, zu sterben. Zur Distinction ward manchmal die Wahl zwischen Gift, Dolch oder Oefnung der Adern gelassen. Der Befehligte stand von Tisch oder Bett auf, machte eilends, wann er durfte, sein Testament, nahm Abschied von seiner Familie, und der kaiserliche Commissarius wartete so lang, bifs die geschwinde Operation vorüber war. So flofs das edelste Blut auf den blofsen Wink eines Tyrannen; hingegen starb von Zwölfen nicht Einer des natürlichen Todes.

Man denkt und spricht mit Schaudern an die seidenen Stricke das Orients; der Bassa em-

pfängt und küfst ihn, und die Stumme schnüren zu. Die Beyspiele sind aber auch nicht selten, dafs der, so der Strangulirte seyn sollte, dem Ueberbringer aufpassen, den Kopf abhauen und statt des Recepisse zurückschicken lassen; und wie viele Sultans sind von ihren eigenen Janitscharen abgesetzt, eingesperrt und erwürget worden?

In Engelland hörten die Scheiterhaufen unter Heinrich VIII. und Maria nicht auf zu brennen; die Schafots wurden mit dem Blut der Königinnen und der würdigsten Männer der Nation gefärbt; das Volk sah's und schwieg; und Carl I. ward auf Verdacht und Beschuldigung, noch mehr als über Thatsachen, entthront und enthauptet.

Carl IX. in Frankreich liefs tausende seiner Unterthanen in der einen Bartholomäusnacht ermorden, und starb auf seinem Bett; der Freund seines Volks, der, seiner und seines Reichs Ruhe zu lieb, zum Glauben seines Volks sich bekannt hatte, der noch spät dessen Liebe und Bewunderung war, Heinrich IV. ward ermordet.

Peter der Grofse in Rufsland hat mit eigener hoher Hand seine Kneesen und Bojaren zusammengeprügelt und den Executionen selbst bey-

gewohnt; und Ludwig XIV. den einst Louvois durch trotzigen Widerspruch heftig erzürnte, warf seinen in der Hand habenden Stock zum Fenster hinaus, um sich nicht vom Zorn überwältigen zu lassen und den Vorwurf machen zu müssen: Daſs er einen Edelmann geschlagen habe. Und beyde waren doch Monarchen.

* *

Gegenwärtige Betrachtungen beschäftigen sich eigentlich nur mit der *Persönlichkeit* des Regenten, er mag als der erste Mensch an seinem Hof, Haus und Land, oder als Herr und Haupt unter den verschiedenen Classen seiner Räthe und Diener erscheinen.

Unzertrennlich hangen an ihm und unmittelbar folgen auf ihn seine handelnde Organen, seine Räthe, oder, nach dem höhern und feiner gestimmten Ton unserer Zeiten, seine Ministers; und nach ihnen, das, was in einem Haus das *Gesinde* heiſst, die Subalternen in ihren zahllosen Gattungen und Nahmen.

* *

Wir sind zum Befehlen gebohren und andere zum Gehorchen. Diesen Glauben bringen sie mit auf die Welt; er wird von der Wiege an in ihnen genährt, von den Knabenjahren

an in ihnen gestärkt, mit zunehmenden Jahren von ihnen selbst innigst empfunden; durch alles, was um sie ist, in Wort und That bewährt. Sie selbst handeln und wandeln in diesem Gefühl ihrer Geburt, und überliefern ihn am Ende ihres Laufs, als das kostbarste Vermächtnifs ihren Nachfolgern.

So weit gut, wahr und unverwerflich. Der *Gebieter* ist aber nicht vom Himmel gekommen; ist, wie wir alle, vom Weibe gebohren; ist unser Bruder, unser Mitmensch. Der Mensch steckt nicht im König, der König steckt im Menschen; und *wie* der Mensch ist, so ist der König und Fürst. Ist der Kern nichts nutz, so wird die Frucht es noch weniger seyn; ist der Mensch gut, so wirds auch der Fürst und König seyn.

Wir müssen also beym Menschen anfangen und beym Fürsten aufhören; jenen in seinen Grundlagen, Neigungen, Erziehung, Gesellschaft, der Denkungs-Art seiner Zeit und übrigen menschlichen Verhältnissen vorher beleuchten, um diesem Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; um weder aus Fehlern Tugenden zu machen, noch als Fehler anzudichten, die es nur nach unsern Begriffen und Vorurtheilen, in

der That selbst aber und nach den wahren Verhältnissen der Dinge nicht sind.

* *

Es gibt *gebohrne Regenten*, sie mögen hernach, nach dem Zufall ihrer Geburt, einem Königreich, einem Mönchs-Kloster, einem Kriegsheer, ihrem Jahrhundert zu befehlen haben, oder selbst erst bey der Nachwelt triumphiren. Ein Sixtus V. ein Alberoni, ein Luther, ein Laudon, ein Heinsius, würden in jedem Welttheil und in jedem Zeitpunkt sich durchgeschwungen, geherrscht, befohlen, sich über ihre *Geburt* erhoben haben.

Unter den *gebohrnen* Königen und Fürsten sind Nahmen die jeder Zeiten Ruhm, jeder Kronen Zierde, jeder Völker würdige Beherrscher gewesen seyn würden. Bey all' diesen war der Mensch, die Seele stark, und *groſs gebohren.*

So gibt es dann auch hinwieder unter denen, welche ihrer Geburt nach zum Herrschen und Befehlen bestimmt zu seyn scheinen, denen mans von der Stirne herunterliest und ihr ganzes Leben und Thaten bekräftigt, daſs sie *gebohrne Knechte* seyen, deren Seelenkräfte in

ihren

ihren ersten Bestandtheilen so schwach sind, daſs sie sich nie über ihre Niedrigkeit oder Mittelmäſsigkeit erheben, nie zu wahrer Geistesgröſse emporstreben können; staudenähnliche Menschen, über die nicht nur der Starke, sondern jeder noch schwächere Herr werden kann, die von andern geleitet, geführt und belebt werden müssen.

Jeder Mensch darf heurathen, und bey der Trauung in christlichen Ländern wird der Frau verkündigt: *Er* soll dein *Herr* seyn; das heiſst: Wann er *kann* und wann er *mag.*

Jeder König und Fürst *soll* regieren, wann er *kann*, oder wann er nicht zu untüchtig oder zu faul dazu ist, um es lieber durch andere thun zu lassen. Die Ursache liegt ganz nahe: Thron und Krone, Reich und Lande kann man *erblich* machen, aber nicht die Seele. Auf einen Heinrich IV. folgt ein Ludwig XIII., auf eine Elisabeth ein Professor Jacob; diſs ist dann der fortdauernde Fall, über den schon König Salomo *) gejammert hat: „Wer weiſs, was der für ein Mensch werden wird, nach dem

*) Predig. II, 17. &c.

König, den sie schon bereit gemacht haben? — Darum verdrofs mich alle meine Arbeit, die ich unter der Sonnen hatte, dafs ich dieselbe einem Menschen lassen müfste, der nach mir seyn sollte; denn wer weifs, ob er weise oder toll seyn wird? Und soll doch herrschen in aller meiner Arbeit, die ich weislich gethan habe unter der Sonnen„; und endlich gar ausruft: „Wehe dir Land, dessen König ein Kind, oder nach unserer Sprache ein Kindskopf, ist„.

Der Unterschied zwischen beyden ist: Jene bezahlen mit ihrer *Person*, diese nur mit ihrem *Namen*; jene *regieren*, diese *unterschreiben*.

* *

So von Seiten des Verstandes und Geistes. Herz und Wille machen aber noch eine ganz andere und vor das Glück der Völker weit wesentlichere Bestimmung. Ein Herr kann starken Geistes und bösen Herzens seyn, ein anderer dagegen schwach, aber gut.

Ein hoher Geist und gutes Herz macht den Ruhm und Glück einer Regierung; wo aber ein schwacher Kopf und böses Herz bey einem Regenten zusammentreffen, dann sey Gott all' denen gnädig, welchen er zu befehlen hat.

* *

Diese psychologisch - genealogische Bemerkungen haben vorangeschickt werden müssen, weil daraus vor alles, was über Befehlen und Gehorchen gesagt werden kann, sehr unterschiedene Resultate folgen.

Dann, schwach oder stark, gut oder schlimm, *er befiehlt*, so bald er zum Regenten gebohren ist, und einem wie dem andern *muſs* man gehorchen.

Der eine befiehlt aber mit Vernunft, Weisheit, Ordnung, Mäſsigung, er weiſs: Was? Und warum er befiehlt; der andere befiehlt nur, um zu befehlen, mit Macht, Trotz, Selbstdünkel und nach Dünkel seiner Herrn und Führer.

Dem einen gehorcht man gern, mit Lust und Ueberzeugung, dem andern aus Zwang, mit Widerwillen und Furcht.

Der eine erfordert Rath von andern, hört die Stimme seines Volks und horcht auf die Worte der Weisen; der andere ist sich stets selbst klug genug, will nie gewarnt noch berathen, nur blindlings gehorsamt seyn.

Erstes Capitel.

Von dem Gehorsam überhaupt.

*　　　*

Gehorsam ist, wenn ich meinen Verstand und Willen dem Verstand und Willen eines andern unterwerfe.

Wer also wenig oder keinen Verstand hat, ist des andern Knecht, und der den meisten Verstand hat, ist, *wenn er will und kann*, Herr des andern.

*　　　*

Es gibt einen Conflict und Kampf des Verstands mit Verstand; da entscheidet der Wille des einen oder des andern, dessen, der Raison annimmt oder verweigert.

Es gibt einen Conflict des Verstands mit Unverstand; da entscheidet entweder der Widerstand oder der Gehorsam dessen, der sich zum Dienst des Wollens oder der Leidenschaften des andern hergiebt.

*　　　*

Welche Hoheit und zugleich Tiefe, daſs ein Mensch den andern als Herrn über sich erkennt, daſs er ihn freywillig wählt, ihm nicht nur mit allen Kräften und Fähigkeiten bis zur Erniedri-

gung unterthänig ist, sondern ihm auch seine Neigungen, Einsichten und Ueberzeugungen unterwirft, und die Neigungen, Wollen und Einsichten seines Herrn als seine eigene annimmt, glaubt und gegen andere behauptet und vertheidiget.

Wie klein, wie tief gesunken erscheint aber auch *der* Mensch, der die schändlichste, ungerechteste Aufträge, die ihn selbst aneckeln und anschaudern, ohne Bedenken und Widerspruch, ohne Barmherzigkeit und Mitleiden, vollzieht; nicht nur aus Noth, aus Zwang oder aus blossem Gehorsam, sondern weil er sichs zur Ehre und als ein Zeichen vorzüglichen Vertrauens schäzt, das auserwählte Werkzeug des Willens seines Gebieters zu seyn. *)

Sie sind wie die Meisterknechte, so über die Negers gesezt sind, selbst Knechte, aber stolz darauf, die *erste* in ihrer Classe zu seyn und Sclaven unter sich zu haben, die sie quälen und mifshandeln können. Manchem Günstling fehlte bey seinem treugemahlten Portrait, so wie dem Meisterknecht die Peitsche, nichts

---

*) Fier de son esclavage, il parle avec dédain de ceux qui n'ont pas l'honneur de le partager.

Rousseau.

als die Serviette unter dem Arm, um ihn anstatt eines Cabinetministers, vielmehr vor den Haushofmeister seines Fürsten zu halten.

Ein eben so sonderbarer Contrast ist, dafs der Schwächere Herr des Stärkern, dafs der Diener Herr seines Herrn ist, und ihn mit unsichtbaren Banden eines künstlichen Despotismus bezähmt, bändiget, leitet und sich unterwirft.

* *

Die Stuffenleiter der Schöpfung ist Veredlung. Wenn man also eine Seelenwanderung glauben könnte, so müfste sie nicht von Menschen in Thiere, sondern von Thieren in Menschen angenommen werden, um sich die Löwen - Esel-Wolfs-Lamms-Hunds-Art u. dgl., die man so sichtbar unter Menschen findet, erklären zu können.

* *

Es giebt unter Menschen und Thieren, die blofs zum Tragen, Ziehen und Gehorchen erschaffen zu seyn scheinen; gebohrne *Last-Thiere*, gebohrne Ochsen und Esel.

Gebohrne — Affen unter den Thieren und gebohrne Hanswurste und Bonjourmacher unter den Menschen.

Gebohrne — *Budels* unter den Hunden und Menschen; man trift sogar unter der Diener-

schaft der Höfe auf ganze *Budels-Familien*, die sich, ohne alles persönliche Verdienst und Würdigkeit, von Urvater, Grofs-Vater, Vater und Sohn bis auf die Kinder und Enkel hinaus, durch blofses Kriechen, Aufwarten, Pfote geben, Laternen tragen, Ja sagen, sich zu allem gebrauchen lassen, angebauet, erhalten, gewurzelt und vermehret haben. Da diese Art von Dienst an kleinen Höfen die gewöhnlichste, angenehmste und unentbehrlichste ist, so trift man auch an denselben diese menschliche Budels am häufigsten an, und wer mitessen, wer unter ihnen gedeihen will, mufs entweder selbst von Budel-Art seyn oder in eine Budel-Familie heurathen.

* *

Es giebt *Haus-Thiere*, die sich zähmen, abrichten, unterrichten lassen, die in eine Art von vertraulicher Gesellschaft mit ihrem Führer, Pfleger und Wohlthäter treten, seine Launen, Härte, sogar Mifshandlungen erdulden, so wie sie empfindlich und erkenntlich gegen seine Sorgfalt, Freundlichkeit und Schmeicheleyen sind, so der Elephant, das Cameel, die Philosophen unter den Thieren, ein edles Rofs, ein treuer Hund u. s. w.

Andere Thiere, obgleich auch Haus-Thiere, lassen sich nie so ganz zähmen und ziehen, um nicht immer noch von der ursprünglichen und eigenthümlichen Art ihres Geschlechts was an sich zu behalten, und solches aus Schuld ihrer Herrn, der Menschen, oder aus eigenem Instinct und Laune, zu äussern.

* *

Bey manchen Thieren thut die Kunst, das ist der Zwang, nur wenig, bey manchen andern mufs er vieles, ja alles thun.

Das *Indocilis pati* liegt so tief und unbezwingbar in der Natur mancher Geschöpfe, dafs man zwar Beyspiele genug von zahm gemachten Löwen, Bären, Hirschen, Schlangen, Wölfen und Füchsen hat; aber eben so viele und fürchterliche von der Lebens-Gefahr, womit sich die Uebertreibung dieses künstlichen Zwangs geendiget hat.

* *

Eben so giebt es im Menschen-Geschlecht, im Geister-Reich, Classificationen, wie im Thier-Reich, unabhängige, unbezähmbare, nicht den mindesten Zwang erduldende Seelen.

Von dieser Art unzubändigende Menschen haben sich in neuern Zeiten *Rousseau*, und der Graf *von Bar* selbt bekannt gemacht.

Rousseaus eigenes Bekenntnifs von sich in dem Schreiben an den Präsident von Lamoignon von 1763. lautet so: „Ein gewisser Stolz, der mich immer trieb, den Menschen in dem Menschen aufzusuchen, machte, dafs ich es nie lernen konnte, den Gedanken der Abhängigkeit zu ertragen. Der Herzog von Luxemburg und seine Gemahlin haben mich mit Freundschaft überhäuft; aber ich mufste mich zwingen, ihren Rang zu vergessen, sie nur als gute Menschen anzusehen; und endlich war es doch ihr Stand, der mich bewog, eine Wohnung in ihrem Hause auszuschlagen; denn ich merkte, dafs mir jede Kette, auch die des Wohlstands und der Sitten, im Umgang mit Höhern unerträglich war. Ich habe darum den Genufs der Freyheit allem vorgezogen und ich habe dieses Glück geschmeckt, denn ich rifs mich von allen Verbindungen, von allen Fesseln der Gesellschaft los, und glücklicher war kein Sterblicher, als ich in Montmorency, wenn ich nach einem in Gefühl der Unschuld verflossenen Tag und einig mit der ganzen Schöpfung des Abends

mit meiner Haushälterin, meinem Hund und meiner Katze speiste." *)

Graf *Bar* aber singt mit wahrer Dichter-Glut:

A l'horreur d'obéir aux caprices d'un Grand,
Je préfere l'honneur de vivre indépendant;
Au seul mot de servir, mon esprit indocile
N'attache qu'une idée absolument servile.

Und der Ausruf jenes ältern Dichters:

Serviat æternum, qui non vult esse liber!

Ingleichem:

Vive tibi et longe nomina magna fuge!

War gewifs nicht nur Dichtung eines Poeten, sondern Drang, eigener, vielleicht schmerzlicher Erfahrung.

* *

Man findet oft in *Einer* Classe Menschen neben einander stehen, deren einer den gefälligen Jaherrn schon auf seiner Stirne und auf dem des Beugens und Krümmens gewohnten Rücken trägt; der andere mit seinem ernsten negativen Gesicht, wie eine unbeugsame Eiche neben einer sich nach jedem Wind drehenden Pappel, ihm zur Seite steht. Wer Josephs Liebling *Lascy* neben dem Held *Laudon* beysammen

*) Epitres diverses.

gesehen hat, der brauchte nicht erst zu fragen: Welches die Pappel und wer die Eiche sey?

Jeder *freygebohrner denkender* Mensch hat überhaupt lange mit sich selbst zu arbeiten, bifs er sich an das Joch des Gehorsams gewöhnt, das er sich freywilig oder aus Noth auflegen lassen.

* *

Ein *gebohrner Knecht* hingegen weifst seine Freyheit weder zu schätzen noch zu benuzen; er seufzet wieder nach einem Herrn, wie ein verlohrener Hund, un *hinter ihm* hergehen zu dürfen.

Meiners, im göttingischen historischen Magazin, hat in einer Abhandlung anschaulich und wahrscheinlich zu machen gesucht, dafs die africanische Negern auf der untersten Stufe der Menschheit stehen, ein ausgezeichnetes, verworfenes, abgestumpftes Volk, *gebohrne Sclaven* seyen. Solche Negers findet man aber auch in allen andern Welttheilen von allen Farben und Sprachen, selbst unter denen auf einer Höhe von Cultur stehenden Völkern.

Mit einer traurigen aber wahren Erfahrung schrieb daher der vortrefliche Vice-König in Sicilien, Graf *von Carracioli*, an seinen Freund

d'Alembert: „Ich beschäftigte mich mit allem möglichen Eifer und aus allen meinen Kräften, diesem Lande, welches man mir anvertraut hat, wohl zu thun. Unglücklicher Weise treffe ich in den Gegenständen selbst allerhand Hindernisse an. Allein die stärksten kommen mir von Menschen, und sogar von solchen, die man gerne von ihren Ketten befreyen möchte. *So wahr ist es,* mein lieber Freund, *daſs die lange Gewohnheit, Sclave zu seyn, die Seele bis zu dem Punkte erniedrigt, wo er die Sclaverey lieb gewinnt,* „

* *

Diese *Subordination* des Verstandes und Willens ruht und liegt in der ganzen ursprünglichen Oeconomie der Schöpfung des Menschen; man könnte das menschliche Geschlecht in die *denkende* und *gehorchende* Classe abtheilen. Wenn es eine durch tausendfache Erfahrungen bewährte Wahrheit ist, daſs es Millionen von Menschen *leichter* ist, zu gehorchen, als selbst zu denken; so ist eben so wahr, daſs es im Ganzen eine der gröſsten Wohlthaten vor die Menschen ist, in Einfalt und Vertrauen *nur gehorchen zu dürfen, als selbst denken und befehlen,* oder selbst *wollen* und *wäh-*

ten zu *müssen;* es ist Bedürfnifs vor den gros-
sen Haufen, dafs ein Ausschufs Menschen von
höhern Kräften existirt, der vor andere *denkt*
und *will*; gleich viel, ob es zum Guten oder
Bösen geschehe. Das Gute kommt durch Ver-
kettung und Folgen eben so oft und gewifs aus
dem, was wir böse zu nennen gewohnt sind,
als die Gröfsen aus der Menge von Einheiten
bestehen.

* *

Welch unübersehliches Unheil, Verwirrung,
Unsinn und Widersinn würde vor das ganze
menschliche Geschlecht, noch mehr für jede
geschlossene Gesellschaft daraus entstehen,
wenn der in seinen Resultaten so verschiedene
Verstand und Wille eines jeden Einzelen von
gleicher Kraft, Wirkung und Gültigkeit seyn
sollte? Wie würde man in allen Künsten, Wis-
senschaften und Handwerken, in der ganzen
häuslichen Verfassung zurecht kommen, wenn
einem jeden, ehe er gehorchte, alles vorerst
(a priori) erwiesen und begreiflich gemacht
werden sollte.

* *

*Vertrauen in die Geistes-Superiori-
tät; Einsicht und Erfahrung in den guten*

Willen eines andern ist also der Grund des anfänglichen blinden Gehorsams, den der Vater vom Kind, der Meister von seinem Lehrling, der Lehrer vom Schüler, der Arzt vom Patienten verlangen kann, und den ihm diese, wenn sie erzogen, belehrt, unterrichtet, geheilet, vervollkommnet werden wollen, auch wirklich auf Treu und Glauben so lange leisten müssen, bis sie im Stand sind, selbst zu prüfen und zu entscheiden: Ob sie rlchtig gelehrt und geführt, oder betrogen und vernachläfsigt worden?

Dahin zielet das grofse Wort (Joh. VI, v. 17.), womit Jesus Christus seine göttliche Sendung behauptete, da er sagt: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern defs, der mich gesandt hat; *so jemand will defs Willen thun, der wird innen werden*, ob diese Lehre von Gott sey.„ Dieses ist, was Paulus und andere Apostel mit dem Wort: *Gehorsam des Glaubens* bezeichnet haben.

Dieses Vertrauen ist ursprünglich das grofse *Band, das jede menschliche Gesellschaft zusammenhält.* Selbst bey den Völkern, die wir Wilde nennen, so bald sie ein Oberhaupt haben, ist der Gehorsam gegen dessen Anord-

nungen und Befehle nur noch um so unumschränkter, freywilliger und anhänglicher. *)

* *

Bifs hieher gehts als noch gebahnten ebenen Weg; der aus Vertrauen, Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit entspringende Gehorsam einzelner Menschen, Familien und Gesellschaften gegen einen mit vorzüglichen Körperlichen oder Geistes-Kräften ausgerüsteten Mann läfst sich gedenken und begreifen; nun kommen wir aber an den Scheideweg, wo menschliche Meinungen ewig unvereinbarlich getrennt bleiben werden, auf den Punct von der *Erblichkeit* der obrigkeitlichen und landesherrlichen Gewalt und aller daraus fliessenden, wahren oder angemafsten und immer mehr ausgedehnten Rechte und

---

*) Unter den vielen Beschreibungen der neuern See-Reisen in den nun mit Recht so benannten fünften Welt-Theil und dessen zum Theil stark bevölkerten Inseln und Halb-Inseln zeichnen sich, znm Beweis des gesagten, vorzüglich die Nachrichten von der Regierung der Königin Oberea auf der Insel Otaheiti aus; (in Hawkeswort Geschichte der See-Reisen und Entdeckungen im Südmeer, I. B. S. 237. u. s. w.) und die rührende Schilderung von der Regierung des Königc Abba-Thutte in Wilsons Nachrichten von den Pelew-Inseln in der West-Gegend des stillen Oceans; in der neuern Geschichte der See-Reisen, Hamburg 1789. I. Band. S. 380. u. f.

Besitzungen, von dem Ursprung und Wechsel der verschiedenen politischen Verfassungen; und wie solche allmählig zu der jetzigen Form und aus diesen Methoden der Glaube erwachsen, an welchen die Menschen sich gewöhnen lassen, in demselbigen erzogen und durch denselben geführt und regiert zu werden.

Hier sind wir auf einem Ocean, wo sich die Ufer des festen Landes auf allen Seiten verlieren, wo selbst oft der Compafs ermangelt und nur ein glückliches Errathen übrig bleibt. Ich übergehe, als zu meinen Zweck nicht gehörig und zu weit davon abführend, den Meinungs-Kram älterer politischer Schriftsteller, und berühre nur, was wir seit unsern lezten Tagen davon aufzuweisen haben.

Unter unsern noch lebenden Schriftstellern hat sich nemlich *Wieland* durch eine kleine von *Dohm* hingeworfene Note *) bewogen gesehen, eine in seiner Manier gedachte Abhandlung: „Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit, oder: Ueber den Lehrsatz: Dafs die höchste Gewalt in einem Staat durch das Volk geschaffen

*) Im deutschen Merkur 1777. Nov. S. 119.

fen seye „, bekannt zu machen. Die zwo Grundsätze, woraus er alles herleitet und dahin wieder zurückführt, sind: Dafs die Menschen im Ganzen genommen *Kinder* seyen, welche eine beständige Aufsicht, Führ- und Leitung bedürften; so dann, dafs in der menschlichen Natur ein angebohrner Instinct liege, denjenigen für unsern *natürlichen Obern, Führer* und *Regenten* zu erkennen, und uns willig von ihm leiten und meistern zu lassen, *dessen Obermacht wir fühlen.* Darauf wird dann der Schlufssatz von dem *Recht der Stärkern,* als der Quelle und Adern der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menschen festgebunden und aus der Analogie der ganzen Natur dessen *göttlicher Ursprung* behauptet.

Lange ward zu dieser Schrift geschwiegen und difs Schweigen war so ziemlich natürlich; die Kraft und Muth haben, einen solchen Gordischen Knoten zu lösen oder zu durchhauen, sind just die, so sich mit Lesung eines Merkurs und ähnlicher Schriften abzugeben am wenigsten Zeit und Lust haben; und die sich mit solchen Lectüren beschäftigen, haben nicht allemal die zur Prüfung dergleichen mifslichen

Sätze erforderliche Einsicht. Endlich erschien vier Jahre hernach ein Ritter auf diesem Kampfplatz *), der zwar *Wielanden* ziemlich cavaliérement behandelte und ihn zu guter lezt mit etlichen Kreuzhieben zeichnete, am Ende aber doch aus tief gefühlten, mehr gedachten, als ausgesprochenen Gründen, aus Gründen, die den Fürsten nichts weniger als schmeichelhaft sind, sich sichtbar mehr auf die Seite der Hirten-Hunde als der Schafe, just weil die Schafe Schafe sind, auf die Seite der Fürsten mehr, dann des Volks neigt.

Die Schmeicheley des einen und das Achseltragen des andern erweckte einen dritten, mit beyden eine Lanze zu brechen. Der tiefsinnige *Jacobi* liefs in das deutsche Museum 1781. ein Gutachten oder vielmehr einen mit Zweifels- und Entscheidungs-Gründen wohl stafirten Urtheilsspruch unter der Aufschrift einrücken: *Ueber Recht und Gewalt*, oder philosophische Erwägung eines Aufsatzes von dem Hrn. Hofrath Wieland über das göttliche Recht der Obrigkeit.

---

*) In dem Schreiben über das Recht des Stärkern, im deutschen Museum 1781. I. B. S. 10 u. f.

„Im Grunde„ (hatte *Wieland* *) gesagt) „ist's für ihn (den Unterthanen) einerley, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu *gebohren* oder *erwählt* seye. So bald er nur einen Reuter auf seinem Rücken fühlt, der seiner mächtig ist, so giebt er sich zufrieden, folgt dem Zügel und duldet den Sporn. — Wohl dem gemeinen Manne, dem kein *Stephanus Junius Brutus*, kein *Milton*, kein *Algernon Sidney*, keine *Cato's Briefe* diſs treuherzige Gefühl wegphilosophirt haben! Er nimmt seine Regenten, gut oder schlimm, als ihm *von Gott gegeben* an, und ein böser Herr müſste beynahe der *Dedgial* (Teufel) selbst seyn, bis dem Volk einfiele, die Frage aufzuwerfen: Ob es aueh wohl schuldig sey, *alles* von ihm zu leiden? — So fern ihm nur erlaubt ist, über die eine und andere dieser regierenden Mächte zu *murren*, wenn sie's ihm nicht nach seinem Sinn und Bedürfniſs machen; so fällt ihm nicht ein, sich gegen sie *aufzulehnen*, und ein einiger Sonnenblick ist wieder hinreichend ihn zufrieden und guten Muths zu machen.„

---

*) In dem göttlichen Recht der Obrigkeit, im deutschen Merkur 1777. Nov. S. 134.

Mit Recht erwiederte aber *Jacobi* auf obige Gäuls-Philosophie: „Wie sollten die Pferde Eins aus ihrer Mitte je zu ihrem Reuter machen können, der ihnen Zaum und Gebiſs anlegte, und sie lehrte, den Sporn zu ertragen? Aber wir sind nicht, wie Thier und Mensch — sondern (als Menschen) nur *nach Graden* von einander unterschieden.„

Im Jahr 1785. trat ein anderer tiefdenkender Weiser, *Herder*, auf, der seinen Unglauben an das Recht, von Geburts wegen zu herrschen, laut und freymüthig bekannte *); zugleich aber der Wielandischen Meinung von dem Recht des Stärkern auf eine deutlicher bestimmte Weise sich näherte, da er die Chimäre von dem stillschweigenden Contract zwischen den Herrschern und ihrem Volk, in die sich so manche Gelehrte geträumt und vergafft hatten, in die einfache und anschauliche Wahrheit auflöste: *Daſs der*

*) Die Natur theilet ihre edelsten Gaben nicht familienweise aus, und das Recht des Blutes, nach welchem ein Ungebohrner über den andern Ungebohrnen, wenn beyde erst gebohren seyn werden, durchs Recht der Geburt zu herrschen das Recht habe, ist für mich eine der dunkelsten Formeln der menschlichen Sprache. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. II. B. S. 252.

Stärkere genommen, was er gewollt, und der Schwächere gegeben und gelitten, was er nicht ändern konnte. **)

* *

Man mag nun aber vors *Ganze* über den ersten Ursprung, Wachsthum und die verschiedene Gattungen der höchsten Gewalt in einem grofsen oder kleinen Staat ein System oder Hypothese annehmen, welche man will, so ist nur um so gewisser, dafs solches den Indivi-

---

**) „Wer hat Deutschland, wer hat dem cultivirten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg. — Gewaltsame Eroberungen vertraten also die Stelle des Rechts, das nachher nur durch Verjährung, oder, wie unsere Staatslehrer sagen, durch den schweigenden Contract Recht ward; der schweigende Contract aber ist in diesem Fall nichts anders, als dafs der Stärkere nimmt, was er will, und der Schwächere giebt oder leidet, was er nicht ändern kann. Und so hängt das Recht der erblichen Regierung, so wie beynahe jedes andern erblichen Besitzes, an einer Kette von Tradition, deren erster Gränzpfal das Glück oder die Macht einschlug, und die sich hie und da mit Güte und Weisheit, meistens aber wieder nur durch Glück oder Uebermacht fortzog. Nachfolger und Erben bekamen, der Stammvater nahm; und dafs dem, der hatte, auch immer gegeben ward, damit er die Fülle habe, bedarf keiner weitern Erläuterung; es ist die natürliche Folge des genannten ersten Besitzes der Länder und Menschen„. Ebendaselbst S. 253.

duen, wo von dem *persönlichen* Gehorsam die Frage ist, nichts nutze oder schade; hingegen man als ausgemacht annehmen dürfe: Dafs *Furcht, Liebe* und *Eigennutz*, als die Haupttriebfedern eines jeden, so gerechten als ungerechten Gehorsams zu achten seyen.

* *

Furcht ist in allen *rein-despotischen* Verfassungen die alleinige Lehrmeisterin jeder Gattung des Gehorsams vor jede Gattung von Menschen; die vom Grofs-Wefsier an bis zum Galeeren-Sclaven sich durch Strick, Knute und Säbel, Respect und Glauben zu verschaffen weifs.

Nach dem europäischen Sprachgebrauch ist zwischen: *Diener, Knecht* und *Sclave* ein wahrer und wesentlicher Unterschied; nach dem Gebrauch des Hofs zu Constantinopel und aller andern, die ihm auch hie und da in Europa gleichen, ist keiner, weil alle Diener und Unterthanen des Grofs-Sultans zugleich Sclaven sind, ein Sclave aber bekanntlich keinen *eigenen* Willen haben darf. *Montesquieu* fafst es noch kürzer zusammen: Der Mensch, sagt er, unter einem Despoten ist ein Geschöpf, das einem Geschöpf gehorchet, welches befiehlt.

In *christlichen Despotien*, oder höflicher gesagt *Monarchien*, ist dieser hänfene Strick des Gehorsams mit Seide übersponnen, zuweilen gar mit Gold und Silber durchwürkt, je nachdem der Sinn und Geist eines Volks vergröberter oder verfeinerter ist; er schneidet aber eben so tief ein, schnürt eben so fest zu, und die berühmte Schlufs-Formeln: *Car tel est notre plaisir!* Hiedurch geschieht unser Wille und Meinung! Difs meinen wir ernstlich und bleiben Euch in Gnaden gewogen! und bitten wir Gott, dafs er Euch in seinen heiligen Schutz nehme! u. dgl. sind nur die Künste und Zierrathen, womit der Befehl behängt und dessen Strenge versteckt wird. Wehe dem, der ihnen eine andere Deutung beylegen wollte.

Wie sehr eine lange Regierung eines einzelnen Fürsten den Charakter seiner Unterthanen stimmen oder verstimmen kann, davon hat uns das sogenannte Jahrhundert Ludwigs XIV. in Frankreich, die Corporals - Regierung Fr. Wilh. I. in Preussen, die philosophisch - despotische Friedrichs II. die Beyspiele gegeben.

Nach einem kleinern Mafsstab hätte die bald funfzig jährige Regierung Herzog Carls zu Würtemberg, in ihren mannichfaltigen Schattierun-

gen und Auftritten, das Steigen und Fallen seines eigenthümlichen Geistes und dessen Einflusses auf sein unterthänigstes Ministerium, auf den gemeinen Mann seiner übrigen Dienerschaft, auf seine herzliebe, getreue, gutmüthige und bey aller ihrer Gedult doch nie unglückliche Unterthanen, auf deren Repräsentanten, die in Worten stets, in Handlungen aber, so viel als ihr beliebte, treugehorsamste Landschaft, auf seinen Hof und den durch sein Beispiel gebildeten und verführten Theil seines Volks, bezeichnen können; da aber dieser Fürst, nach so vielen abwechselnden Rollen seines Lebens, noch kurz vor der vorgehabten prachtvollen Jubelfeyer seiner Regierung, vor den unpartheyischen, gerechten und barmherzigen Richter seiner Handlungen abgefordert worden, so ist dadurch mancher gegründeter Tadel gestillt und versöhnt, zugleich aber auch mancher Posaunen - und Trompeten - Ton übertriebener Lobpreisungen seiner bebrödeten Panegyristen erspart und unterdrückt worden.

*　　　*

Von den Wirkungen der Furcht auf persönlichen Diener - Gehorsam besagt eine eigene Abhandlung dieser Schrift das mehrere.

* *

Der grofse Wunderthäter und Heilige des Jahrhunderts, der *Miles perpetuus*, hat freilich auf den ganzen Geist unserer Zeit, auf Verstand und Willen Deutscher Unterthanen noch mächtiger gewürkt, als alle philosophische Systeme, als alle Sammlungen von Reichs-Gesetzen und Reichsgerichtlichen Verordnungen *). *Ihr sollt nicht raisonniren!* war das Lieblingswort K. Friedrich Wilhelms I. in Preussen, des Schöpfers des neuen militarisch-politischen Glaubens! *Ihr dürft raisonnieren, allenfalls, wenn ihr Drang und Lust dazu habt, auch klagen, murren und schimpfen, wenn ihr nur zugleich gehorcht!* war das Symbol Friedrichs II. und seines Bewunderers, Nachahmers und Rivalens, Josephs II. Diese Monarchen wurden Stifter des dem *blinden Gehorsam* geweihten Tempels; ihre Bewafnete zu Rofs und zu Fufs dessen Beschützer; ihre Ministers, Räthe und Diener, Priester und Leviten dieses politischen Götzendiensts; ihre bebrödete und besoldete Professoren und Lehrer Mifsionarien zur Ausbreitung der neuen

---

*) *Arma tenenti omnia dat, qui jussa negat*, sagte schon Lucanus.

Lehre, Lobpreiser des Tods fürs Vaterland, Dichter des Patriotismus in einem militarischen Staat u. s. w. Je zahlreicher die bewafnete Apostel wurden, je gewisser ward der eingeprügelte Volksglaube allgemein und *herrschend*; es entstund bey der heranwachsenden *Nachkommenschaft* ein *neuer Nationalgeist*, der eine seltsame Mischung von Stolz und Armuth darstellte. Es entstunden früh genug grosse und kleine Proselyten; je häufiger und allgemeiner aber die Nachahmung war, je schlechter und fehlerhafter wurden die Copien; je kleiner und ohnmächtiger die Bekenner dieses Glaubens waren, je geringer war, so zu sagen, an Druck und Papier der *Nachdruck*; die mehreste dieser kleinen Nachbeter und Nachdrucker mufsten sich gewöhnlich mit der *Toleranz* begnügen und sich daher gefallen lassen, im Fall der Klagen ihrer gedrückten Unterthanen, von dem Richter im Reich so, wie die Wildschützen beym Eingriff in das Jagd-Regal, behandelt zu werden.

Diese Nachahmung eines grofsen Königs, dessen Macht und Geist man nicht hat, sondern nur dessen Selbstgefühl und Stolz; diese ist es, welche das Unglück so mancher Deutschen

Länder gemacht hat, hoffentlich aber je länger je weniger machen wird.

* * *

Wie sehr wünschte ich, bey dieser lebendigen Ueberzeugung, dem Glauben und Ausspruch des scharfsinnigen *Meiners* *) beypflichten zu können, welcher unsere von der einen Hälfte der Unterthanen genährte und besoldete Kriegsheere mit ganz andern Augen ansieht, und das gerade Gegentheil von dem über die Völker dadurch herbeygezogenen Druck behauptet: „Es ist zwar„ (sagt Er) „eine gemeine aber durchaus grundlose Meinung, daſs die Einführung der stehenden Heere gleichsam der Zeitpunkt der unumschränkten Macht der Könige und der sterbenden Freiheit der Europäischen Völker geworden seye. Durch die Einführung der stehenden Heere ist zwar die Macht der Könige viel gröſser, und die Macht des Adels und das Ansehen der Stände viel geringer worden, als vormahls; auch hat man die Uebermacht der Könige in einigen Reichen nicht bloſs zur Demüthigung des Adels und zur Vernichtung oder Entkräftung der Stände, son-

*) In der Abhandlung von den Ursachen des Despotismus, in dem Götting. histor. Magazin, II. B. S. 228.

dern auch zur Unterdrückung des Volks gemifsbraucht; allein, *im Ganzen genommen*, sind die Europäischen Nationen durch die wachsende Macht der Könige viel freyer geworden, als sie es unter dem Despotismus des Adels und der Geistlichkeit des Mittel-Alters waren: Leben, Ehre und Eigenthum sind in allen oder den meisten Europäischen Staaten viel sicherer, als vor der Einführung der stehenden Heere; und ohngeachtet die Fürsten nachheriger Zeit unendlich mehr vermögen, als ihre Vorfahren, so übten sie doch viel weniger Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten aus, als die viel eingeschränktern Beherrscher des Mittel-Alters, und als die Fürsten, und deren Günstlinge noch zu unserer Väter Zeiten ausübten. Selbst in den Reichen, in welchen ehrsüchtige Könige oder gewaltthätige Ministers von schwachen Königen, mehrere Menschen-Alter durch, nach unumschränkter Gewalt getrachtet haben; selbst in diesen fängt man an, gemäfsigtere Grundsätze anzunehmen, und sich, so viel man kann, vom Despotismus zu entfernen, weil man durch die angehäufte Last der Sünden und Schulden der Vorfahren von der Falschheit der Jahrhunderte lang geltenden Maxime

überzeugt worden ist: Daſs nämlich die Macht der Regenten mit einem hohen Wohlstande der Unterthanen unvereinbar seye, und daſs die erstere in eben dem Verhältniſse wachse, in welchem die Rechte der leztern gekränkt und die Unterthanen willkührlich behandelt würden.„

Aufrichtig zu bekennen, wüſste ich, höchstens Engelland ausgenommen, auf der Landkarte von Europa das Reich nicht zu finden, auf welches dieser Lobspruch anwendbar wäre; und die Kluft zwischen den Fehde-und Ritter-Zeiten des Mittel-Alters und unsern Tagen möchte wohl zu groſs seyn, als daſs eine richtige Vergleichung zwischen beyden statt finden könnte; man müſste dann, auf eine ähnliche Art, die Frage so stellen wollen: Ob Aberglauben oder Unglauben dem menschlichen Geschlecht schädlicher gewesen sey? Eins wie das andere, würde, nach Wahrheit und Gerechtigkeit, die Antwort ausfallen müssen.

* *

Liebe eines Volks zu seinem Herrn, und Vater-Sinn von diesem und von jeder Obrigkeit gegen ihre Unterthanen und Untergebenen, wäre freilich das edelste Motif eines frohen und willigsten Gehorsams, der schönste Kranz um das

Haupt eines guten und weisen Fürsten; *geliebt zu seyn* war der Ruhm, auf dessen Erringung wahrhaft groſse Regenten stolz und auf dessen Behauptung eifersüchtig waren, deren ehrwürdige Nahmen im Heiligthum der Geschichte unvergänglich glänzen werden; der Raum dieses Tempels ist groſs genug, daſs er auch die der Nachwelt entgegenwachsende von gleichem Geist belebte annoch ſassen wird. Die *Wahrheit* muſs ihnen aber diesen Stempel eingeprägt haben; nicht die Stimme der Schmeicheley, noch weniger Eigenlob muſs ihnen diſs Zeugniſs beygelegt, sie selbst müssen es durch redende Thaten und den Dank ihres Landes und Zeit-Genossen mit dem Nachklang thränender Sehnsucht versiegelt haben; sonst kommt ein Louis XV. le Bien-aimé heraus, den sein Volk erst vergötterte und im Tod nach S. Denis hinaus verfluchte; sonst wird aus der Prahlerey mit *landesväterlicher Liebe* eine abgenuzte und sich selbst verächtlich machende Canzley-Formul, welche der Unterthan nicht nur nicht glaubt und nichts dabey empfindet, sondern ihrer noch als einer muthwilligen Beleidigung der von ihm beweisenden Gedult spottet. Hundertmal wird ein solches Land eher die trotzigste Sprache

eines seine Uebermacht fühlenden despotischen Fürsten ertragen und sich, wenn's auch murrend oder seufzend wäre, unter diese Gewalt beugen, als sich durch vorheuchelnde Liebe, wo Handlungen überall das laute Gegentheil beweisen, zum Narren halten oder wie ein Kind behandeln lassen *).

Am häufigsten findet man diese Waare und Sprache in Wahl-Sprüchen, Schau-Münzen, Reden, Gedichten und Predigten bey Huldigungen, Regierungs-Antritt, Geburts-Tägen, desto seltener bey Leichen-Predigten, wo solche noch gehalten werden, und am seltensten im Leben und Thaten der Könige und Fürsten. Wenn auch die wechselsweise Liebe zwischen einem Herrn und Land anfänglich einer glühenden Bräutigams-Liebe gleicht, so wird nur allzuoft eine laue und zulezt frostige eheliche Liebe draus, wo man des seligen Endes, wenigstens von einer Seite, hoft; auch es wohl laut genug wünscht, um — von neuem betrogen zu werden.

* *

Stolz auf den Nahmen, Würde und Rang eines Herrn, Bewunderung und persönliche Würdi-

*) Metus et terror infirma vincula caritatis; quæ ubi removeris, qui timere desierint, odisse incipient.

Tacitus.

gung seiner Thaten und der ganzen Höhe seines Geistes, mufs oft die Stelle der *Liebe* vertreten, und hat in solchem Fall bey dem Volk in Hinsicht des Gehorsams auch die nemliche Würkung. Ich erinnere mich nicht ohne Rührung einer solchen Scene auf meiner nordischen Reise im Jahr 1773. wo ich bey einem zugleich die Post versehenden Königl. Preufsischen Beamten und Pächter ohnweit Memel übernachten mufste, der in den ungemessensten Ausdrüken über seinen König, über des Juden Ephraim Münz-Haushaltung, über die neuangekommene französische Pächter und die allgemeine Armuth u. s. w. loszog, den König einmal über das andere einen Tyrannen, einen Volksschinder, einen Roi des Pauvres, statt Roi de Prusse, nannte, in Erzählung des mannigfaltigen Volksdrucks sich heiser redete, und endlich seine Invectiven mit denen in der stärksten Empfindung ausgesprochenen Worten schlofs: *Es ist aber doch ein grofser König!* Wozu ich, nach einem langen bedächtlichen Stillschweigen auf seine vorige Schmähungen, ein freywilliges Amen! sagte.

Da nun in einer Monarchie so sehr vieles

auf

auf die *Virtù*, auf die persönliche Tugend des Regenten ankommt und von derselben der ganze Ton der Regierung, die Handels-Weise und Berathung des Ober-und Unter-Ministers, die ganze Behandlung des Volks u. s. w. abhängt, so ist der in dieser Persönlichkeit liegende Trost freylich sehr wandelbar und vergänglich. Es bleibt aber dabey: Ein *guter* König, wenn er auch von seinem Volk gar nicht bewundert, ja nicht einmal nach Würden geschäzt würde, ist immer mehr werth, als ein *grofser* König, wenn er auch der *Einzige* in seiner Gattung wäre. Der ehrwürdige Grofs-Kanzler von *Carmer* mag sich's ganz gut bewufst gewesen seyn, warum er seinen jezigen König und nicht Friedrich den Grofsen wegen *seines rühmlichen Hasses gegen allen Despotismus* gelobt hat; dieser leztere würde es für Satyre gehalten haben. Ob, und wie lange aber Friedrich Wilhelm II. jenes herrliche Lob stets verdienen wird? mag die Zeit lehren; dann Friedrich II. liefs im Jahr 1740. in den ersten Tagen seiner neuangetretenen Regierung, die merkwürdige Worte *offentlich* bekannt machen: „Ich will, dafs künftig, wofern etwan mein

besonderes Interesse dem allgemeinen Besten meiner Lande zuwiderscheinen möchte, alsdann dieses leztere jederzeit vor dem ersten den Vorzug behalten soll„. So dachte, und gewiſs aus Ueberzeugung sprach so der damals im Ideen-Himmel schwebende König; der *Wille* der Monarchen ist aber, nach einem alten wahren Sprüchwort, wandelbar bis in ihren Tod.

In der Praxi der Staats-Verwaltung geht es oft, wie in der sogenannten Ecclesia preſsa bey den Religionen; da ist immer mehr Andacht, als bey der gröſsten Freyheit des öffentlichen Gottesdiensts. Es ist eine durch den ganzen Gang der Geschichte bewährte Bemerkung, daſs ein Fürst, wenn er sonst Kopf hat und sich auf das: *Leniter sævire*, auf das systematische Scheeren seiner Schafe versteht, von seinen Unterthanen verhältniſsmäſsig immer mehr gelobt, entschuldiget, gerechtfertiget, wird, je härter er sie behandelt. Die ganze Regierungs-Geschichte Friedrichs II. von Preuſsen, von der Periode an *nach* geendigtem siebenjährigen Krieg, ist davon der redende Beweis. In einem solchen Fall trift zu, was mir einst der edle Fürst *Orlow* in Petersburg auf die Frage: Ob seine Kaiserin von ihrem Volk auch gelie-

bet werde? in einem tiefgedachten Sinn geantwortet hat: „Nein! sie hat uns noch nicht böses „genug gethan, um sie lieben zu können.„

* *

Stolz auf den Gedanken wahrer — oder auf das Schattenbild vermeinter *Freyheit* kann mit gleicher Macht auf den Verstand und Willen eines Volks würken, und Gehorsam, Verläugnung und Unterwerfungen zuwegenbringen, welche ein Monarch mit allen Befehlen zu erhalten sich vergeblich bemühen würde. Ein Blick in den innern Gang von republikanischen und denselben ähnlichen Staats-Verfassungen kann davon bald und ganz überzeugen. Wo trägt ein Mensch williger, gedultiger seine ungeheure Lasten, als der begnügsame, fleifsige, aber in der steten Einbildung geniefsender Freyheit wandelnde Holländer? Wer ist stolzer auf die Magna Charta seiner Freyheit, als der Britte? Und wer lebt in deren würklichen Genufs ruhiger, sicherer, glücklicher, als der Eidgenosse? und vergifst darüber jener seine drückende Taxen und verschmerzt dieser den Stolz seiner Aristokraten. Das auffallendeste neueste Beyspiel von der Allgewalt dieses Freyheits-Gefühls auf den Geist einer ganzen Nation liefert uns

die neueste Geschichte von Frankreich. Es war nicht nur Begeisterung, sondern ein wahres *hitziges Freyheits-Fieber*, in welchem man ein ganzes Königreich seine silberne Schuhschnallen zum Opfer errungener vermeinter Freyheit darbringen, Herzoge und Pairs neben ihren Schustern und Schneidern auf die National-Wache ziehen und der Majestät des nun von zwölfhundert Königen, sans culottes, dargestellten Volks huldigen sahe; tausendfacher anderer Sottisen nicht zu gedenken, deren nur ein so leichtsinniges und so leicht aller Eindrücke empfängliches Volk, als die Franzosen, fähig ist; welche aber der unumschränkteste Monarch zu befehlen oder auch nur anzusinnen, ohne Gefahr einer allgemeinen Aufruhr, nie gewagt haben würde. *)

Difs Freyheits-Gespenst wird aber, vielleicht auch ohne Exorcismus fremder Geisterbanner, auf eigenem Grund und Boden wieder verschwinden, und schmerzliche Reue für die Theilnehmer, heilsame Warnung aber für andere Staaten hinterlassen. Im Sturm kann man zwar

---

*) Libertas et speciosa nomina prætexuntur: nec quisquam alienum servitium et dominationem sibi concupivit, ut non eadem ista vocabula usurparet. Tacitus.

Schiffbruch leiden und Thürme einstürzen sehen; zum Bau neuer Schiffe und Häuser gehört aber ruhige Vorbereitung, nüchterne Köpfe und stiller Himmel. Die ganze Declamation in der französischen Constitution von den bürgerlichen Rechten und Freyheit des Menschen trägt aber die sichtbarste Zeichen von Uebereilung, und gleicht einer vor ihrer Zeitigung abgefallenen unreifen Frucht.

Ueberhaupt geht es mit dem Begriff von Freyheit, wie mit dem von Reichthum; er ist immer nur relativ, nur local. Es giebt von keinem von beyden einen allgemeinen Maaſstab, und wird deſswegen über beyde beharrlich gemeſsen, verglichen, raisonnirt, gezankt und gestritten werden. Da wir auch in Deutschland nicht einerley Ehle, Maas und Gewicht, wohl aber Valvations- und Vergleichungs-Tabellen haben, so würde vergebliche Arbeit seyn, sich bey *allgemeinen* Theorien zu verweilen. Mit voller Ueberzeugung unterschreibe ich aber, auch als meinen eigenen Glauben, das eben so redliche als freymüthige Bekenntniſs, was in besonderer Rücksicht auf Deutschland der patriotische *Reuſs* *) darüber abgeleget hat.

---

*) In der *deutschen Staats-Canzley* 20. Th. S. 425. in fol-

* *

Diese überspannte Begriffe von der Freyheit des Menschen und bürgerlicher Freyheiten rühren unmittelbar aus der eben so verkehrten Vor-

---

genden Worten: „Nach meinem System von Staats-Recht und Politik ist mir das Capitel von bürgerlicher Freyheit eben so wichtig, eben so heilig und unverlezlich, als das in unserm deutschen Staats-System so wichtige Hauptstück von der Freyheit des Reichs und seiner Stände. Edle Fürsten denken eben so. Sie sehen ihr höchstwichtiges Regenten-Amt als eine Bürde an, die ihnen nur darum erträglich wird, wenn sie recht viel Gelegenheit erhalten, Väter und Wohlthäter ihres Volks zu seyn. Regenten, deren Herz nicht die reine Quelle dieser edlen Gesinnung ist, wird sie zwar durch reichsgerichtliche Strafgebote nicht eingeflöist werden; gesegnet seyen aber doch alle Schritte der Reichs Gerichte, welche dahin abzielen, den Ausbrüchen der Willkühr und des Despotismus auf deutschem Grund und Boden zu steuren! Gesegnet um so mehr, als in unserm militarischen Jahrhundert das System vom blinden Gehorsam aus den Clöstern in die Staats-Verfassung übergegangen zu seyn scheinet, und manche Staaten in Gefahr stehen, aus bürgerlichen Gesellschaften militarische Subordinations-Systeme zu werden. — Bürgerliche Freyheit ist nichts anders, als natürliche, auf das Wohl der ganzen Staats-Gesellschaft abzweckende Gesetze eingeschränkte, Freyheit. So lange also die natürliche Freyheit nicht durch bürgerliche Gesetze oder die Natur der bürgerlichen Gesellschaft eingeschränkt oder aufgehoben ist, so lange mufs sie jedem Gliede derselben unverlezt bleiben."

stellung von der *Gleichheit der Menschen* und daraus hergeleiteten *Aufhebung der verschiedenen Stände.* *) Die ganze Idee in ihrer Darstellung und würklichen Anwendung ist Unsinn, ist gegen die Ordnung des Schöpfers in der ganzen Natur. Mannigfaltigkeit und Abstufung ist das Grofse und Schöne der Harmonie der Schöpfung, vom Elephanten bis zur Maus, vom Adler bis zur Fliege, vom Granit-Felsen bis zum Sandkorn; im Menschen selbst, dem edelsten aller Geschöpfe Gottes, Abstufung nach allen physischen und intellectuellen Kräften, vom Riesen bis zum Zwerg, von *Neuton*, der Luft und Licht spaltet und den Lauf der Gestirne mifst, von *Franklin*, der Feuer dem Himmel entlockt, bis zu dem lezten Gänsehirten in Europa. Mannigfaltigkeit der Gröfse und Kräfte selbst in dem Reich der Geister, so weit es Menschen zu ergründen vermocht haben.

---

*) Ich empfehle zum Lesen, des sel. Zollikofers vortrefliche Predigt: Dafs die Verschiedenheit der Stände und des äusserlichen Glücks nicht nur in unserer Natur gegründet, sondern auch eine für uns höchstvortheilhafte Einrichtung der göttlichen Weisheit und Güte seye; *im siebenden Band der nach seinem Tod herausgegebenen Predigten. S. 253.*

So glänzend und blendend die Theorie von Gleichheit der Stände in der bloſsen Beschauung ist, so gewiſs wäre es die gröſste Strafe vor die civilisirte Menschheit, wenn sie je, auch nur in einer gemäſsigten Ausdehnung, in Erfüllung gebracht werden könnte. Die Lehrer davon, wenn sie nicht just solche Misantropen, wie ihr Erfinder, *Rouſseau*, wären, würden dabey selbst am übelsten dran seyn, und das bethörte Volk früh genug Ursache finden, diesen Freyheits-und Gleichheits-Phantasten eher zu fluchen, als sie zu segnen, und jeder sich das Maas und Gewicht mit welchen er gebohren, und die Form nach welcher er in das groſse Band der menschlichen Gesellschaft eingekettet ist, wieder zurückwünschen. Die Erfahrung weniger Jahre hat in Frankreich bereits bewiesen, welche Greuel von Gesetzlosigkeit und Insubordination, welche Zerrüttung aller geselligen Ordnung, welche Verwirrung der Köpfe, welche tolle Anmaſsungen und Schwindeleyen diese philosophische Narrheit schon nach sich gezogen hat.

Von mehrerer Gleichheit in Tragung gemeiner Lasten und Abgaben, von mehrerem Gleichgewicht zwischen der geniessenden und arbei-

tenden Classe, zwischen gerechten und angemaasten Befreyungen der höhern und desto härterm Druck und Unterdrückung der sogenannten niedrigen Stände konnte, durfte und mußte die Rede seyn; der Bogen war zu sehr gespannt, als daß er sich noch mehr biegen ließe; er *mußte* brechen. Die Herabstimmung des ungeheuren Mißverhältnißes zwischen der befehlenden und gehorchenden Claße war in Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit gegründet; eine gänzliche Aufhebung, Zertrümmerung der Einen Claße, die Vermischung aller Stände, aber konnte nur bey einem Volk statt finden, das so leicht von einem äussersten Ende zum andern überspringt.

Wozu übrigens der Unterschied der Stände in der bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft überhaupt berechtige, oder nicht berechtige? liegt ausser den Gränzen gegenwärtiger Untersuchungen. So viel insbesondere den *Adel* betrift, so ist mein kurzes und rundes Bekenntniß: *Bloßer* Adel, ererbter, geschenkter oder erkaufter, ohne persönliche Tugenden, Verdienste und Geistesvorzüge, ist weiter nichts, als ein tönendes Erz und klingende Schelle.

*   *

Doch kann ich hiebey nicht unbemerkt lassen: Dafs, bey aller unserer Aufklärung und so vielen andern cæteris paribus, das *Deutsche National-Temperament*, im Ganzen genommen, unstreitig vieles dazu beytrage, dafs keine solche gräuliche Scenen unter uns vorfallen, als die Geschichte anderer Reiche, von Frankreich, Engelland, Rufsland, Italien etc. aufzuweisen hat. Ein Fürst kann es sehr arg in seinem Land treiben, und doch ruhig zu Bette gehen; der Unterthan leidets und schweigt: Wenn er auch murrt, schimpft, Pasquille auf seinen Herrn macht, endlich gar ihn verklagt, so vergiftet er ihn doch nicht, miethet keinen Meuchelmörder, haut ihm den Kopf nicht herunter, zündet ihm sein Schlofs nicht an, und seine Minister und Augendiener, wenn auch unter ihnen die ärgsten Buben wären, werden nach wie vor mit tiefen Reverenzen begrüfst, und sind vor Galgen und Laternenstöcken sicher. So war's wenigstens bisher; wie es in 20. 30. oder 40. Jahren *hie und da* aussehen wird, kann die Geschichte des künftigen Jahrhunderts erzählen. Eine ewige Gedult möchte schwer zu verbürgen seyn; die zwo Extremen des Trotzens und Verzagens liegen in der Natur des Men-

schen. Frankreich stellt uns die neueste und schrecklichste Beweise dar. Welches Volk hat mehr auf sich treten, sich gedultiger mifshandeln und tiefer erniedrigen lassen? Und wie schnell war der Uebergang von der fühllosest geschienenen Langmuth zu rasender Wuth, ja zu wahren Unmenschlichkeiten? Und welche greuelvolle Auftritte stehen, indem ich dieses schreibe, noch bevor?

Uns Deutsche sichert das *National-Phlegma* vor dergleichen überschnellten Extremen; wenn der Despotismus auch noch so scharf einschneidet, so ist doch *patientia jugi* in unserm Character. In den meisten weltlichen Staaten ist ohnehin für das Gleichgewicht des Gehorsams schon dadurch gesorgt, dafs Adel, Geistlichkeit und Volk, nur eine gemeinschaftliche Scheere, und keins dem andern viel vorzuwerfen hat. Der Krummstab aber, unter dem sich so gut wohnen liefse, wird je länger je weniger ein Hirtenstab, drückt hie und da härter, als der eiserne Scepter eines unumschränkten Monarchen; und just da, da, wo der Anblick so vieler vom Mark der Länder und dem Schweifs der armen Unterthanen sich nährenden Verschwender, Schwelger und Müfsiggänger

würklich empörend ist, möchte es wohl näher, als man denkt, vom Biegen zum Brechen kommen.

*   *

Von der so gepriesenen Aufklärung sollte man billig erwarten, dafs sich auch die Politik immer mehr mit Lebens-Weisheit paaren, und die Fürsten und ihre Räthe sich die von andern begangene Fehler dazu dienen lassen würden, solche mit desto mehrerer Vorsicht zu verhüten, dafs sie sich selbst, nach eines jeden Stand, Vorrechten und Kräften, zum Anliegen machen würden, um die unsere allgemeine Reichs-Verfassung begründen sollende Gesetze zu verbessern, harmonischer, gerechter und menschlicher zu machen. Leider! hat es aber zu dieser Hofnung nicht nur gar keinen Anschein, sondern es neigt sich vielmehr nicht nur in der Länder-Regierung, sondern selbst von Seiten der *Gesetze* zu immer mehrerem Druck.

*   *

Das neueste Reichsgesetz, der Kaiserliche Wahl-Vertrag, bindet dem Kaiser, dem Oberhaupt des Reichs, dem Hüter und Vollzieher der Gesetze, seit 50. Jahren, immer mehr die Hände, und erweitert dagegen die schon fast grän-

zenlose Gewalt der Reichs-Stände. Die Wahl-Capitulation K. Leopolds II. hat vollends dem, durch die Privilegia de non appellando ohnehin schon genug gedrückten und gewürgten Deutschen Unterthanen, durch einen dem 19. Art. §. 6. eingeschalteten Zusatz, den Hals vollends zugeschnürt, gegen den Despotismus der unersättlichen Reichs-Ständischen Cammern nicht einmal mehr mucksen zu dürfen. Da man aber alte und neue Beyspiele hat, daſs der zu stark gespannte Bogen zuweilen bricht, wer kann und wird in diesem Fall einen solchen Herrn bemitleiden? Und wie kann und will der geistliche Churfürst, auf dessen Betrieb jene höchstverfängliche Clausel eingeschlichen, sich in seinem Gewissen beruhigen, daſs er, um eines elenden Weinzapfs willen, tausend unschuldige Unterthanen anderer deutscher Provinzen, um die ihnen ohnehin so erschwert werdende Gerechtigkeit belistet habe. Dann actenmäſsig *) bewahrheitet ist, daſs nur durch List

---

*) S. *Wahl-Tags-Protocoll* von 1790. II. Band, S. 209. u. f. Verbunden mit D. Crome Wahl-Capitulation K. Leopolds II. S. 141, wo der brave Mann sich der ehrlichen und gewissenhaften Note nicht enthalten kann: „Dieser„ (§. 6.) „nebst den folgenden ist gar zu

und affectirte Unschuld, gegen die gerechte, wichtige und rühmliche Chur-Cöllnische und Chur-Braunschweigische Einwendungen diese *Chur-Trierische* ungerechte und unpatriotische Glosse in das Gesetz hineinmajorirt worden. — Und nun prahle man noch mit Reichs- und Landes-Justitz; nun klage man noch über Murren und Klagen der Unterthanen, und zwinge einen Kaiser zu schwören, dafs er, aller dieser die Lande auszehrenden Justitzkünste ohngeachtet, (§ 7.) „die Unterthanen *inmittelst*

---

sehr zum Vortheil des Landesherrn eingerichtet. Hieraus könnten gerade in unsern Zeiten am allerersten und häufigsten Unruhen entstehen, da den armen Unterthanen durch jenes Gesetz auch der lezte Weg zur unpartheyischen rechtlichen Abhülfe ihrer Klagen nun auch abgeschnitten ist.„

* *

Nachdem dieses bereits geschrieben war, vernehme ich, dafs das zwifacher Ehren- und Ruhms-würdige Reichs-Kammer-Gericht, in eben diesem Procefs zwischen dem Churfürsten von Trier und seinen Landständen wegen dem Pfingstbannzapf, auf dieses erschlichene Inserat der Leopoldinischen Wahl-Capitulation schlechterdings nicht geachtet habe.

Und nun wundere man sich nicht mehr, wenn Gott, der allmächtige und gerechte Richter, sich der Franzosen als Zuchtruthen gegen dergleichen gewaltthätige und unbarmherzige Fürsten bedient.

gleichwohl zum schuldigen *Gehorsam* gegen ihre Obrigkeit anweisen wolle.„

Geschieht das am grünen Holz, was wills am dürren werden!

* *

Wie mächtig *Religions-Systeme* und deren verschiedene Grundsätze auf Verstand und Willen eines jeden Menschen, insbesondere auf Glauben und Aberglauben ganzer Völker, auf deren Ueberzeugung, Anhänglichkeit und Gehorsam gegen das als Wahrheit erkannte und geglaubte würken, davon zeugt die Geschichte aller religiosen Parthien, Secten, Gesellschaften, nnd aller einzelen Bekenner, Märtyrer, Schwärmer, Phantasten, Enthusiasten, und wie man sie nennen möchte, welche weder Scheiterhaufen, Schwerdt, Strick, Galeeren, Verfolgungen, Dragonaden, die drohendeste Befehle, Verlust ihres Vermögens und ganzen zeitlichen Glücks, noch glänzende Aussichten, Schmeicheleien, Versprechungen, Bitten vermögen konnten, ihren Glauben, Meinungen und Vorurtheilen, was es nun bey einem jeden war, zu entsagen. Ich berühre diesen Punct nur um des allgemeinen Zusammenhangs willen, da er

sonst in das eigentlich Politische dieser Materie nicht gehört.

*   *

In seiner Maaſse eben so stark, als Religion, und bey vielen Gemüthern noch stärker, würkt auf den denkenden und seine Geistes-Kräfte fühlenden Mann, *das Lesen alter römischer und griechischer Schriftsteller, brittischer Parlaments-Reden, französischer Parlaments-Vorstellungen* gegen despotische Könige und Minister, das Eindringen in ihren Geist und Grundsätze, überhaupt das ernste Studium der alten römischen und der englischen und französischen Geschichte von der Zeit an der lezten zwo Jahrhunderte. Welch starke Schlüsse und Modificationen verbreiten sich daraus über die ganze so reichhaltige Materie vom Gehorsam gegen Könige und Fürsten, insbesondere im Deutschen Herren-Dienst, wo uns selbst die Franzosen zur Zeit ihres stärksten Drucks*),
und

*) Ein Souverain von der Deutschen Grafenbank kann mit seinem Gerichts-Beamten weit despotischer verfahren, als ein König in Frankreich mit den seinigen; er kann sie ohne Ursache von seinen Aemtern werfen. Das kann unser König nicht. Alle Glieder seiner Dikasterien, vom Pariser-Ober-Präsidenten an bis zum Arraser-Provin-

und noch mehr die Engelländer getrost die Stirne bieten konnten. Wenn aber auch ein Deutscher, durch eine über das Schicksal der untern Volks-Classen sich erhebende edlere Erziehung oder aus eigenem Hang und Neigung an solchem Studio und Lectüre Geschmack gewinnt,

---

zialrathe, sind unabsetzlich, es sey denn, daſs ihnen nach der Ordnung der Gesetze ihr Proceſs gemacht werde. Das kann nur eines Verbrechens halben geschehen; und die Weigerung, Edickte zu protocolliren, gehört nicht unter die Felonien. Diese Gewiſsheit, mein Herr, macht Männer, und (können Sie es glauben) sie beruht groſsentheils auf dem Eigenthum der Aemter, auf eben dieser in Deutschland so sehr verspotteten Venalität, welche den Monarchen hindert, die Parlaments-Stellen an Schmeichler zu vergeben, den Richtern die Macht läſst, ihren *Esprit de corps* auf ihre Söhne fortzupflanzen, und keinen in ihr Collegium aufzunehmen, der ihnen nicht ansteht.

Lesen Sie die Vorstellungen unserer Parlamenter; lesen Sie die Bittschriften der Unterthanen an den König, an seine Minister, an seine Beamten; Sie werden wahrlich den kriechenden Styl nicht darinn finden, welcher so oft die Sprache und den Character der freyen Deutschen erniedriget; und in den Edicten unsers Landesherrn, ob sie sich gleich mit den Worten: *Tel est notre plaisir*, endigen, ist die Sprache weit minder despotisch, als in den gnädigsten Mandaten Ihrer Wildgrafen und Reichsakten. Schreiben eines (angeblichen) Franzosen im *deutschen Museum* 1781. II. B. S. 158. u. f.

so lasse er sichs nie gereuen; er gewinnt allemal an und in sich selbst so viel, dafs er auf sein ganzes Leben gesichert ist, kein Stockfisch zu bleiben, wenn er gleich eben so wenig jemahlen hoffen darf, Ober-oder Unter-Kammerherr oder wohl gar Minister des kleinsten Potentaten zu werden. In der Regel aber mufs ich aus inniger Ueberzeugung das Bekenntnifs nochmals wiederholen, was ich über diesen Gegenstand bereits vor einigen Jahren offentlich *) abgelegt habe: „Wer Königen und Fürsten dienen will und mufs, und dabey seine Gemüths-Ruhe lieb hat, der enthalte sich, die Alten und viele pragmatische Geschichtschreiber zu lesen; was man auf der einen Seite durch Erweiterung von Kenntnissen und an Klugheits-Regeln gewinnt, das verliert man dagegen auf der andern wieder durch traurige Vergleichungen und Nachdenken, und verwickelt sich in Scrupel und Zweifel, die so hart drücken als bey einem Münch, dem über sein Kloster die Augen aufgehen, ohne aus demselben heraus zn können. Ich rede aus eigener schmerzlicher Erfahrung„.

*   *

---

*) Im *patriotischen Archiv* II. Band, S. 547.

Die *Erziehung*, wie sie nun einmal, mit einer mildern oder härteren Schattierung, in Europa eingeführt ist, trägt zur Art und Weise des Gehorsams im Ganzen und allen seinen Theilen überaus viel bey. Anders gehorcht solchem nach ein Russe, anders ein Engelländer, ein Franzose und ein Deutscher; alle wissen aber von Kindheit an nichts anders, als daſs man seinen Eltern und Vorgesezten, seinem Herrn, seinem Lehrer und Meister, gehorchen *müsse*. Der eine gehorcht blindlings und sclavisch, und so wird er des gedankenlosen Gehorsams allmälig gewohnt oder durch Prügel dazu gezwungen, und der geringste Hang zu Widerspruch und Widerstand sogleich in ihm erstickt; der andere gehorcht auch, er will aber mehr dazu beredt und gebeten, als geheissen oder gar bedroht seyn. Jeder gehorcht nach dem ihm eingeprägten und angewöhnten besondern Character seiner Nation: Der eine beraisonnirt alles, ehe er es thut oder in dem er es thut; murrt, schmählt, flucht über das befohlene und thut's *doch*; der andere nimmt hundert ihm lästige und unangenehme Dinge vor bekannt an, ohne daſs ihm was arges darüber einfällt, weil ers von Vater und Voreltern her

so gewohnt ist; jeder von allen gehorcht aber, so viel ihm möglich ist, immer nur so, daſs er sich selbst nicht dabey vergiſst, und dazu hält er sich aber durch den angebohrnen Trieb der Selbst-Erhaltung berechtiget. *)

Die ganze Art der bisherigen Erziehung der mittlern und untern Volksclassen hat die vor die Beherrscher gemächliche Folgen, daſs der Bürger-und Bauern-Stand in einer fast allgemeinen, soll man glücklichen oder unglücklichen sagen, Unwissenheit von seinen Rechten und Zuständigkeiten, und von den gegenseitigen Pflichten seiner Herrn und Obern aufwächst, wodurch das jedem nicht ganz stupiden und verwahrlosten Menschen eigene Selbstgefühl seiner Würde und Kräfte allmälig eingewiegt, in ihm selbst unterdrückt und durch äussern

---

*) Wie kann Aufklärung würken, so lange die Erziehung durchs Beyspiel der Erziehung, durch den Unterricht stillschweigend, aber siegend und unabläſsig entgegenwürkt, und die zarten Keime einer bessern Thätigkeit und des ächten patriotischen Sinnes erstickt, indem sie alles auf den niedrigsten Privat-Eigennutzen zurückführt und den Menschen isolirt? Nur bey Wenigen ist die Gesundheit der Seele fest genug, sie gegen eine so allgemeine Ansteckung zu sichern. Hr. von Ungern-Sternberg in den Blicken auf die moralische Welt S. 235.

Druck vollends erdrückt und erstickt wird; freylich zu einer Zeit und in einem Land stärker und schneller als im andern, unter allerley Formen und nach verschiedenen Methoden; im Ganzen aber ist Zweck und Würkung immer einerley. Denn so, wie die Sachen dermahlen noch in Deutschland stehen, sieht sich der *gemeine Mann* selbst als ein zum Tragen, Dulden, Leiden und Schweigen erschaffenes subalternes Geschöpf, seinen Herrn als seinen Gott auf Erden *), und dessen Beamte und Diener als höhere Geister an, die er aber mehr fürchten als lieben müsse; nach Beschaffenheit der Umstände sie belügen, betrügen, und ihnen nur aus Zwang gehorchen dürfe. Gehts zu hart über ihn her, so tröstet ihn sein Pfarrer mit dem ewigen Leben, als dem Ende aller irrdischen Noth. Der Bauer selbst tröstet sich auch oft genug damit, daſs sein Herr nicht ewig leben und vielleicht ein besserer nach ihm kommen werde.

---

*) *Le Systeme des Grands est, que le genre humain ne vit que pour un petit nombre d'hommes et que le monde est fait pour eux. — Belisaire par Marmontel.* Dieſs glauben nicht nur die Principi, sondern auch die Principoni.

Wie viel nun die mit schnellen Schritten zunehmende Aufklärung unserer Zeiten überhaupt, was die in mehreren Deutschen Provinzen zu einer bessern Erziehung und Unterricht des Volks, durch zweckmäfsigere Einrichtung der mittlern und niedern Schulen getroffene rühmliche Anstalten, was eine freyere und liberalere Denkungs-Art und Bildung des geistlichen Standes, und am meisten das mildere Betragen der durch warnende Beyspiele wacker gewordenen Regenten auch auf den gemeinen Mann würken, und wie viel Licht, als er zu seinem Bedürfnifs nöthig hat, sich über ihn allmälig verbreiten werde, wollen wir von dem Segen des kommenden Jahrhunderts verhoffen und erwarten.

* *

Der *Geist der Zeit*, wenn man mit diesem Wort den Ideen-Gang unter den Menschen, den Umlauf, Erweiterung und Verfeinerung der Begriffe bezeichnen darf, würkt auch in der Lehre vom Gehorsam auf eine auffallende Weise. Wenn auch der Glaube der Könige im Grund immer derselbe bleibt, und sie das Selbst-Gefühl ihrer Macht in Thaten und Handlungen so stark, als ihnen nur möglich ist, zu empfinden geben,

so accommodiren sie doch um so ehender die Worte dem Wahn und Glauben ihrer Unterthanen.

Als *Thomasius* zuerst in Deutschland die Meinung des Mittel-Alters von dem *göttlichen Rechte* der Regenten angriffe, brachte es der dänische Ober-Hof-Prediger *Masius* dahin, dafs seine Schrift in Coppenhagen durch Henkers-Hand verbrannt wurde. Hingegen König Gustav III. in Schweden sagte in denen den 30. Oct. 1778. seinen Reichs-Ständen vorgelegten Puncten: Die Königliche Macht hätten ihm Gott und des *Reichs Einwohner* verliehen. Mit solchen Parade-Sprüchen darf man dann freylich den eigenmächtigen Krieg mit Rufsland, den despotischen Reichstag zu Gefle, und dessen traurige Resultate nicht ins Gleiche stellen.

K. Friedrich II. in Preussen gienge noch weiter, und liefse in einer mit dem berühmten Philosophen *Sulzer*, freylich nur unter vier Augen, im Jahr 1777. *) gehabten Unterredung einfliessen: „Die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf sey eben so ungereimt, als das Vorgeben, womit man den Souverainen schmeichelte, dafs sie das Ebenbild Gottes auf Erden seyen.„

---

*) In *Nicolai Anecdoten von K. Fried.* II. 2. Heft, S. 139.

Eben dieser König soll in einer philosophischen Unterredung mit dem Akademiker *Thibault* geäussert haben: **) Das Unbegreiflichste von allem sey Ihm, daſs Millionen Menschen einem Einzigen gehorchen. So sprechen die Groſsmächtigste und Allergnädigste unter vier Augen; es wird aber eine Zeit kommen, und wir gehen ihr schon entgegen, wo diese Wahrheiten von allen Canzeln mit und ohne Dach, werden gepredigt werden.

* *

Endlich so hängt auch der Gehorsam in vielen Dingen von den Begriffen ab, die man sich von der *Moralität der Sache selbst* macht. Ein Mann, der das Lotto-Spiel vor eine privilegirte Betrügerey und Ueberlistung der Unterthanen, vor eine landsverderbliche Anstalt hält, würde sich entehrt halten, wenn ihm um noch so hohen Preis die Intendanz desselben übertragen werden wollte. Er überläſst also diese einträgliche Ehre lieber andern minder Engherzigen, die sich noch was darauf zu Gute thun, den *Lotto-Intendant* ihrem Titel anzuhängen.

**) S. der Frau *von la Rocke Reisen nach Frankreich* 1787. S. 407.

Ein Kammerherr oder Kammerdiener, welcher treuherzig glaubt, dafs sein Fürst über die den gemeinen Mann bindende Gesetze erhaben; dafs bey *Ihm* Ehebruch und Hurerey kein Laster noch Sünde, sondern höchstens eine leicht verzeihliche menschliche Schwachheit sey, wird sich, ohne mit Haaren dazu gezogen zu werden, zum Kuppler und Mäckler gebrauchen lassen, wenn die Wahl seines *Serenissimi* auch sein eigenes Weib oder Tochter träfe. So vieler anderer ähnlicher Fälle, die auf Rechnung irriger Einsicht gesezt werden müssen, nicht zu gedenken.

* *

Die *Geschichte der Lehre vom Gehorsam* überhaupt ist innigst verwoben mit der uns noch viel zu unbekannten, dunkeln, zweifelvollen, räthselhaften Geschichte der Menschheit, wo Wahrheiten und Muthmafsungen noch so ungesondert beysammen liegen wie das Chaos bey Schöpfung der Erde; wo der schärfste Denker bey jedem Schritt immer Abgründe vor sich sieht, die er zwar durch künstliche Brücken von Hypothesen zu verbinden, und sich Bahn und Zusammenhang zu machen sucht, wo aber das feste Land durch neue Klüfte stets wieder

unterbrochen, wo selbst einem so scharf und hell sehenden *Herder* *) der Wunsch ausgepreſst wird: „O! daſs ein anderer *Montesquieu* uns den Geist der Gesetze und Regierungen auf unserer runden Erde nur durch die bekanntesten Jahrhunderte zu kosten gäbe! Nicht nach leeren Namen dreyer oder vier Regierungs-Formen, die doch nirgend und niemals dieselben sind oder bleiben; auch nicht nach witzigen Principien des Staats: Denn kein Staat ist auf Ein Wort-Principium gebaut; geschweige, daſs er dasselbe in allen seinen Zeiten und Ständen unwandelbar erhielte; auch nicht durch zerschnittene Beyspiele, aus allen Nationen, Zeiten und Weltgegenden, aus denen in dieser Verwirrung der Genius unserer Erde selbst kein Ganzes bilden würde; sondern allein durch die philosophische, lebendige Darstellung der bürgerlichen Geschichte, in der, so einförmig sie scheinet, keine Scene zweymal vorkommt, und die das Gemählde der Laster und Tugenden unsers Geschlechts und seiner Regenten, nach Ort und Zeit immer verändert und immer dasselbe, fürchterlich lehrreich vollendet„.

*) In den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, II. B. S. 264.

Bifs nun, wenn *Herder* nicht selbst Schöpfer eines solchen das Ganze umfassenden Werks seyn will, ein zweyter *Montesquieu* gebohren wird, so bleibt doch ein gerechter Wunsch, dafs man wenigstens von jedem einzelnen Deutschen Staat, der seine Landstände gehabt hat oder noch hat, oder nie keine gehabt hat, eine eigene pragmatische *Geschichte des Gehorsams* hätte, wie solcher, nach dem mehr oder mindern Despotismus der Regenten und ihrer Ministerien, zu verschiedenen Zeiten beschaffen gewesen; welchen Einflufs er auf Gesinnung und Betragen der Dienerschaft, auf die Moralität der Unterthanen, auf die Lehrer auf Universitäten, auf die Geistlichkeit, auf den Gemeingeist eines Lands und den Volksglauben gehabt, und wie sich solcher bifs zu seiner jetzigen Gestalt gradweis gebildet, verbessert oder verschlechtert hat. Die Regierungs-und Länder-Geschichte von Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Würtemberg, Hessen, Baiern, Meklenburg etc., lauter Provinzen, die Land-Stände hatten und nach verschiedenem innern Valor noch haben, so bearbeitet, wie die Geschichte des Fürstenthums Hannover und des Herzogthums Wür-

temberg, von dem pragmatischen *Spittler* *),
welchen Contrast würde sie in den so mannichfaltigen Schattirungen darstellen? Mit welcher Eifersucht und Wehmuth würde mancher biederer Deutsche sein Vaterland, seine Dienst-Leiden sein schüchternes Volk, mit dem Freyheits-Sinn, Freymuth in Reden, Rathen und Handeln, mit der Lust und Wonne des Herren-Diensts seines Nachbarn zu vergleichen haben? Welch fruchtbares Nachdenken würde aber auch dadurch bey den Regenten selbst erweckt werden können? wenn man Studium der Reichs-Verfassung und ihrer eigenen Haus- und Landes-Geschichte von ihnen hoffen und erwarten dürfte.

Wenn man dem schönen Ideal von dem Glück unserer Zeiten trauen dürfte, das uns *Mei-*

*) „Dafs wirs fühlen möchten, wem wir den glücklichern Genufs unserer ungekränktesten Freyheit einzig zu danken haben! Nicht der National-Geist ists, der uns sichert; nicht die Verfassung ists, die den Verlust unserer Freyheit unmöglich macht; nicht ein allgemein reger Patrotismus ists, der das Freyheits-Schicksal unsers Landes so ausgezeichnet merkwürdig seyn liefs. Unsere Fürsten selbst warens, die uns schüzten; die Minister unserer Könige warens, die den Despotismus verabscheuten; der unvergleichbare beglückende Freyheits-Ton wars, der in allen Theilen der Landes-Regierung selbst herrschte„. *Spittlers Geschichte des Fürstenth. Hannov. II. B.* S. 308.

ners *) vor Augen stellt, so läge der Despotismus in Deutschland würklich in lezten Zügen, und unsere Regenten samt und sonders würden durch die erhabenste Gründe von Tugend und Religion geleitet und begeistert. Die eigene Worte dieses geübten Denkers lauten also: „Die Geschichte unsers eigenen Vaterlandes zeigt uns viele Beyspiele von Staaten, in welchen die Regenten durch keine Grund-Gesetze oder Landes-Stände eingeschränkt, oder wo sie wenigstens mächtig genug sind, Grund-Gesetze und Landes-Stände zu Boden zu treten. Allein in den meisten Staaten dieser Art ist die Gewalt des Fürsten mehr dem Scheine nach, als würklich, unbeschränkt; denn wenn die Regenten solcher Länder auch nicht durch Grund-Gesetze, das heifst durch solche Gesetze eingeschränkt werden, deren Aufrechthaltung sie feyerlich beschworen haben, und deren Uebertretung sich das Volk oder dessen Repräsentanten mit rechtmäfsiger Gewalt entgegensetzen könnte; so werden sie doch durch mancherley andere Gesetze und Betrachtungen im Zaum gehalten, die ihnen meistens noch hei-

*) In der angeführten Abhandlung im *Göttingischen histor. Magazin*, II. B. S. 195.

liger und wichtiger, als der todte Buchstaben von Grund-Gesetzen oder die ohnmächtigen Vorstellungen von Land-Ständen sind: Nämlich durch die Gesetze der Religion, der Tugend und Klugheit; durch die Ueberzeugung, dafs sie ihr Volk nicht unglücklich machen können, ohne ihre eigene und ihrer Nachkommen Macht und Ansehen zu schwächen; durch die Furcht vor dem Murren und den Flüchen ihrer Unterthanen, vor dem Tadel ihrer übrigen Zeitgenossen, vor dem Urtheil der unerbittlichen Geschichte und Nachwelt, oder endlich durch die Furcht vor dem grofsen Richter, der die mächtigsten Könige eben sowohl, als die niedrigsten Sclaven dereinst nach ihren Thaten richten wird.„

Solls Weissagung, solls Ahndung dieses philosophischen Sehers seyn, so spreche die göttliche Vorsehung ihr segnendes Amen! darüber aus. Ich Ungläubiger, bekenne aber freymüthig, dafs ich das Land, den Staat, geschweige die Staaten, nicht kenne, zu welchen difs schöne Bild auch nur in seinem Umrifs pafste. Ich würde, wenn ichs wüfste, so alt ich bin, heute noch dahin wallfahrten. Nach meiner bald funfzigjährigen Erfahrung mufs ich aber noch im-

mer jener bufsfertigen Aebtifsin nachbeten: Wir sind eben alle, dafs Gott erbarm! Eher möchte ich noch mit dem politischen Bergmann *Spittlern* *) eingestehen: Dafs Christenthum und Philosophie den Despotismus gemindert und gemildert haben: Es giebt aber Regenten, die weder Christen noch Philosophen sind; bey diesen gehts dann auch darnach. Im Ganzen, darf man sagen, ist der Depotismus minder brutal aber um so rafinirter und verfeinerter geworden; man *befiehlt* doch nicht mehr Meuchelmorde und Vergiftungen, wie unter Ludwig XI. in Frankreich, und unter Philipp II. in Spanien; ein Professor der Theologie, von welcher Confession er auch seye, darf es doch nicht mehr wagen, von öffentlicher Canzel oder Catheder zu behaupten: Dafs diejenige keine Sünde begehen, welche Tyrannen, auch unverhörter Sachen, mit Gewalt, List, oder auf jede andere Art aus dem Weg räumten, sogar, wenn sie ihnen durch Eyd oder Bündnifs ver-

---

*) „Nun geben aufgeklärtere Religion und Philosophie (weil doch hie und da ein Prinz sogar deutsche Bücher liest) und endlich selbst auch Publicität der fürstlichen Thaten und Unthaten dem allgemeinen Hang zur despotischen Gewalt das mächtigste Gegengewicht. In der *Geschichte des Fürstenthums Hannover*, II. B. S. 182."

bunden wären; mit der Zuversicht, dafs er von einer ganzen Kirchen-Versammlung mit einer solchen partheyischen Schonung werde behandelt werden, als dem Franciskaner *Petit* von dem Costnizer Concilium geschehen ist *).

Zwischen diese beyde academische Gelehrte tritt nun ein Mann in die Mitte, der mit wenigerm Pomp, aber desto mehr Laune, mit einer unter vieljährigen Erfahrungen und Beobachtungen gereiften *lebendigen* Welt- und Menschen-Kenntnifs, die Sache nimmt, wie sie in der That ist, und den schiedsrichterlichen Ausspruch thut.

„Es ist wohl nicht zu läugnen„, sagt *Wieland:* *) „Dafs der Hang zu despotisiren *der schwarze Punkt in aller Menschen Herzen* ist; und dafs es daher im Nothfall ohne alles Bedenken laut gesagt werden darf, dafs alle Regierungen, von Seiner Grofs-Türkischen und Maroccanischen Hoheit an, bis zum Magistrat der Reichs-Stadt Buchau, in diesem Punkt *Menschen* sind, so gut, wie wir alle, und also

---

*) *Geschichte der päbstlichen Nuntien in Deutschland*, II. Theil, S. 46. u. f.

**) Im *neuen deutschen Merkur*, Jul. 1792. S. 296.

also eben so gewifs und unfehlbar noch willkührlicher, und so viel möglich uneingeschränkter Ausdehnung ihrer Gewalt tendiren, als ein irrdischer Cörper nach dem Mittelpunkt der Erde. Da dieses nun einmal und (was ich nie zu vergessen bitte) *in jeder Regierungs-Form* der Fall derjenigen ist, die sich mit *Gewalt*, also um so viel mehr aller und jeder, die sich mit einer sehr grofsen Gewalt, bekleidet sehen: So kann es zu gar nichts helfen, sich über etwas, das überall ist, immer war und immer seyn wird, zu formalisiren; und den Regenten, man schelte sie nun Böse oder Gute, ein Verbrechen aus dieser *Erbsünde*, womit die Guten eben so wohl als die Bösen behaftet sind, zu machen; und es wäre, dächte ich, endlich einmal Zeit, sie mit Vorwürfen über diesen Punkt zu verschonen. „Also, weil es leider! „(de facto) so und nicht anders ist, sollten „wir uns etwa mit leidendem Sclaven-Sinn „und Sclaven-Gehorsam gefallen lassen, wenn „ein Despot für gut fände, uns das Fell über „die Ohren zu ziehen„? Keineswegs. Aber so arg steht es auch wahrlich nicht im lezten Zehend des achtzehnten Jahrhunderts in Euro-

pa — wenigstens nicht im Christlichen. Trotz der besagten Erbsünde, womit alle Gewalthaber ohne Ausnahme, so gut wie jeder Privatmann in seinem kleinen Zirkelchen, *mehr oder weniger* angesteckt sind, geht es, aus mancherley bekannten Ursachen, noch immer in den meisten europäischen Staaten, und besonders in unserm Deutschen Vaterlande, von den grofsen Monarchien an bifs zu vorbesagter Reichs-Stadt Buchau, verhältnifsmäfsig *ganz leidlich* zu. Und mehr als eine *leidliche Existenz* von aussen her ist niemand berechtiget, *von diesem Leben* zu fordern; denn *glücklich* kann kein König, ja kein Gott uns machen, wenn wir es selbst nicht können.„

Wenns mit wünschen gethan wäre, (und wünschen ist doch wohl keine Reichs-Sünde); wenns noch Gebrauch wäre, Könige und Fürsten vor ihrer Thron- und Erb-Folge schwören zu machen; wenn alle an den Gott glaubten, bey dem sie schwören, und was der *wenn* noch mehrere sind, so möchte ich, wenn ich mein Scherflein auch noch dazu legen darf, wohl wünschen, dafs wenigstens so lange, als unsere Könige, Fürsten und Herrn sich Christen nennen lassen, vor ihrem Regierungs-Antritt das

offentliche Versprechen und Bekenntnifs von ihnen geschehen möge, welches König Christian III. in Dännemark *) in dem vor seiner Crönung seinem Volk geschwornen Eyd mit den herzlichen Worten abgeleget hat: „Gott gebe Gnade, dafs ich nichts versäume; so ich aber als ein Mensch etwas versäumen würde, das halte mir zu gut der barmherzige Gott, um Christus, seines lieben Sohns, unsers Herrn willen. *Wifsentlich aber oder muthwillig will ich, ob Gott will, nicht handeln oder handeln lassen, wider diese meine Zusage:* So wahrlich helf mir unser lieber Herr Jesus Christus, mit seinem Evangelio.„

* *

Da die willkührliche Gewalt Deutscher Regenten so mannigfaltig modificirt ist, zugleich aber von Zeit zu Zeit immer mehr rafinirt und verfeinert wird, so müfste mann berechnen können, wie *von oben herab* Despotismus und *von unten herauf* Gehorsam und Kriechen einander entgegengekommen seyen. Man irrt vielleicht nicht, wenn man die Periode von dem Westphälischen Frieden und von dem sogenann-

---

*) In der *Beschreibung seiner Crön- und Salbung.*

ten Jahrhundert Ludwigs des XIV. an zum Standpunkt davon annimmt; denn von dieser Zeit her finden sich die hohen Selbst-Gefühle der Fürsten, die beständigen Soldaten und die beständigen Räthe, die einander treulich in die Hand gearbeitet haben, um das moderne Souverainetäts-Gebäude in Theorie und Praxi zu Stand zu bringen.

Es ist ausser dem Plan gegenwärtigen Werks, den Beweis davon von Land zu Land und gleichsam Schritt vor Schritt zu verfolgen; ich mufs mich mit allgemeinen Zügen begnügen, und hoffe daher, auf die Nachsicht meiner Leser rechnen zu dürfen, wenn ich ein bereits vor mehrern Jahren von mir entworfenes Gemählde wieder ins Angedenken bringe, das in seiner Zeichnung, so keck sie auch manchem verwöhnten Auge scheinen möchte, noch immer wahr und sprechend erfunden werden wird: „Der Zeitpunkt (schrieb ich bereits im Jahr 1784. *) von welchem an man den Despotismus unserer Deutschen Fürsten datiren mufs, ist das sogenannte Jahrhundert Ludwigs XIV. Die Deutsche Herrn haben immer gern gereist; sie reis-

*) In der Schrift: *Ueber Regenten, Regierungen und Ministers.* S. 401. u. f.

ten nach Rom, ins gelobte Land, an den Kaiserlichen Hof, auf den Reichstag, auf die Fürsten-Convente; besuchten und beschmausten sich unter einander, wozu Leid und Freud, Leichen-Begängnifse so gut als Hochzeiten, die öftere Gelegenheit geben mufsten; trunken sich immer mit ihren Junkern herum; und, wann sie ihren Gast aufgezehrt und ihr mitgebrachtes Geld alle war, zogen sie wieder heim. Ludwigs XIV. glänzender Hof gab den Sitten und dem Ton seiner Zeit eine andere Stimmung: Man fieng an, die junge Prinzen nach Frankreich zu schicken, um Mores zu lernen; diese brachten sie dann zurück, und noch mehr dazu, Liebe zur Verschwendung, zum Prahlen. Jeder wollte ein Ludwig XIV. *en mignature* seyn; indessen giengs, so klein oder grofs es jeder vermochte. Der Adel, den die Reise-Sucht nach Frankreich auch angesteckt hatte, befand sich in seiner Meinung wohl dabey, und halfe treulich dazu, aus seinen gnädigen Fürsten und Herrn einen *Souverain* zu machen; es truge damals noch was ein: Der Fürst mufste im Kleinen alle die Hof-Aemter haben, wies ein grofses Vorbild, und sie wurden, wie billig, wohl genährt und gut bezahlt. Ludwig XIV. machte

sich diese Eitelkeit zu seinen Absichten zu Nutz; man fieng an, *Gesandte* an die *Herren Vettern* zu schicken und die gröſsere deutsche Häuser wetteiferten drum, daſs ja jeder von ihnen auch einen bekomme. Deutschland war in wenig Jahren mit französischen Emissarien wie besäet; und was wars, was sie gutes stifteten? Mit den täglichen Schmeicheleyen von ihrer Gröſse und Souverainetät machten sie den Deutschen Herrn den Kopf von falscher Hoheit schwindlicht; um die Gröſse wenigstens in einem Perspectiv-Gemählde zu zeigen, verleiteten sie selbige zu übertriebenen Ausgaben, in Erweiterung ihrer Hofstaat, im Bauen, in Nachahmung des französischen Geschmacks und Moden; sie hezten sie gegen ihr selbsterwähltes gesetz-und rechtmäſsiges Oberhaupt, den Kaiser, auf; schaften ihnen Gespenster von besorglicher Unterdrückung, um ihnen das Vergnügen zu machen, solche zu bekämpfen; hezten Churfürsten gegen alte Fürsten und diese gegen jene mit Rang-und Titel-Zänkereyen auf; mit denen, die Soldaten schaffen konnten, schloſsen sie Subsidien-Bündniſse; priesen ihnen ihr Recht des Kriegs und Friedens, als das höchste Kleinod fürstlicher Glüchseligkeit an,

brachten sie in den Geschmack, zu Ehren ihrer neuen Souverainetäts-Rechte auf alle Congresse, und an andere Höfe auch Gesandte zu schicken. Die Fürsten-Söhne wurden allmälig in französischen Kriegsdienst gezogen; die fürstliche Canzler und Räthe, die nun auch *Ministers* zu heissen anfiengen, mit französischem Geld gewonnen und bestochen. Die fürstliche Kinder, denen man sonst einen guten Deutschen Edelmann zur Aufsicht und einen Magister zum Präceptor gegeben, bekamen allmälig lauter *französische Gouverneurs*, die ihnen das: *Vous êtes un Grand Prince*, von Morgen biss Abend so oft vorsagten, dass es der Knabe früh genug glaubte. Mit den Töchtern wards ein Gleiches; mit französischen Sitten, Moden, Lectüre und Sprache wurden auch die Grundsätze mit eingetröpfelt. Die Gelehrte wurden das Echo von dem Ton des Hofs; hatten nichts dabey zu verlieren, wohl aber zu gewinnen; waren zum Theil durch französische Pensionen gewonnen und fanden überhaupt sich selbst grösser, je grösser sie ihren Fürsten machten. Was wir zu viel thun, thun wir dem Herrn! ward der Leib- und Wahl-Spruch eines jeden Staats-Gelehrten; und so kniete immer der, des-

sen Herr eine Spanne gröſser war, dem andern auf den Hals, und jeder schrie mit Sclaven-Stolz dem andern entgegen: Mein Herr ist so groſs, als der Deinige. Sonst wuſste man nur von Fürsten-*Hut* und Fürsten-*Stuhl*; nun hieſs es: Fürsten-*Crone* und Fürsten-*Thron*„*).

Um sich zu helfen und zu rathen, sind nur wenige, die biſs auf die Quellen des Unheils, biſs auf die Ueberspannung und Verderbniſs der Grundsätze zurückgehen; die sich groſs, glücklich, reich, mächtig, geehrt genug halten, freye Deutsche Fürsten, Stände eines mächtigen Reichs, Väter, Regenten, Hirten, Engel Gottes vor ihr kleines oder gröſseres Volk zu seyn; Souverains zu seyn, ohne Monarchen vorstellen zu wollen. Der Hang zum Despotismus haftet nun schon im Blut, und hat sich

*) Eine wichtige Auctorität, mit Namen Anti-Machiavel, sagte vor fast einem halben Jahrhundert eben diſs und noch mehr dazu: *La plupart de petits Princes et nommement ceux d'Allemagne se ruinent par la depense excessive, à proportion de leurs revenus que leur fait faire l'yvresse de leur vaine grandeur; ils s'abiment pour soutenir l'honneur de leur maison et ils prennent par vanité le chemin de la misére et de l'hôpital; il n'y a pas jusqu'au Cadet du Cadet d'une ligne appanagée, qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV. il bâtit son Versailles, il a ses maitresses, il entretient ses armées.*

mit dessen ganzen Masse, mit der ganzen Denkungs-Art der Höfe, Ministerien und Dienerschaft zu innig vereinigt, um so bald, vielleicht jemals, allgemeine Rückkehr zur glücklichen Mittelstrafse verhoffen zu dürfen. Mangel, Elend, Schulden, Kriegsplagen und andere Nöthen haben bey manchen, gegen ihren Willen, ein *non plus ultra* gesteckt, die sich dann begnügen müssen, die Faust nur im Sack zu machen, und in ihren vier Wänden sich anbeten und beräuchern zu lassen.

* *

So viel von den Franzosen. Ihr Geist spuckt noch in Deutschland, doch noch weit mehr an kleinen Höfen, als an grofsen. Das *Gespenst mit der Trommel*, das im Jahr 1713. auf Deutschem Boden erschiene, hat ihn, seit Ludwigs XIV. im Jahr 1715. erfolgten Tod, vollends verscheucht. Die Deutsche Fürsten und Herrn haben von jeher dem Krieg nachgezogen; gabs keinen im Reich, so suchten sie ihn auswärts. Es ist keine grofse oder kleine Macht in Europa, die unter ihren Kriegern nicht Deutsche Herrn und Männer zu zählen hat. Der Unterschied zwischen der Vorzeit und unsern Tagen bestand aber nicht nur darinn, dafs man in Frie-

denszeiten von den jetzigen ungeheuren stehenden Heeren nichts wuſste, mithin vor den hohen und niedern Adel weniger Gelegenheit war, in Kriegsdiensten angestellt zu werden, sondern weil der *Kriegs-Stand* und *Civil-Stand* so scharf von einander abgeschnitten waren, daſs dieser leztere den Soldaten-Stand tief unter sich und nur als ein nothwendiges Uebel betrachtete, weit entfernt, ihn über sich erhaben, geschweige als den eigentlichen *Stand der Ehre* zu achten. Die Fürsten, wenn sie auch in jüngern Jahren dienten, hatten ehedem selbst den Glauben, daſs es unvereinbarlich und eine Art von Miſsstand seye, noch länger dem Kriegs-Stand sich zu wiedmen, sobald sie zur Regierung von Land und Leuten gelangten; sie beschieden sich von selbst, daſs sich ein Collegium nicht wie ein Regiment Soldaten commandiren, und das geschwind denken und rathen nicht wie das geschwind laden und schiessen befehlen lasse. Ohngeachtet sie sich alle im Harnisch, Helm und Commando-Stab mahlen lieſsen, und diese Grimasse von ihren adelichen Hof- und Staats-Dienern, als Unterscheidungs-Zeichen ihrer Geburt und Standes, nachgeahmt wurde, so schämten sich deſswegen

die Herrn nicht, ihre Canzleyen in Selbst-Person zu besuchen; der Canzler war in ihren Rang-Ordnungen noch immer der erste Mann am Hof; die Generals folgten erst auf die würkliche Geheime Räthe, die Obristen nach den Hofräthen u. s. w. *), und das Militair trug vom Feldmarschal an bis zum Fähndrich, so gut wie der Hofmann und Bürger, Allonge-Perrücken.

Dißs hat sich seit der Regierung der gewaltigen Despoten, Friedrich Wilhelms I. Königs in Preussen und seines noch grösern Nachfolgers, Friedrichs II. so vollständig geändert, daßs man Grund und Boden von Alt-Deutschland in seiner Urverfassung und Regierungs-Art meistens nur noch aus Tradition, und aus Büchern kennt. Der *Soldaten-Geist* ist von *Berlin* aus in alle Deutsche Lande ausgegangen und hat sich, wo und so viel er konnte, aller Köpfe und Cabinete bemächtigt. Seit dieser Epoque ist der Soldaten-Stand der eigentliche Stand der Ehre; seit dieser Zeit halten

---

*) Man sehe hievon die viele Rangordnungen dieser Zeit von den Chur- und Fürstlich-Sächsischen Häusern, von Würtemberg, Braunschweig etc. in dem I. Band meines *Deutschen Hofrechts*.

sichs unsere Fürsten, selbst die regierende, selbst die, welche ein eigenes zahlreiches Militär haben, zur Ehre, Königen zu *dienen*; seit dem geht die ganze Fürsten-Welt in Uniform und bewirbt sich, wenn sichs nicht anders thun will, wenigstens um militarische Titel. Jeder sucht, um es mit wenig Worten zusammenzufassen, sein grofses Vorbild wenigstens dadurch zu erreichen, dafs er so willkührlich regiert, als er nach dem Maafs seiner Kräfte darf; so viele Soldaten hält, als er kann, und mit deren Hülfe von seinen Dienern und Unterthanen denjenigen blinden und unbeschränkten Gehorsam verlangt, welcher das Wahrzeichen jeder militarischen Regierung, und, im Ganzen genommen, der Ton und Geist unserer Zeit ist.

*　　　*

Schlufs und Resultat von allem diesem auf die Erzieh- und Bildung unserer Königs- und Fürsten-Söhne giebt sich von selbsten. Sie treten, jeder nach dem durch seine Geburt bereits habenden Beruf und Bestimmung, oder nach einer eigenen Wahl und Neigung oder aus Noth in die Fufsstapfen ihrer Väter und Brüder, in den Geist ihrer Zeit mit ein. Der

erste Rock, den sie nach zurückgelegten Kinder-Jahren bekommen, ist eine Uniform; sie lernen noch eher und lieber exerciren, als lesen und schreiben; sie lernen von der Wiege an den vorzüglich also genannten *Dienst;* sie lernen eine Weile gehorchen, aber noch immer allzufrüh befehlen; und dieses Commandieren und Befehlen vereinigt sich so innig mit ihrer ganzen Denkungsart, dafs es ihnen zur andern Natur wird, und sie sich, wenn sie auch durch Geburts-Rechte zur würklichen Regierung von Land und Leuten kommen, diese gebietende, keine Einwendungen und Vorstellung leidende, Handels-Weise, auch in Geschäften und Dingen des bürgerlichen Lebens, nur mit Mühe, gemeiniglich aber gar nicht, wieder abgewöhnen können.

Vergleichungen zwischen den nächstvorhergehenden Jabrhunderten und unsern Tagen lassen sich gar nicht anstellen. Die ritterliche Erziehung des vierzehnten, funfzehnten und der ersten Helfte des sechszehnten Jahrhunderts, die Turniere und andere Ritter-Spiele damaliger Zeiten; pafsen auf unsere jetzige so wenig, als ihre körperliche Kräfte, Rüstung und Waffen. Die Söhne Deutscher Fürsten, die nicht

dem Krieg nachzogen oder sonst auf Abentheuer ausgiengen, jagten in ihren Wäldern, trieben Buben-Streiche zu Haus, oder besuchten andere Fürsten, wurden ihnen auch wohl von ihren eigenen Eltern zugeschickt, wenn sie daheim nicht mehr gut thun wollten *). Ihre Erziehung und Unterricht war bey den Catholischen in den Händen von Mönchen und Jesuiten, bey Protestanten in denen eines Magisters, Doctors oder eines andern Gelehrten, von deren Talenten und Lehr-Methoden man noch aus den Instructionen urtheilen kann, die bifs auf unsere Zeiten gekommen sind **). Ein Glück wars, wenn dem lateinischen Präceptor noch ein biederer und weltkundiger Deutscher Edelmann beygesellet wurde. Von dem Anfang an des verwichenen Jahrhunderts bifs über dessen Mitte hinaus findet sich zwar bey Erziehung und Unterricht deutscher Prinzen mehrere wissenschaftliche Kenntnifs, aber auch ein so sonderbares Gemisch von Jtaliänischer,

*) S. davon die trauliche Correspondenz zwischen Herzog Christophen zu Würtemberg, und Landgrafen Philipp zu Hessen, vom Jahr 1560. in dem *Patriot. Archiv* IX. B. S. 119.

**) *Ebendaselbst* im IV. B. S. 209. u. f.

Spanischer und Französischer Cortezza und Lebensart, dafs, wenn man die Schenk-Tische, Pocale und Hofnarren nicht mit zu Hülf nähme und sich der Sauf-Operationen an dem berühmten Fafs zu Heidelberg erinnerte, man Mühe haben würde, den eigenthümlichen Deutschen National-Geist herauszufinden. Ein halbes Jahrhundert weiterhin wurden unsere Fürsten und ihre Kinder mit französischer Sprache, Künsten, Sitten, Moden, Lehr- und Hofmeistern bekannter und vertrauter; man tauschte diese leztere allmälig gegen Französische Schweizer um; zu unsern Tagen wurden auch diese immer mehrers ausgemustert und ihre Stellen mit Deutschen Männern besetzt, und nun *ists* so, wie wirs, ohne weitern Commentar, mit eigenen Augen sehen können.

Doch nicht überall, weder vor jezt und hoffentlich auch fürs künftige.

In der auf ein überdachtes Militar-System gegründeten und ihre Consistenz, Lebenskraft und Dauer einzig daher ziehenden preussischen Regierung ist es nun einmal grundgesez- und hausverfassungs-mäfsig: Die Prinzen *müssen* dienen; das Vaterland, genannt der Staat, fordert difs von ihnen; der ganze Volks-Geist ist

schon daran gewöhnt, und darauf gestimmt, seine Könige und Prinzen an den Heeres-Spitzen und nie anders als in kriegerischer Kleidung und auf dem Parade-Platz zu sehen. Die Söhne dieses hohen Hauses wissens selbst nicht anders, und ihre ganze Erziehung und Unterricht hat schon von vornen her das Gepräge dieser königlichen Kunst; jedoch in einer so glücklichen Mischung, dafs das rauhe, despotische und pünktliche des sogenannten Diensts durch persönliche Höflichkeit, Leutseligkeit, sanfte Sitten und Bonhommie der preussischen Prinzen gemildert und durch eine kluge Wahl ihrer Hof- und Lehrmeister auch vor die Bereicherung und Ausschmückung ihres Verstandes mit andern dann blos militarischen Kenntnissen gesorget wird. Die genaue preussische Staats-Oeconomie befiehlt ihnen zugleich Einsicht und Ordnung in ihrer besondern Haushaltung, und es gereicht ihnen und den preussischen Generals und Adel zum verdienten Ruhm, dafs sie neben ihrer Wissenschaft des *Diensts* auch noch solche Kenntnisse von der grofsen und kleinen Staats- und Landwirthschaft besitzen, die man, andere Belesenheit und moralische

Tugen-

den nicht einmahl dazu gerechnet, in andern Reichen und Staaten bey dem Soldaten - Stand vergeblich suchen würde. Ein preussischer Prinz kann, zu seinem Vergnügen, auch sein Landgut, sein Rheinsberg, sein Friederichsfelde haben, und es nach seinem Geschmack und Phantasie ausschmücken; er kann aber nicht, wie ein Graf von Artois, Herzog von Orleans, Prinz von Rohan - Guimene, Tonnen Goldes an einem Abend verspielen, nicht Milionen unbezahlbarer Schulden machen u. s. w. Hingegen ist man auch im preussischen Staat vor französischen General - Pächtern und Volks - Aufruhr gesichert.

In den östreichischen Staaten hat man das grofse preussische Modell seit Kaiser Joseph II. wie in vielen andern, so auch in Hinsicht der Prinzen des Hauses, nachgeahmt. Schon bey Lebzeiten der Kaiserin Maria Theresia hatten zwar ihre Söhne, Enkel und Schwieger - Söhne, militarische Charakter als Feldmarschälle, Generals und Obristen; sie hatten nach ihren Namen benannte Regimenter und trugen deren Uniform; sie hatten, neben ihren Lehrern, militarische Hofmeister; eigentlich waren aber die

Prinzen nur Titulados, und die besitzende Regimenter ein kleiner Beytrag zu ihrer übrigen Appanage. Eigentlich fieng Joseph II. an, Schein in That zu verwandeln. Er war der erste Kaiser seit Jahrhunderten in Uniform *), er war seit Jahrhunderten der erste Feldherr an der Spitze seines eigenen Kriegsheers, seine eigene Brüder und Vettern so viel ihrer nach den Jahren und sonstigen Verhältnissen konnten *müſsten dienen;* und so wirds auch jezt unter seinem Thronfolger und Neffen, K. Franz II. wieder gehen, ohngeachtet der friedfertige K. Leopold II. in der kurzen Zwiſchenzeit seiner Regierung seinen ältesten Prinzen, unsern jezigen Kaiser, zum Conferenz-Minister und die

---

*) Noch unter Kaiser Franz I. war bey groſsen Hof-Festen und Reichs-Thron-Belehnungen die spanische Mantelkleidung in Gebrauch. Ich war im Jahr 1765. als Hessen-Casselischer Gesandter in Wien gegenwärtig, als Joseph die erste Thron-Belehnung in der grün und rothen Uniform seines Regiments leichter Reuterey ertheilte; und da er aus seinem Cabinet heraustrat, in der ihm gewöhnlichen Laune die Worte sprach: „Mein Ober-Hofmeister (Graf von Uhlefeld) wird in Ohnmacht fallen, wenn er mich in Uniform die Lehen ertheilen sieht„. Zum Glück vor den Kaiser war in seiner Wahl-Capitulation über diesen wichtigen Punct nichts bedungen worden und sein Beyspiel hat es nun zum Reichs-Herkommen gemacht.

zween nachfolgende zu Hofräthen ernannt hat*). Was zum verdienten Lob der Preussischen Prinzen in Ansehung ihrer Kenntnisse und persönlichen Tugenden gesagt worden, kann mit voller Wahrheit und Ueberzeugung auch von den Oesterreichischen wiederholt werden, und dürfen beyde andern Deutschen Fürsten als leuchtende Beyspiele der Nachahmung angepriesen werden.

Unter unsern, wenigstens dem Namen und Kleidung nach, geistlichen Chur-und Fürsten hat das jetzige Jahrhundert keinen Christoph von Sötern, keinen Bernhard von Gahlen mehr, und ihr unterhaltendes mäfsiges Militare ist mehr zur Parade und innerm Landes-Schutz, als zu offensivem Gebrauch; auch bey den weltlichen Fürsten schränkt sich das würkliche *Dienen* je länger je mehr nur auf die nachgebohrne Brüder und Söhne der regierenden Herrn ein, wenn man anders die von diesen bey den Reichs-Kraisen habende Regimenter und führende militarische Titel ihnen als *Dienst* anrechnen darf.

Unter den alten Fürsten-Häusern zeichnen sich vornehmlich Hessen, Braunschweig, Wür-

*) S. *Patriot. Archiv für Deutschland*, XII. B. S. 460.

temberg, ehedem Anhalt aus, wo das *Dienen* von Vater auf die Söhne, Brüder und den ganzen Stamm erblich und zu einem Familien-Herkommen geworden. Die Diener und Unterthanen solcher Herrn, deren Eltern und sie selbst schon seit 40. bis 50. Jahren den preussischen Dienst gewohnt waren, können aus Erfahrung davon sprechen, wie viel von dem Geist der preussischen Regierung in sie übergegangen, und man bedarf nicht einmahl einer Landcharte, um bei der Reise aus einer solchen Provinz in die andern, an Miene, Ton und Melodie von Dienern und Unterthanen den Unterschied zu bemerken: Ob ein *Soldaten-Fürst* oder ein *Friedens-Fürst* das Land behersche?

Doch genug, wo nicht zu viel, über einen Gegenstand, wo Zeit und Erfahrung, mehr als alle Wünsche und Declamationen, belehren wird und belehren mufs: Wie lange auch diese Periode dauern werde und dauern könne? Und ob nicht während derselben noch mancher Fürst das Attestat verdienen würde, womit die vortrefliche Churfürstin Sophia zu Hannover, nach ihrem bey dem Czaar Peter dem Grofsen, im Jahr 1697. abgestatteten Besuch, diesen fürch-

terlichen Mann geschildert hat: *) „Er ist ein *recht guter* Herr und *sehr bös* dabey, *wie es in seinem Land gebräuchlich ist.* Wenn er wohl erzogen wäre würde er recht perfect seyn, denn er hat viele gute Qualitäten und Verstand. „

* *

Ein Fürst mag aber gedient haben und noch dienen oder nicht, so bleibt ein anderer eben so betrachtungswürdiger Umstand dieser: Dafs vor jedes Königs-und Fürsten-Haus, vor die Verwaltung jedes grofsen oder kleinen Staats, und vor ihre Diener und Unterthanen durchaus nicht gleichgültig bleibt, in welchem Alter ein Herr zur Regierung seiner ererbten Lande gelange?

Es ist überhaupt schon hundert-und tausendmahl gesagt und geschrieben worden: Dafs die Fürsten unstreitig besser regieren würden, wenn sie niemals zu Fürsten wären erzogen worden; es giebt Fälle, wo man einem geistreichen Mann mit gleich trauriger Ueberzeugung das Wort **) nachsprechen kann: „Ich möchte weinen, so oft ich einen jungen Prinzen sehe, das sind wahre Sacrifize der Societät; man thut alles,

*) S. *Götting. histor. Magazin* II. Band, S. 100.

**) Im *deutschen Museum* II. Band, S. 90.

Dummköpfe oder Bösewichter aus den armen Kindern zu machen„. Es giebt Fälle, wo man dem Dichter vor und an der Wiege eines Prinzen mit schwerem Herzen nachsingen kann:

Dein Lehrer, stolz auf seinen hohen Rang
Zu ziehen eines gros's n Fürsten Sohn,
Wird deiner ersten Schmeichler einer seyn.

Es ist eine alte und traurige Wahrheit, die der Graf *Bar* sagte: *)

Ne soyons point surpris, qu'un Grand, que chacun flatte,
Que chacun veut gâter, en peu de tems se gâte; —
Le peuple concoit, qu'un Mortel couronné,
De lâches seducteurs souvent environné,
N'a point reçû du Ciel, parmi ses priviléges
Le desirable don d'éviter tous les piéges;
Que plus le Souverain est débonnaire et doux,
Et plus il est en butte aux trapes des filoux.

Da es aber mit der Erziehung nun einmal so ist, wie es bisher gewesen und noch nach uns bleiben wird; da um frommer und gerechter Wünsche willen die Reichs-Canzley sich auch fürs künftige nicht enthalten wird, auf erbet-

*) *Epitres diverses.*

telte oder erlogene Attestaten, die sogenannte *Veniam ætatis* einem noch so unreifen und ungezogenen Fürsten-Sohn zu geben, so bleibt es doch immer für jedes Reich oder Land ein bedaurenswerter Fall, wenn die schwere Strafe über ihm zutrift, welche Gott bereits den Israeliten durch die Propheten *) angedrohet hat: „Ich will ihnen Jünglinge zu Fürsten geben, und Kindische sollen über sie herrschen.„ So gelind diese Drohung scheint, so bedeutend ist sie in ihren Folgen. Schon in einer Privat-Familie ist es ein gewisser Vorbote ihres Ruins, wenn ein ehrlich und mühsam erworbenes Vermögen in die Hände eines leichtsinnigen Verschwenders kommt, der unbekümmert, wie lange es währen könne, drauf loshaust, so lange was da ist. Dieses möchte aber noch immer das geringere Unglück seyn; denn durch Schaden wird man, wenigstens zuweilen, klug. Wenn aber ein Reich oder Land das harte Schicksal trift, daſs auf einen Salomo ein Rehabeam folgt, von dem die Geschichte *) erzählt, daſs er den weisen Rath der alten Räthe seines Vaters verlassen, und durch die mit ihm aufge-

*) *Jesaias* III, 4.

*) I. *Könige* XII, 6 — 13.

wachsene junge Leute sich zu dem unvernünftigen Rath verleiten lassen, dem Volk zu antworten: Mein Vater hat auf euch ein schwer Joch geladen, ich aber wills noch mehr über euch machen; mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget, ich will euch mit Scorpionen züchtigen; so ist zwar heut zu Tag durch die zum Gebot eines solchen Herrn stehende Legionen dafür gesorgt, dafs es nicht so leicht und so bald zum Abfall ganzer Reiche und Länder kommen kann; der stille Druck eines Landes durch heillose Rathgeber, niedrige Schmeichler und gefällige Augendiener ist aber nur um so gewisser. Kommt vollends dazu, dafs ein solcher Herr mit seinem Leben und Handlungen Verführer seines eigenen Volks wird und dessen bessern Character vergiftet, so ist auf Menschen-Alter hinaus das Verderben vollkommen.

Mit Beystimmung der Erfahrung aller Zeiten, darf man laut und getrost sagen: Dafs es vor jedes Reich und Land immer ein höchst seltner Fall ist, dafs es glücklich geräth, wenn ein Herr in frühen Jahren, bey einem noch unausgebildeten Verstand und unbefestigten Character, zur Regierung seiner Lande kommt. Das

berühmte *Quinquennium Neronis* ist noch immer ein schreckendes Beyspiel, nur dafs es bey vielen nicht einmal so lange hält. Mit gutem Gewissen darf man daher jedem jungen Fürsten das Compliment machen, womit der fromme und vortrefliche Erz-Bischof *Fenelon* *) den ihm anvertrauten jungen Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XIV. anzureden den Muth und die Rechtschaffenheit hatte, ihm zu wünschen: *Dafs er noch lange Jahre Cron-Prinz bleiben möge.*

Unter so viele Gebrechen unserer alten baufälligen deutschen Reichs-Verfassung ist daher allerdings auch der durch die güldene Bulle bey den Churfürsten und durch kaiserliche Privilegien bey andern fürstlichen Häusern eingeschlichene Mifsbrauch zu rechnen, vermöge dessen junge Fürsten schon im sechszehnten und achtzehnten Jahr ihres Alters für volljäh-

---

*) *Personne ne souhaite plus, que moi, Monseigneur, que vous soiés un très grand nombre d'années loin des périls inséparables de la roiauté. — Je le souhaite pour le bien de l'état. Je le souhaite pour le vôtre mêmê; car un des plus grands malheurs, qui vous pût arriver, seroit, d'être Maitre des autres dans un age, où vous l'êtes encore si peu de vous-même. Directions pour la conscience d'un Roi, par Fenelon*, p. 2.

rig und zu Antretung ihrer Landes-Regierung fähig gehalten werden; und noch ärgerlicher und folgevoller ist, wenn der Abgang dieser Volljährigkeit, nach der Rechnung der gemeinen Rechte im 21. und 25. Jahr, mittelst Ertheilung der sobenannten *Veniæ ætatis*, fürs Geld aus der Reichs-Canzley verkauft, und ein Zeugnifs von angebohrnen und durch eine stattliche Erziehung frühzeitig reifgewordenen fürstlichen Tugenden zusammengelogen wird, wovon sich leider! in der That selbst nur allzuoft das gerade Gegentheil befindet, und aus dieser *Venia ætatis* erst eine *Venia peccandi*, eine um so zügellosere Freyheit, Jugend-Streiche zu begehen, gemacht wird. Alles Raisonniren über ein nun mehrere Jahrhundert bestehendes Reichs-Gesetz ist freylich vergebens; vor dem Richterstuhl der Vernunft läfst sichs aber schwer begreifen, wie ein Jüngling von sechszehn Jahren den Verstand, Land und Leute zu regieren, haben könne; und eher liefs sich noch glauben, dafs ein König in Frankreich durch blofse Berührung Kröpfe curiren, als dafs ein Kaiser durch ein blofses Machtwort Regierungs-Weisheit inoculiren könne.

Wenn es noch Sitte wäre, Königs- und Fürsten-Söhne in der Geschichte ihres Hauses so pragmatisch zu unterrichten, daſs ihnen zugleich Leben und Thaten ihrer Vorfahren in ihren persönlichen Tugenden und Lastern, die rühmliche und schädliche Seite ihrer ganzen Regierung und Landes-Verwaltung spiegelmäſsig vor Augen gestellt, und mit herzgreifenden Anmerkungen begleitet würden, dann möchte ein solcher Unterricht etwa hie und da noch ein heilsames Antidot gegen die einen jungen Fürsten umgebende Verführer und Schmeichler seyn. Welcher Held von Mann müſste es aber seyn, dem man nur einmal den Antrag thun dürfte, eine solche Biographie zu entwerfen? Gewiſs keinem besoldeten Historiographen, keinem kriechenden Lob-Lügner. — Und wer soll eine Haus-Geschichte dieser Art verlangen? Der bessere Sohn, der sichs zur Religion macht, die Thorheiten und Schwachheiten seines Vaters lieber zu verbergen, als ihn vermeintlich noch unter der Erde zu beschimpfen? Der schlechtere Enkel, der in der rühmlichern Regierungs-Geschichte seines Vaters sein eigenes Urtheil zu lesen bekäme.

Doch die Richterin der Fürsten, die Geschichte, weiſs auch noch auf mannigfaltige andere Weise die Rechte der Wahrheit zu retten und zu behaupten. Einstweilen wünsche ich, daſs der in einer Monarchie geschriebene, in der absolutesten Monarchie ins Russische übersezte unsterbliche *Belisaire* des groſsen Fürsten-und Menschen-Kenners *Marmontel* allen Deutschen Fürsten-Söhnen als ein classisches Werk in die Hand gegeben, und mit Anwendungen auf die Deutsche allgemeine und ihres eigenen Hauses Geschichte erklärt werden möchte. Sollte es aber noch allgemeinere Sitte unter uns werden, daſs Deutsche Bücher auch von Prinzen gelesen und beherziget werden, so möchte ich dem vortreflichen *Belisaire*, die in ihrer Art eben so lehrreiche und schätzbare Schriften: *Hallos glücklicher Abend*, und: *Theodor, oder über die Bildung der Fürsten-Söhne zu Fürsten*, zu würdigen Gesellschaftern wünschen.

*　　　*

Zum Beschluſs dieser Betrachtungen nur noch einige Worte von dem Einfluſs der Gelehrten in die Lehre vom Gehorsam zu sagen, so sind es die *Universitäts-Lehrer*, und die in ihrer Schule gebildete Staatsmänner, und (zum

Unterschied von andern ehrlichen Leuten heut zu Tage sobenannte) *Hof-Publicisten* hauptsächlich, welche seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts den verfeinerten Despotismus in rechtliche Kunstform gebracht, und das Heer von Nachbetern in so vielen Deutschen Provinzen gezogen haben, die unaufhörlich ihr Crescendo singen, und je einer den andern in Lobpreisen und Ausdehnung der Fürsten-Rechte zu übertreffen und zu überschreyen sucht.

Der ältern Schreyer zur Zeit des dreyfsigjährigen Kriegs und der grofsen Erbitterung eines *Monzambano, Hyppoliti a Lapide etc.* nicht zu gedenken, kann man ohne Ungerechtigkeit behaupten, dafs die *preussische* Staats-Rechts-Lehrer, *Coccеji, Thomasius,* und besonders der sich selbst *uni Deo unique Regi fidissimus Senex* nennende Hallische Canzler *von Ludewig,* mit ihren Schülern den Grund dazu gelegt haben und als die Meister vom Stuhl dieser *politischen Freymaurerey* zu betrachten sind.

Einzele gesetzmäfsig denkende Männer stellten sich von Zeit zu Zeit mit mehr oder wenigerm Glück jenen Usurpatoren entgegen und die hohe Schule zu *Göttingen* zeichnete sich in den ersten Jahren ihrer Gründung durch Leh-

rer aus, die man *patriotische Heilige* nennen möchte; auch diese Zeiten sind längstens vorbey, und die Universitäts-Politik wird nie mehr gestatten, dafs ein zweyter *Treuer* ein zweytes *Monstrum arbitrariæ Superioritatis territorialis* aufstelle, wozu er so reichen Stoff vor und um sich finden würde. Vor dem Thor draussen sind aber auch Leute; und wenn alle die, so reden sollten, nicht mehr reden können, wollen oder dürfen, so werden die Steine schreyen. Zum Glück der Wahrheit und unsers Vaterlands fehlt es aber nicht an einer bifs auf unsere Zeiten reichenden Zeugen-Wolke, die mit Muth, Kraft, Weisheit und Einsicht sich der guten Sache Deutscher Menschheit angenommen, die Regenten mit Nachdruck ihrer Pflicht erinnert, durch Lehre und Beyspiel den Lügen-und Verführungs-Kräften des Despotismus entgegen-gestanden und gearbeitet, und diesen ihren Glauben und Ueberzeugung mit williger Aufopferung ihres zeitlichen sogenannten Glücks versiegelt haben.

Soll man redlich sagen, wie die Sache ist, so mufs man gestehen: Es geht im Staats-Recht und Staats-Kunst just so, wie in der Religion. Diese hat ihre aufrichtige Forscher und Beken-

ner, aber auch vorsetzliche Zweifler, muthwillige Spötter, heillose Verführer und Lästerer von Profession. Eben so haben wir politische Altglaubige, *Staats-Pietisten* möchte man sie nennen; aber auch politische Freygeister, Staats-Heuchler und Giftmischer anderer Seits. Gleichwohl ist die reinere, gewissenhaftere, gesetzmäfsigere und dem wahren Verhältnifs zwischen Herrn und Land angemessenere Dogmatick älterer Publicisten und patriotischer Staatsmänner defswegen noch keineswegs vertilgt und vergessen. Noch in unsern Tagen ist eines *Seckendorf* mehr als 140. jähriger Christen und Fürsten-Staat, seiner rauhen Schaale ohngeachtet, in unverleztem Andenken, und wird auch bey unsern Nachkommen noch ein canonisch-patriotisches Werk bleiben, wenn manche zu ihrer Zeit gepriesene und beklatschte Deutsche und lateinische *Compendia* und *Elementa juris publici* von dem Strom der Vergessenheit längst verschlungen seyn werden.

* *

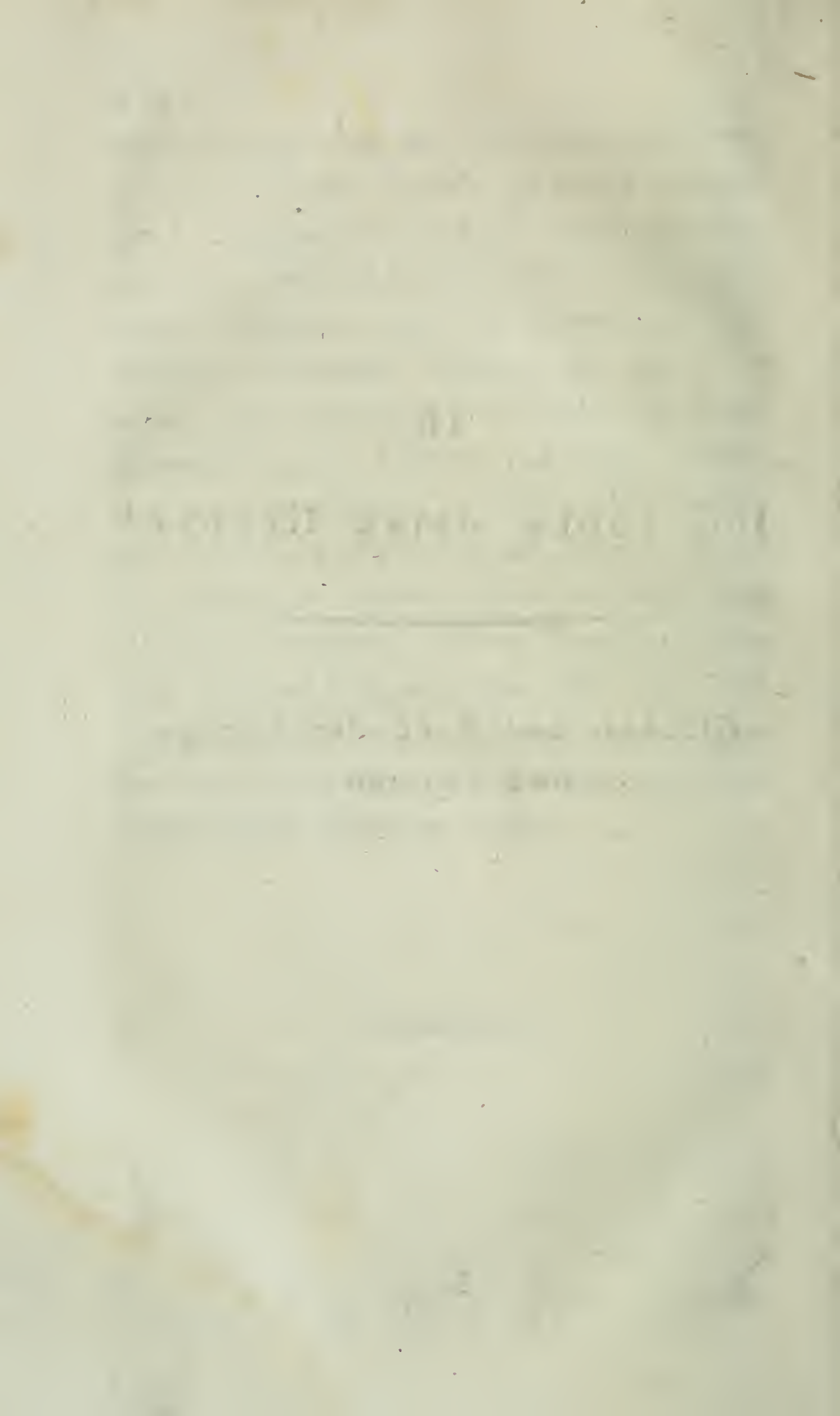
Es liefs sich hier wohl noch ein und anders sagen: Wie viel das Theater zum Sclaven-Sinn eines Volks, zum Erschlaffen dessen National-Characters, zum blinden Gehorsam beygetragen

habe. Da ich aber mit dem Schauspiel überhaupt und dessen Lectüre zu wenig bekannt bin, so begnüge ich mich mit der einigen Bemerkung: Dafs ich nie ohne innere Indignation ansehen können, wenn in sogenannten Gesellschafts-Theatern, Männer, die durch ihr Amt, durch ihren Stand oder durch ihre Jahre Ehrerbietung und Achtung von andern fordern und erwarten können, zu Rollen sich erniedrigen können, wodurch sie sich in den Augen der Zuschauer unvermeidlich lächerlich und verächtlich machen, und den Gedanken erwecken mufsten: Dafs dem, der sich selbst und freywillig so herabwürdigen mag, ohne Bedenken andere unehrbare Zumuthungen von wichtigern Folgen geschehen können.

II.

Ich fühle meine Geburt!

Glauben und Rede der Könige
und Fürsten.



Wenn man in dem Leben der grofsen Welt, in dem Umgang mit Königen und Fürsten, in ihren Reden, Briefen und Schriften so oft die Worte hört und liest: *Ich fühle meine Geburt*; *es ist unter meiner Würde;* wenn man sie von dem *Blut*, aus dem sie entsprossen, mit dem höchsten Grad von Selbstsucht sprechen, von einer besondern Menschen-Classe, genannt *Prinzen vom Geblüt*, reden hört; wenn man aus dem Munde und Feder ihrer Lobredner, Augendiener und Schmeichler in Cabineten, Canzleyen, Canzeln und Cathedern gleiche Sprache anhören, in den Kirchen die Fürbitte vor den oft notorisch bösen oder einfältigen Herrn mitbeten mufs: Gott soll ihm *fürstliche Gedanken* geben; und was der Erscheinungen dieser Art mehrere sind, so wird man, wie gezwungen auf das weitere Nachdenken geleitet: Woher diese hohe *Selbst-Gefühle* rühren? Wie vieles davon eigene Empfindung, Selbst-Betrug,

Verblendung von andern, oder nur Grimasse und angewöhnter Sprach-Gebrauch sey?

*   *

Wenn man nach dem Horazischen: *Fortes creantur fortibus,* nach der Analogie des Thier-Reichs mit dem Menschen-Geschlecht schliessen dürfte, so wäre die Sache bald entschieden. In jenem ist aber eine unvermischte Geburts-Reihe; jedes Thier paart sich gern mit seines gleichen, und nie wird ein starker und grofsmüthiger Löwe einen Esel, ein bedächtlicher und kluger Elephant einen Affen, ein blutdürstiger Tieger ein frommes und tummes Schaaf hervorbringen.

*   *

König David, der sich, seiner Hirten-Tasche ohngeachtet, immer noch mit einem Deutschen Reichs-und Crays-Stand, Hospodaren in der Wallachey und Pohlnischen Starosten messen darf, sagt von sich: Ich bin aus *sündlichem* Saamen gezeugt, und meine Mutter hat mich *in Sünden* empfangen; das hiesse nun freylich auch, obgleich in einem andern Sinn: *Ich fühle meine Geburt;* und eine französische Dame sagte dem Herzog von Orleans, Regenten von Frankreich, Anherrn des Herrn Egalité, ins Gesicht:

Gott habe die Masse, woraus er die Menschen erschaffen, in zwey Theile getheilt, und aus dem einen die Prinzen, aus dem andern die Lakayen gemacht. So scheint es auch in der That zu seyn. In wie manchem gemeinen Mann wohnt eine Königs-Seele, und wie mancher Fürst würde kaum einen leidlichen Lakayen vorstellen, oder doch die Livree ihm besser zu Gesicht stehen, als ein Fürsten-Hut?

* *

Der erste Grund, warum es so und nicht anders ist, haftet nun freylich in der *Erblichkeit* der Reiche und Länder bey solchen Familien, deren Stamm-Väter die Macht oder Kunst gehabt haben, sich deren Besitz zu verschaffen. So lange die Völker sich ihre Herrscher und Häupter selbst wählen konnten, oder wo sie solches noch können, trift man nicht allemal just den würdigsten und tüchtigsten, aber doch auch nicht den kundbar schlechtesten.

„Bey einem Fürsten„, schriebe selbst ein König, Friedrich der Grofse, im Jahr 1764. an den damals neuerwählten König Stanislaus Augustus in Pohlen, „der für den Thron gebohren ist, nimmt man es nicht so genau; man ist zufrieden, wenn er die gewöhnliche Naturgaben be-

sizt, ob man gleich berechtigt wäre, von seiner Erziehung ein mehreres zu fordern und zu erwarten. Wenn aber einem Fürsten von freyen Menschen, die bisdahin seines gleichen waren, die Crone angeboten wird, so versprechen sich seine nunmehrigen Unterthanen etwas ganz ausserordentliches von ihm. Die Dankbarkeit muſs alsdann seine erste Tugend seyn, weil er, nächst der Vorsehung, seinen eigenen Unterthanen seine Gröſse zu verdanken hat. Wenn ein König, der den väterlichen Thron bestieg, schlecht regiert, so gereicht es ihm selbst zur Schande; wenn aber ein Fürst, den freye Wahl zur höchsten Würde erhob, sie schlecht verwaltet, so beschimpft er zu gleicher Zeit seine Unterthanen, die ihn wählten.„

* *

Da nach der nun einmal bestehenden Form und Verfassung der Reiche-und Länder-Regierungen, dieses ohne gewaltsame Erschütterungen nicht mehr zu ändern ist, so müssen wir uns mit relativem Trost und Accommodation der Principien behelfen. Richtig ist, daſs Gott den Regenten-und Obrigkeitlichen Stand zu ehren eben so gemessen befohlen hat, als den der Eltern; diſs geht aber nur auf den *Stand*,

ohne Berechnung auf dessen Individuen. Wie wir nun unsere Väter nicht *wählen* können, sondern sie nehmen müssen wie sie uns zu Theil geworden, und mancher würdige bessere Sohn unter einem bösen, brutalen, lasterhaften Vater seufzen, ihn ehren, und den fürchten mufs, den er nur lieben möchte, eben so versichs mit der *Persönlichkeit* einzeler Herrscher und Obrigkeiten. *Ihr Stand, ihr Amt macht sie unverlezbar und ehrwürdig, so wenig sie es auch oft nach persönlichen Eigenschaften und Tugenden verdienen.*

Difs ists, was Könige und Fürsten von ihren Kinder-Jahren an sehen, wissen, hören und, weils alle Welt ihnen sagt, in diesem Wahn und Glauben um so frühzeitiger genährt und gestärkt werden. Sie vermischen und verwechseln das *Jus divinum*, die Vice-Göttlichkeit ihres Amts und künftigen Bestimmung mit den Vorzügen ihrer Person; und wenn ihnen jenes rechtmäfsig erhabene Gesinnungen einflöfsen sollte und dürfte, *so machen sie aus Geist Fleisch, rechnen auf Blut und Geburt die Freyheit zu thun, was ihnen gelüstet*, und sind gewöhnlich die lezte, welche die Gränzen, wie weit sich ihr *Jus divinum* erstrecke, ken-

nen oder auch nur zu kennen verlangen, geschweige vertragen mögen, wenn sie davon belehrt und in dieselben zurück gewiesen werden wollen.

* *

So sehr das angeführte auf allgemein bekannten Thatsachen beruhet, so ist es doch wohl nicht überflüssig, aus der französischen Geschichte des jezigen Jahrhunderts einige Beweis-Stellen von der eigenen Hand und Gesinnung zwoer Könige beyzufügen. So schriebe K. Ludwig XIV. in Frankreich im Jahr 1705. an seinen Enkel K. Philipp V. in Spanien: „Ich kann das *Ihrer Geburt so sehr würdige* Project nicht anders als beloben. — Wenn es darum gilt, eine Crone zu vertheidigen, so mufs man lieber sein Leben verlieren, als sie fahren lassen; und mit Vergnügen bemerke ich diese Gesinnungen in allem, was mir von Ew. Majestät gesagt worden.„

Im Jahr 1706. hatte Ludwig XIV. die entscheidende Schlacht bey Ramilies in Flandern verlohren, und sein Enkel Philipp V. in Spanien hatte die Belagerung von Barcelona aufheben müssen. In dem Schreiben, das ersterer an den leztern erliefse, liefst man die rührende Stelle:

„Ihr Schmerz ist sehr gerecht; doch freut mich zu sehen, daſs er Ihren Muth nicht niederschlägt; der sich in Widerwärtigkeiten so gut, als bey Eroberungen zeigen hann. *Ich sehe, daſs Sie so denken, wie man bey dem Geblüt, woraus Sie entsprossen sind, und bey dem Rang, in welchen Sie Gott gesezt hat, denken muſs.* — Wir sind in Flandern auch nicht glücklich gewesen. Man muſs sich unter die Gerichte Gottes beugen, und glauben, daſs wann wir uns das über uns schickende Unglück zu Nutzen machen, wir dadurch dauerhafter und ewiger Güter theilhaftig werden.„

Den 22. Nov. 1708. schriebe K. Philipp an diesen seinen Groſsvater: *) „Ich bin von dem, was Sie wegen der chimärischen und unverschämten Zumuthungen der Engelländer und Holländer von Friedens-Präliminarien an Herrn Amelot geschrieben haben, ganz durchdrungen worden; niemahls hat man je dergleichen gesehen, und ich will nicht einmahl glauben, daſs Sie solche nur einmahl haben anhören können, Sie, die durch ihre Handlungen der preiswürdigste König des Erdbodens geworden sind. Ergrimmt

---

*) *Memoires de Noailles*, T. IV. p. 12. 39. und 135.

bin ich, dafs man sich nur einmahl einbilden kann, dafs man mich zwingen werde, Spanien zu verlassen, so lange noch ein Tropfen Bluts in meinen Adern ist. Das wird gewifs nun- und nimmermehr geschehen! *Das Blut, das in mir lauft, ist unfähig, eine solche Schande zu überleben.* Ich werde alle meine Kräfte anstrengen, um mich auf dem Thron zu erhalten, auf welchen mich Gott und Sie nach Ihm gesezt hat; und nichts wird vermögend seyn, mich davon zu treiben und einer solchen zu entreissen, als der Tod„.

Den 17. April 1709. schriebe der junge König wiederum an Ludwig XIV: „Meine Parthie ist schon längst genommen und nichts in der Welt ist fähig, mich solche ändern zu machen. *Gott hat mir die Crone von Spanien auf das Haupt gesezt; ich werde sie behaupten, so lang ein Tropfen Blut in meinen Adern lauft.* Ich bin dieses meinem Gewissen, meiner Ehre und der Liebe meiner Unterthanen schuldig. Ich bin überzeugt, dafs mich diese nicht verlassen werden, es mag mir begegnen, was da will; und wenn ich, wie ich difs entschlofsen bin, mein Leben an ihrer Spitze bifs zum lezten Athemzug dran wagen

werde, so werden sie auch ihr Blut willig vergiessen, um mich nicht zu verliehren. *Wenn ich einer solchen Feigheit fähig wäre, mein Königreich abzutreten, so bin ich gewiſs, daſs Sie mich nicht mehr vor ihren Enkel erkennen würden.* Ich brenne vor Verlangen, dieser Ehre, so wie ich ihrer schon durch mein Geblüt theilhaftig bin, auch durch meine Handlungen würdig zu werden; niemahls werde ich also einen meiner Würde unanständigen Tractat unterzeichnen; nie werde ich Spanien verlassen, als mit meinem Leben; und, indem ich an der Spitze meiner Truppen jeden Fuſs breit Landes streitig mache, will ich lieber selbst untergehen, als eine Parthie ergreifen, die den Ruhm unsers Hauses beflecken könnte, der durch mich sicherlich nie verunehret werden solle.„

*　　　*

Ins Comische fällt, was die zu ihrer Zeit unter dem Namen Mademoiselle von Montpensier berühmte französische Prinzessin aus dem Hause Orleans, in denen wegen ihrer groſsen Aufrichtigkeit schätzbaren Nachrichten ihres eigenen Lebens *) von dem nachherigen groſsen

*) *Mr. le Prince amena Mr. le Duc son fils, de l'esprit*

Helden Prinzen von Conde erzählt: Man habe ihm gar nicht ansehen können, dafs er ein französischer *Blut-Prinz* gewesen seye. Wahr ist, dafs, wann seine Bildung, so der von Coste in zwei Bänden herausgegebenen Geschichte seiner Thaten vorgesezt ist, geglichen hat, mancher den König der Hunnen, Attila, als einen französischen Prinzen daraus lesen würde.

* *

K. Ludwig XIV. verbot einst dem Prinzen von Conti, sich mit einem andern Herrn von Stand zu duelliren: Dann, sagte er, wifst, dafs das *Blut von Bourbon* von weit edlerm Werth, als anderer gemeiner Leute ist. *Euer Oncle hat seine Geburt gefühlt* und defswegen in einem ähnlichen Fall eine Herausforderung ausgeschlagen; und meiner Meinung nach hat er wohl gethan, sich nicht blofszustellen. Sire, antwortete der Prinz, wann ich erst einmal,

---

du quel on avoit fort parlé, du tems qu'il étoit encore enfant en Flandres; cette reputation ne se trouva pas conforme à celle que les adulateurs de M. le Prince avoient établie; il nous parut un petit garcon, qui n'étoit ni bien ni mal fait, point beau et rien dans son air, qui eut pu faire connoitre, qu'il étoit Prince du Sang. Mem. de Montpensier, T. V. p. 124.

gleich ihm, zwo Schlachten gewonnen habe, alsdann möchte ich wohl eben das thun.

*　　　*

Schöner wäre die Rede und Handlung, die man eben diesem König nacherzählt, daſs, als ihm einst sein Liebling, Graf von Lauzun, sehr unanständig begegnet, der Monarch in die Worte ausgebrochen sey: Ach! wann ich kein König wäre, hätte ich gute Lust, zornig zu seyn *). Es wird aber den Königen nicht nur so viel böses nachgesagt, sondern auch so viel rühmliches nachgelogen, daſs man im Glauben von beeden nie zu vorsichtig seyn kann.

*　　　*

Nicht leicht war ein König, der seinen eigenen Werth als Mensch inniger fühlte, der die Würde eines Menschen besser kannte und schäzte und sie in ein richtigeres Verhältniſs mit seinem Amt und Stand als König und Herrscher seiner Staaten zu setzen wuſste, als König Friedrich II. in Preussen; gleichwohl, so sehr er Philosoph war und Weisheit des Lebens kannte und übte, verschmähte er doch nicht mit dieser Sprache zu *prahlen*, so bald sich

---

*) *Memoir. de Choisy*, T. I. p. 24.

ihm eine schickliche Gelegenheit darzu darbote. Einen ziemlich comischen Zug dieser Gattung erzählte der grofse Mann selbst in der Geschichte seiner Feldzüge *): Als ihm nemlich der englische Gesandte Robinson im Jahr 1741. im Namen der Königin Maria Theresia in einem ziemlich hohen Ton Friedens-Vorschläge that, antwortete ihm der König, noch höher gestimmt: „Nur Fürsten ohne Ehre können ihre Gerechtsame für Geld verkaufen. — Ha! wie? Sollte ich in einem einzigen Tage *die Empfindungen der Ehre* und der Rechtschaffenheit verläugnen, *mit denen ich auf die Welt kam?* Wäre ich einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich glauben, zu sehen, wie sich die Gräber meiner Vorfahren öfneten; sie würden heraufsteigen und mir zurufen: *Nein, du gehörst nicht mehr zu unserm Blut!* Wie? Du sollst für Gerechtsame, die wir auf dich gebracht haben, kämpfen; und du verkaufst sie! Du befleckest die Ehre, die wir dir als den schätzbarsten Theil unsers Erb-Vermächtnisses hinterlassen haben! *Du bist des Fürsten-Rangs, des Königs-Throns*

---

*) *Hinterlassene Werke Friedrichs* II. I. B. S. 152.

unwürdig, und nur ein verächtlicher Krämer, welcher Gewinn dem Ruhme vorzieht! Nein! nie, nie will ich solche Vorwürfe verdienen! Lieber will ich mich und mein Kriegsheer unter den Trümmern von Schlesien begraben lassen, ehe ich zugebe, dafs die Ehre und der Ruhm des Preussischen Namens den geringsten Flecken bekomme.»

*   *

Dieser Abglanz und Wiederschein von vermeintlich *angebohrner* Majestät und Hoheit erstreckt sich auch auf Menschen- und Geschöpfe, welche nach ihrer Qualität und Werth auf die ihnen wiederfahrende Ehrerbietung, Achtung und Schonung am wenigsten Anspruch machen könnten.

In die erste Classe von diesen gehören die *Cammerdiener*, in allen ihren Abtheilungen und der ganzen Sachattierung des *Garderobbe-Ministeriums*. Man mufs *grofse* Höfe kennen gelernt, an ihnen gelebt und eigene oder seines Herrn Geschäfte mit ihnen gehabt haben, um sich von der Wichtigkeit, Reizbarkeit und ganzen Einflufs dieser Art Leute zu überzeugen. Ein rechtschaffener, gewissenhafter Cammerdiener, auch nur in weit geringerm Grad

der Einsicht, Redlichkeit und unerschütterlichen Muths, als *la Porte,* der Cammerdiener des jungen Königs Ludwigs XIV. in Frankreich war, welche schätzbare Person kann er vor seinen Herrn, dessen Haus und ganzen Staat werden? Wie ehrwürdig und gesegnet kann er seinen Dienst zum Trost, Unterstützung und Rettung ganzer Familien, und vieler einzelnen würdigen Menschen machen? Wie kann er, zumahlen bey hitzigen feurigen Herrn, oft durch bloſses Stillschweigen oder eine zu rechter Zeit angebrachte Rede nützen? Wie wahr ist es, daſs in manchem Cammerdiener eine Königs-Seele wohnt, dessen Herr, wenn es nach Verdienst gienge, nicht werth wäre, ihm die Schuhriemen aufzulösen? Welche Summe von Unheil für die Person eines Herrn, dessen Haus und Land, datirt sich aber auch in seinen ersten Anfängen von den Verführungen, Insinuationen und Eingebungen eines solchen Augendieners? Wie viele Schurken sind schon durch sie gehoben, wie mancher redliche Mann durch sie gestürzt worden? Und wie gerecht ist, wenn der Graf *von Bar* *) darüber seufzet:

Puis-

---

*) *Epitres diverses.*

Puis-je voir sans chagrin, que mon auguste maitre,
Le Prince si clément, qu'il en cesse de l'être,
A sa honte éternelle et pour notre malheur,
Consulte un Violon, consulte son Tailleur;
Et souvent sur l'avis d'un seul Valet de Chambre
Hazarde le salut d'un Corps, dont je suis membre?

Man wird dadurch genöthigt, zu glauben, daſs es nicht ein bloſser witziger Einfall war, wenn Friedrich der Groſse über den ihm als Gesandten zugeschickten Leib-Barbierer des Tartar-Chans sagte: Daſs je näher einer bey den Orientalischen Fürsten seinem Herrn auf den Leib komme, je eine wichtigere Person er seye. Nur allzuoft trift es als Erfahrungs-Wahrheit an so vielen groſsen und kleinen Höfen damit überein.

Ludwig XIV. in Frankreich gab seinem Enkel, dem jungen König Philipp in Spanien, unter andern herrlichen Ermahnungen, die Lehre: „Behandelt eure Domestiken gut, macht euch aber nicht mit ihnen zu gemein, und am wenigsten traut ihnen zu viel. Bedient euch ihrer, so lang sie sich gescheut aufführen; schickt sie aber wieder fort, so bald sie den gering-

sten Fehler machen„. Difs war nun freilich ganz in Königlichem Ton gesprochen; und es ist auch kein Zweifel, dafs die Cammerdiener Ludwigs XIV. so wie die aller andern Könige, Chur- und Fürsten, alle Mühe und Kunst werden aufgeboten haben, um ihrem Herrn wenigstens nicht zu misfallen, vielmehr durch alle Beweise des Gehorsams und Unterwerfung sich in ihrem, wo nicht allemal angenehmen, doch um so gewisser einträglichen Posten zu erhalten. Wenn aber Ludwig, als König, jene Lehre, durch Erfahrung und Nachdenken geleitet, abstrahirte, so handelte er als Mensch gerade dagegen. — Der Herzog von St. Simon sagt hierüber in seinen Denkschriften: *) „Er behandelte seine Bediente gut, sonderlich seine Cammerleute; ihnen, vorzüglich den vornehmsten, theilte er sich am vertraulichsten und offensten mit. Ihre Freundschaft oder ihr Hafs hat viel gewürkt. Sie hatten beständig Gelegenheit, gute oder böse Dienste zu erweisen. Auch thaten sie es jenen mächtigen Freygelassenen der Römischen Kaiser gleich, denen der Staat und die Grofsen hofirten. Sie wurden

---

*) I. B. S. 30.

während dieser ganzen Regierung eben so sehr geehrt, und kamen eben so sehr in Betrachtung, als jene. Selbst die mächtigsten Minister und die Prinzen vom Geblüte behandelten sie öffentlich auf das säuberlichste, derer vom geringern Stand nicht zu gedenken. Das Amt der Ober-Cammerherrn wurde durch die ersten Cammerdiener mehr als verdunkelr, und die grofsen Hofämter erhielten sich nur in dem Maafse, in welchem die von ihnen abhängige Bediente oder Subalternen nothwendiger Weise mehr oder weniger um den König seyn durften. Anch war die Insolenz der meisten von ihnen so grofs, dafs man ihr auszubeugen, oder sie gedultig zu ertragen, wissen mufste„.

Um gerecht, um billig zu seyn, läfst sich darauf erwiedern: Wie nun, wenn ein König oder Fürst an seinem Cammerdiener einen Mann von erprobter Treue, Verstand, Anhänglichkeit, Rechtschaffenheit, Bescheidenheit und Verschwiegenheit hat; wenn er seinen Kummer, seine Leiden und Freuden, die er keinem seiner Minister und Hofleute entdecken könnte, mit Zuversicht in das Herz eines solchen Manns niederlegen kann, soll er, weil er König und Fürst ist, nicht auch Menschen-Rechte genies-

sen, in seinem Diener sich nicht auch einen Freund und Vertrauten, den er ohne Gefahr des Mifsbrauchs wohl sonst an seinem ganzen Hof nicht fände, zuziehen dürfen? Die Fälle sind rar, aber doch möglich, und ich habe selbst einen nun verstorbenen Fürsten und seinen gleichfalls verstorbenen Cammerdiener, einen Mann von seltener Klugheit und güldener Rechtschaffenheit, gekannt, der bey seinem Herrn Beichtvater-Stelle vertrate, und durch ein mit bedächtlich abgemessener Klugheit in Reden und Schweigen und immer gleicher Ruhe und Heiterkeit des Gemüths begleitetes Betragen in vierzigjährigem Dienst ein solches Vertrauen bey seinem Herrn erworben hatte, das Freunde und Feinde an ihm respectirten, das er nie zu eigenem Vortheil oder zum Schaden einer guten Sache oder guter Menschen mifsbrauchte, wohl aber in hundert Fällen durch wenige in prätensionslosester Einfalt und Unschuld gesprochene Worte mehr Gutes würkte, mehr Uebereilungen und schädliche Dinge verhütete, als Gemahlin, Kinder und alle Collegien nicht vermocht hätten.

* *

Die erste Gemahlin K. Ludwigs XIV. in Frankreich, eine Spanische Prinzessin, brachte eine solche Zofe, Namens Molina, aus Spanien mit, von welcher die sogenannte Mademoiselle von Montpensier in ihren Memoiren *) blaue Wunder erzählt, und sich bey dieser Gelegenheit segnet, daſs sie sich, gleich andern französischen Dames, nicht vor diesem Cammer-Wurm erniedriget habe.

Wer Wien in den spätern Lebens-und Regierungs-Jahren der seligen Kaiserin Königin Maria Theresia, und die geheime Hof-und Cabinets-Geschichte dieser Fürstin kennen gelernt

*) *La Reine ne mangeoit que des mets à l'Espagnole, que l'on lui faisoit chèz la Molina, une femme de chambre, qu'elle avoit amenée d'Espagne, qui avoit été à la Reine sa mére, qu'elle aimoit beaucoup et qui avoit une trés-grande autorité sur elle. Puisque l'occasion se presente d'en parler, je dirai qu'elle se donnoit des grands airs de gouverner; tout le monde lui faisoit la cour, ma sœur de Guise lui baisoit les mains et l'on dit, qu'elle l'appellait Maman et lui faisoit mille présens, et toutes les femme lui en faisoient aussi pour être bien traitées de la Reine. Pour moi je ne lui faisois ni la cour ni des présens, je ne l'ai jamais fait qu'à mes maitres; je n'ai pas le vol pour les subalternes, cela n'est pas bon en bien des occasions: Dieu m'a fait naitre dans une grande élévation; il y a proportionné mes sentimens, et on ne m'en a jamais vù de bas, Dieu merci. Memoir. de Monpensier, T. VII. p. 8.*

hat, der erinnert sich auch noch der geliebten und gewaltigen Cammerdienerin *von Guttenberg*, und ihres auf Personen und Geschäfte bey der Monarchin gehabten Einflusses, um den sich Hohe und Niedere zu bewerben gerathen fanden. Wenn diese zu ihrer Zeit wichtige Person, wenn eine *Anastase* bey der Kaiserin Catharina II. von Rufsland, wenn ein *Fredersdorf* bey Friedrich II. in Preussen, mit eben der Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit und Ausführlichkeit die Geschichte ihrer Zeit zu schreiben, Verstand, Lust und Musse gehabt hätten, als die Vertraute der Königin Anne von Frankreich, Frau *von Motteville* in ihren so lehrreichen Memoires gethan, dann würden die Biographien mancher Grofsen in einem ganz andern Licht erscheinen, und dann würde man wohl hie und da das Wort wiederhohlen können: *Der König, der Fürst, ist erst grofs, der es auch in den Augen seines Cammerdieners ist.*

* *

Der geringern Garderobbe-Dienerschaft eines Herrn nicht zu gedenken, gehörten sonst unter die Familiaren eines grofsen und mittlern Hofs, die Zwerge, die Hofnarren und sogenannte lustige Räthe; die Ammen, wenn sie Verstand

und Verschlagenheit genug hatten, wenigstens subalterne Rollen zu spielen.

Als Ludwigs XIV. in Frankreich Enkel König in Spanien wurde, that seine Amme in dessen Gefolge gleichfalls die Reise nach Madrit. Sie hielt eine eigene Cour, sie gabe denen sie besuchenden Damen keine Gegen-Besuche; sie wollte eine Thüre zu einer verborgenen Treppe brechen lassen, um zu allen Zeiten in das Gemach das Königs kommen zu können; zu eben der Zeit, da man zu dringenden Staats-Ausgaben überall sparte und Aemter und Bedienungen einzoge, beschwäzte sie den jungen König, während dem er Billard spielte, daſs er ihr ein Gespann von acht Pferden anschafte, und was der Narrheiten mehrere waren. Mit Mühe brachte es der französische Botschafter dahin, daſs sie nach Frankreich zurück befehliget wurde*)

* *

Die Lieblings-Hunde der Könige und Fürsten dürfen als vorzüglich accreditirte Geschöpfe in dieser Liste nicht vergessen werden. Die Geschichte des Mittel-Alters besagt, daſs K. Philipp II. in Spanien dem um ihn sehr verdien-

*) *Memoir. de Millot*, T. II. p. 41.

ten Admiral, Fürsten Andreas Doria, einen Hund, der grofse *Roland* genannt, geschenkt und auf die Lebenszeit des Hunds eine Pension von 500. Scudi beygefügt, vor welche dieser Roland von zwei Sclaven täglich aus silbernen Schüsseln gespeist werden mufste, und ihm nach seinem Ableben ein Monument in dem Dorischen Pallast zu Genua, mit einer rühmlichen Innschrift, errichtet worden. Aus neuern Zeiten ist der Lieblings-Hund K. Carls XII. in Schweden, *Pompee* bekannt, dessen Cörper aus Pohlen in einem eigenem Sarg nach Schweden übergeschifft, von dem Canzley-Rath Hermelin in einem sinnreichen Gedicht betrauert und mit einem besondern Grabstein und Innschrift beehrt worden.

Ludwig XIV. in Frankreich hielt viel auf vortrefliche Hünerhunde; er hatte deren immer sieben oder acht in seinem Cabinet, und gab ihnen selbst zu fressen, damit sie ihn kennen lernen möchten *). Bekanntlich war K. Friedrich II. in Preussen ein grofser Bewunderer und eifriger Lobredner von Ludwig XIV. Vielleicht ist die grofse Liebe dieses Königs zu

---

*) *St. Simon*, I. B. S. 33.

Hunden ihrem ersten Ursprung nach in einer Nachahmung von Ludwig XIV. zu suchen. Wer von dieser ausserordentlichen Vorliebe und Gedult des Königs, von der Oeconomie und Rang-Ordnung unter diesen Thieren, von den Schicksalen der vorzüglichsten unter ihnen etc. mehreres zu wissen verlangt, findet sich in *Büschings* und *Zimmermanns* Schriften hinreichend befriedigt. Drolligt genug ists aber, wenn *Nicolai* *) einen Umstand erzählt, welcher just das beweiset, was ich oben von der Achtung und Schonung gegen Favoriten der untern Classen unter Menschen und Thieren andeutete: „Der König„, sagt er, „wählte unter seinen Windspielen den Gefährten seiner einsamen Stunden, um sie mit nach Berlin zu nehmen. — Sie wurden in einer sechsspänigen Kutsche nach Berlin gefahren, unter der Aufsicht eines von den sogenannten Königlichen kleinen Lakayen, der gewöhnlich ihre Wartung und Fütterung besorgte. Man versichert, dieser habe sich allemahl in der Kutsche auf den Rücksitz gesezt, da die Windspiele den Vordersitz einnahmen; habe auch die Hunde an-

---

*) In den *Anecdoten von K. Friedrich*, II. B. 2ten Heft S. 214.

ders nicht, als per *Sie* angeredet: Z. B. *Biche* seyen Sie doch artig! *Alcmene*, bellen Sie doch nicht so!„

Eben difs gilt auch von den Leib-und Schlacht-Pferden grofser Fürsten, von Alexander des Grofsen Bucephal an bifs auf die lahm, steif und todt gefütterte Leib-Pferde Friedrichs des Grofsen. Doch genug davon.

Wenn die Vorliebe vor diese Geschöpfe sich auf Treue, Gehorsam, Muth und würkliche Verdienste thierischer Art gründet, so ist ihnen ihr günstiges Schicksal, wenn es auch, Menschen gegenüber berechnet, beneidenswürdig scheinet, zu gönnen. Bey vielen ist es aber nur ein eben so blinder glücklicher Zufall, als wornach die Grofsen ihre menschliche Favoriten wählen; und alsdann verdienen beyde die Grabschrift, welche der Graf *von Clermont* seinem geliebten Hund *Citron* durch seinen vertrauten und lustigen Hofprediger setzen liefs:

Cy git Citron, qui, sans peut-être,
Avoit plus de sens que son Maitre.

* *

Man kann dahin auch wohl die Abgötterey rechnen, welche wenigstens vor Zeiten mit

Sachen getrieben worden, die zum Leib - Geräth eines Königs gerechnet wurden.

Ein solcher Fall wird von K. Philipp V. in Spanien erzählt *). Er hatte in einer Krankheit sein Haupthaar verloren und mufste sich also eine Perrüque machen lassen, welches eine eigene Staats - Conferenz veranlafste. Der Königliche Ober-Stallmeister, Graf Benavente, behauptete: Die Haare dazu müfsten von dem Kopf eines Edelmans oder einer Fräulein genommen werden; und der sie verfertige, müsse ein bekannter Mann seyn, weil mit den Haaren allerhand Zauberey getrieben werden könne und man schon schreckliche Beyspiele davon habe.

* *

Eine ganz eigene Betrachtung liefert aber die Wahrnehmung, wie die Grofsen der Welt mit ihrer *eigenen Person*, Leben, Gesundheit und Kräften umgehen, welche sie so behandeln, als kein gerechter und billiger Mann nicht dem geringsten Menschen, ja nicht einmal einem Thier, zumuthen würde. Wenn man die persönliche Geschichte mancher Herrn

---

*) *Memoir. de Noailles*, T. II. p. 199.

durchgeht, wie sie durch ausschweifende Wollüste auf ihren Cörper losstürmen, auf halsbrechenden Jagden allen Gefahren trotzen, auf eben so gefährlichen Reisen alle Vorsichten verspotten, und was der hunderterley ähnlichen Fälle mehrere sind; und wenn man dabey wahrnimmt, daſs sie gleichwohl immer fortleben, sich immer wieder durchreissen, alt dabey werden und zulezt nach tausend überwundenen Gefahren und Excessen ihrer Lebensordnung noch auf dem Bett sterben, oder an einem gnädigen Schlagfluſs ersticken, so wird man versucht, von ihnen zu glauben: Daſs sie sich selbst einbilden, aus einem von andern Menschen unterschiedenen, eigenen und unzerstörlichern Stoff erschaffen zu seyn oder doch ihren eigenen über sie besonders wachenden Schutzgeist zu haben. Richtig und auf Erfahrung gegründet ist aber die Bemerkung: Daſs wenn andre gemeine, obgleich sich selbst harte Menschen so auf sich loshausten, als viele Könige und Fürsten, sie, wie man zu sagen pflegt, zehenmal für einmal würden sterben müssen. Ihr eigener Privat-Glauben in allen solchen Fällen ist: Ich thue, was ich *will*, und leide, was ich *kann*.

Aus einer Menge alltäglicher Beyspiele nur ein illüstres anzuführen, so erzählt *Zimmermann* *) in der Krankheits-Geschichte Friedrichs des Grofsen, aus dem Munde des Königlichen Cammerdieners Schöning: Der König habe die allerausgesuchtesten und seinem Zustand angemessensten Arzneyen nie über ein- oder zweymal gebraucht. Er sey äusserst eingenommen gegen alle Arzneymittel, mit Ausnahme eines gemeinen Digestivpulvers, und einiger andern Kleinigkeiten, an die er einzig glaube und denen er einzig und allein traue. Ueber alle Begriffe gehe sodann die Unmäfsigkeit des Königs im Essen. — Die unverdaulichsten Speisen seyen seine liebsten Speisen. — Oft befalle ihn daher bey der Tafel Uebelkeit und Erbrechen, und ein paarmal in jeder Woche nach dem Essen eine heftige Colik. Kein Mensch dürfe hierüber Vorstellungen machen. So oft der König durch seine Aerzte beredet worden, irgend ein Arzneymittel zu versuchen, habe er defswegen seiner Unmäfsigkeit im Essen keine Schranken gesetzt. Er habe zuweilen das Mittel gelobt, nachdem er die erste

*) In seinen *Fragmenten*, III. B. S. 49.

Dose davon eingenommen; aber gleich nach der zweiten Dose, bey der ersten Uebelkeit, bey dem ersten Erbrechen, bey der ersten Colik, bey der ersten üblen Nacht, habe der König gesagt: Diſs ist die schändliche Folge der Arzneyen, die man mir giebt! Erschrecklich habe er dann auf Aerzte und Arzneykunst gescholten; höchst erbärmlich habe er dann seinen Aerzten die Köpfe gewaschen und sie gleich auf der Stelle heim versendet. — Dann habe der König, sobald er sich die Aerzte vom Leibe geschaffet, wieder gegessen und gelitten und nichts als seine kleine Mittelchen gebraucht. So sey Friedrichs Krankheit zu dieser fürchterlichen Höhe gestiegen; so werde es nun ferner gehen, und so werde Friedrichs Krankheit steigen biſs zu seinem Tod.

So, wie sie aber mit sich selbst umgehen, so behandeln sie auch gewöhnlich die zunächst um sie befindliche Hofleute und Diener; selbst ihre eigene Familie und liebste Freunde sind von diesem in eine wahre Sclaverey ausartenden Zwang nicht ausgenommen, und nur um diesen Preis einer Gleichstellung und Unterwerfung in alle ihre Capricen und Launen bekommt man ihre freundliche Gesichter, gewinnt

ihre Freundschaft und Vertraulichkeit, und macht, wer's dafür halten will, sein und der Seinigen Glück. Menschlichkeit, Temperament, Alter, Jahre, häusliche und Gesundheits-Umstände werden dabey wenig, oder gar nicht in Rechnung genommen. Sie sind wie die unbarmherzige Postknechte; es heifst immer: Fort! fort! bifs Rofs oder Mann liegt. Mit ihnen soll man Gedult haben; sie haben keine mit andern.

Eine Erzählung des Herzogs von St. Simon *), wie Ludwig XIV. in Frankreich in diesem Stück seinen Hof, seine eigene Familie und selbst seine geliebte Maintenon behandelt hat, ist so ausführlich und zugleich so anschaulich, dafs sie statt vieler andern als Muster angeführt werden kann: „Der König (sagt er) war unumschränkt in seinen innern Einrichtungen. So wie sein starker Cörper und gute Leibes-Beschaffenheit alle Fatiguen vortreflich aushielt, ohne von Hunger, Durst, Kälte, Hitze, Regen oder bösem Wetter zu leiden, so konnte auch keine Unpäfslichkeit, wenn sie sich auch noch so wenig mit Reisen oder dem grofsen

*) In seinen *Denkschriften*, I. B. S. 40.

Hof-Gala-Kleid vertrug, eine Dame entschuldigen, eine Reise oder Hof-Parthie mitzumachen. Sie mufsten nach Flandern und oft noch weiter mitgehen, tanzen, Nächte durchwachen, essen, lustig und gute Gesellschafterinnen seyn können; kein Wetter, keine Hitze, keine Kälte, keine Luft, keinen Staub scheuen, und das alles an den bestimmten festgesezten Tagen und Stunden, ohne nur eine Minute zu fehlen. Seine Töchter behandelte er nicht besser; und für die Herzogin von Berry, und selbst für die Herzogin von Burgund, hatte er eben nicht mehr Schonung, ob er gleich die leztere so zärtlich liebte, wie sie ihn, und beyde, als sie guter Hofnung waren, dadurch Schaden litten. — Im Wagen und auf den Reisen befand sich immer ein grofser Vorrath von Victualien, als Fleisch, Backwerk, Obst etc. bey der Hand. Kaum war man nur eine Viertel-Stunde gefahren, so fragte der König: Ob man essen wolle? Er selbst afs niemals zwischen den Mahlzeiten, auch kein Obst nicht; aber es machte ihm Vergnügen, efsen und stark efsen zu sehen. Man mufste guten Appetit haben, aufgeräumt seyn, oder es war ihm nicht recht; dieselben Damen

und

und Prinzessinnen, wenn sie an dem nehmlichen Tage mit ihm an seiner Tafel nebst andern speisten, mufsten defswegen doch so wacker den Schüfseln zusprechen, als ob sie den ganzen Tag nichts zu sich genommen hätten. Andere kleine Anwandlungen von Bedürfnissen durften gar nicht erwähnt werden. — Der König, der die freye Luft liebte, liefs niemahls die Gläser aufziehen und würde es sehr übel genommen haben, wenn eine Dame, der Sonne, des Winds oder der Kälte wegen, einen Vorhang hätte niederlassen wollen. Man mufste nicht einmahl thun, als ob man von dieser oder einer andern Beschwerlichkeit litte. Er fuhr beständig sehr scharf, gewöhnlich mit untergelegten Pferden. Uebel werden, war ein Verbrechen, das auf immer ausschlofs.

Frau *von Maintenon*, die sich sehr vor Luft und andern Incommoditäten scheute, genofs in diesen Stücken kein Vorrecht. Alles, was sie unter dem Vorwande der Sittsamkeit und aus andern Gründen erhalten konnte, war, allein reisen zu dürfen; aber in jedem Falle, sie mochte krank oder gesund seyn, mufste sie zur gesezten Zeit ihm folgen und mitreisen und fertig

und angelangt seyn, ehe der König auf ihr Zimmer kam. Sie that manche Reise nach Marly, in einem Zustand, wo man eine Bediente nicht würde haben ausgehen lassen; auf einer Reise nach Fontainebleau wars zweifelhaft, ob sie nicht unterweges sterben würde. Aber sie mochte sich befinden, wie sie wollte, so gieng der König zu seiner gewöhnlichen Stunde zu ihr, und that, was er zu thun Willens gewesen war. Allenfalls lag sie zu Bette, und zuweilen im stärksten Fieber-Schweiſs; aber der König, der freye Luft liebte und Wärme in Zimmern nicht vertragen konnte, wunderte sich, wenn er kam, alles verschlossen zu finden, und lieſs alle Fenster aufmachen, ohne Rücksicht auf den Zustand und die Nachtkühle; und diſs dauerte biſs zehen Uhr, wo er zur Abend-Tafel gieng. Sollte Musik bey ihr seyn, so geschahs trotz Fieber und Kopfweh, und über dieses muſste sie noch den Glanz von allen den Lichtern aushalten. So blieb der König immer bey dem, was er sich vorgesezt hatte, ohne jemahls zu fragen: Ob es ihr zuwider seye?

Die Herzogin von Bourgogne war schwanger; der König wollte einige Reisen nach Marly

thun, und so viele Bewegung vertrug sich doch nicht mit ihrem Zustand. — Die Folge war, dafs die Prinzessin um ihr Kind kam. Der König empfieng die Nachricht davon in Gegenwart einiger seiner Hofleute, als er im Garten die Karpfen in ihrem Behälter in Augenschein nahm. Als einige der Anwesenden diesen Unfall beklagten, unterbrach sie der König plötzlich mit den Worten: „Was kümmert „das mich? hat sie nicht schon einen Prinzen? „Und wenn der sterben sollte, ist der Herzog „von Berry nicht schon alt genug, sich zu „vermählen? Was liegt mir daran, wer mein „Nachfolger ist, der oder jener? sind sie nicht „alle meine Enkel„? Und gleich darauf sezte er mit Ungestümm hinzu: „Es ist ihr unrich-„tig gegangen, weil es ihr unrichtig gehen „sollte, und ich werde nun nicht mehr in mei-„nen Reisen und Vorsätzen durch die Vorstel-„lungen der Aerzte und das Geschwätze der „Matronen gestört werden; ich werde gehen „können wohin es mir beliebt, und man wird „mich in Ruhe lassen.„

Eine Stille, dafs man eine Ameise hätte laufen hören, folgte auf diesen Ausbruch von böser Laune; man schlug die Augen zur Erde

und wagte kaum Athem zu schöpfen; alle, so gar die Gärtner und Bauleute, blieben verwundert und unbeweglich. Mir ist dieser Auftritt noch jezt gegenwärtig, ohngeachtet es so lange her ist.„

* *

Das Resultat von allem diesem ist der Glaube und die Rede:

Ich kann, ich darf, was ich will.

Den Beweis davon könnten die Beyspiele vieler jeztlebenden Könige und Fürsten liefern; ich begnüge mich aber, nur verstorbene angeführt zu haben.

Impune quæ libet facere, id est, regem esse, sagte schon vor mehr als tausend Jahren *Sallustius;* vielleicht bringt die Umwälzung der Zeiten nach Jahrhunderten wieder einen Seher hervor, welcher nicht nur den Text in reinem Deutschen, sondern auch die Noten dazu liefert.

III.

Von den

STECKEN - PFERDEN

der Könige und Fürsten.

Da bifs zu unsern Tagen der Wahn in der Welt befestiget ist, dafs Könige und Fürsten *Herrn* ihrer Land und Leute seyen, mithin solche nicht nur auf die Pacht-Zeit ihres Lebens benutzen, sondern auch noch die nachkommende Generationen mit Schulden, an denen noch die Urenkel zu zahlen haben, belasten können, so war eine natürliche Folge dieses Glaubens, dafs man es vor bekannt und ausgemacht angenommen hat: Dafs ein Herr seine Einkünfte auch nach eigenem Belieben und Willkühr verwenden könne, es seye nun, dafs, nach Abzug der unentbehrlichen Ausgaben, vor seinen Schatz oder Sparbüchse noch was übrig bleibe, oder dafs dieses Deficit durch Schuldenmachen, wenn sich Narren genug dazu finden, bedeckt und ergänzt werde. Das ist nun die Hölle der Cammern und der Himmel der Financiers, Banquiers, Projectenmacher und anderer Säugthiere der Länder. Da möchte

aber auch zuweilen der rechtschaffenste, gewissenhafteste Finanz-Minister, Cammer-Präsident, Cammer-Director, Rentmeister u. s. w. Blut schwitzen, wenn er sieht, wie mit dem Mark und reinsten Blut des Landes gehaust, zu welch unnützen, unedlen, heillosen und schändlichen Zwecken solches verwendet wird, ohne dafs ihm in den allermehresten Fällen eine andere Wahl übrig bleibt, als entweder blindlings zu gehorchen, oder, wenns noch gut geht, unfruchtbare Vorstellungen zu thun und seine eigene Mitwürkung zu versagen, oder sein Amt niederzulegen, um einem andern gefälligern Jaherrn und Goldmacher Platz zu machen. Eins von diesen ist der gewöhnliche Lauf der Welt. Anderer Seits steht der Glaube der Fürsten und ihrer Diener so felsenfest, dafs man den für einen Phantasten halten würde, der einen Augenblick daran zweifeln wollte, dafs die Herrn, vom Monarchen an bifs zum Dorf-Junker, mit ihren Einkünften machen *dürfen*, was sie *wollen*. Da ist dann aber auch der Noth Anfang.

So lange als noch Einnahme und Ausgabe im Gleichgewicht bleiben, oder leztere die erste nicht merklich überschreitet, so lange

die eigentliche Staats-Bedürfnisse nicht darunter leiden und vernachläfsiget werden, so lange es nur Wechsel von Liebhabereyen eines Herrn ist, und nicht durch diesen Wechsel zugleich das Land und ganze Familien unglücklich werden, so lange bleibt freilich immer noch vieles zu wünschen, desto weniger aber mit Bestand zu tadeln, und noch weniger Grund genug, sich zu widersetzen. Es wäre allerdings Lob- und Wünschens-würdiger, wenn ein Fürst von seinem Ueberflufs ein Zuchthaus, ein Waysenhaus, ein Arbeitshaus, ein Schulhaus u. d. g. bauen liefse, als ein Opernhaus, ein Exercierhaus, eine türkische Moschee, worinn nie gebetet, ein marmornes Badhaus, worinn nie gebadet wird, einen Marstall, wozu die Pferde, und eine Orangerie, wozu die Bäume fehlen u. d. g. Wenn er dann aber das Zuchthaus vom Land erbauen läfst und das Opernhaus aus seinen Mitteln baut; wenn er difs Jahr, vor sein Vergnügen auf seine eigene Kosten, ein Exercierhaus baut, und ein Paar Jahre hernach, zum Nutzen des Landes und zur Zierde der Residenz, auch aus seinen eigenen Einkünften ein Collegienhaus, wer mag das, ohne Unbilligkeit, bekritteln? Der eine

Herr dankt seines Vorfahren Jäger ab, deren jeder Berg im Land seinen eigenen hat, und hält dafür um so mehr Soldaten, weil diese in seinem Sinn eigentlich den Fürsten machen. Der eine läſst alle Schlösser seiner Voreltern zusammenfallen und verwendet die Baukosten auf Bibliotheken, Kunst- und Naturalien-Cabinete, englische Gärten u. d. g. So lange es nicht geht, wie bey Graf Friedrich Casimirn in Hanau, der Dörfer und Aemter in Deutschland verkaufte und versezte, um Nürnberger-Spielsachen dafür zu kaufen, so kann sich der redliche Diener noch damit trösten, daſs das verwendete Geld doch immer, es seye nun auf diese oder eine andere Art, im Umlauf des Landes bleibt und so gemeinnüzig angelegt wird.

Die einige passionirte Jagdlust und der damit verbundene Wild-Schaden ist es, der einem Land keinen Nutzen bringt und den Unterthanen seufzen macht; über Bau-Geist und Bau-Lust eines Fürsten habe ich in keinem Land Seufzer gehört, als in dem einigen, wo die Handwerksleute, bey erschöpfter Casse des Landesherrn, durch fünfzig Prügel gezwungen wurden, auf ihren Privat-Credit, ohne Zahlung und Hofnung dazu, gleichwohl fortzuarbeiten

&c. — — und der Fürst, da alles, auch die Prügel, sein Ziel und Maafs hat, endlich doch Millionen borgen mufste, um eine in allem Betracht thörichte Phantasie durchzusetzen, und sich rühmen zu können, dafs ers doch *erzwungen* habe.

Wer von uns allen Kleinern hat nicht seine Puppe? Wird es dem lezten Bauer, der nicht ganz ein Bettler ist, verargt, wenn er ein Heiligen-Bild oder gemahlten Augsburger-Kupferstich in seiner Hütte hat? Soll der Landesherr allein, vor die Würde und Bürde seines hohen Amts, nichts zu seinem Vergnügen haben? Wer war je so ungerecht, Friedrich dem Grossen zu verargen, dafs er sein grofses Palais in Potsdam, so viele andere Häuser daselbst und in Berlin, baute, theils zu seinem Vergnügen, theils um in den Friedens-Jahren seinen Landes-Fabriken und Unterthanen Verdienst zuzuwenden? Wer wird einen jeden andern Fürsten darüber tadeln, dafs er die von seinem Vater durch den Subsidien-Handel erworbene Schätze durch allerhand Bauwesen und sonst in mehrern Umlauf bringt? Und so mit allem übrigen, was in dem weiten Gebiet der Natur und Kunst die mannichfaltige Schattirung von

Liebhaberey und Neigung aufbieten und darstellen kann.

So lange aus der Reuterey von Stecken-Pferden eines Fürsten nicht ein ganzer Marstall wird, sondern sie, um in diesem Gleichnifs fortzufahren, nur wechselsweis geritten werden, difs Jahr gebaut, ein anderes Jahr der Garten angelegt, das dritte Jahr Bücher, das vierte Gemählde gekauft werden, u. s. w. und der Fürst, wie weiland Friedrich der Grofse, mit sich selbst Rechnung hält, wie viel er zu jedem dieser Artikel alljährlich verwenden *könne* und *wolle?* so kann sich ein Herr gegen schiefe und ungerechte Urtheile nicht nur bey sich selbst beruhigen, sondern auch der die strengste Ordnung liebende Finanz-Minister (von blofsen Subalternen ist nicht einmal die Rede) ist verbunden, sich in solchen Fällen nach den Neigungen und Willen seines Herrn zu bequemen und zu gehorchen; ja er kann nicht nur mit Verläugnung, sondern mit Freuden gehorchen.

Eine solche Bescheidenheit und Unterordnung seiner Wünsche ist aber nicht nur bey Monarchen, deren jeder sein Versailles und Marly haben will, eine seltene Erscheinung, sondern der gewöhnlichere Fall auch bey ungleich

kleinern Herrn ist, leider! daſs sie alles was ihnen gefällt oder einfällt, nicht nach und nach, sondern zugleich und auf einmahl haben wollen: Soldaten, Parforce-Jagd, Schlösser und Häuser, Parcs und Gärten, Bibliotheken, Gallerien, Pferde und Hunde, und was zu all diesen Nummern unentbehrlich mit gehört; einen zahlreichen Hofstaat von Schmarozern und nach Erwarten Fürstlicher Gnade hungernden und dürstenden Schuldenmachern.

Dazu ist nun kein Deutscher Fürst reich und groſs genug, um es in die Länge auszuhalten; es geht also entweder aufs Borgen los, oder über das Land her. Gemeiniglich trift beydes zusammen; und dann biegt sichs erst, so lang gebogen werden kann, und — zulezt — brichts. Der Brüche sind aber wieder so viele und von so mancherley Art, daſs ein guter Doctor dazu gehört, sie alle zu kennen, geschweige zu heilen.

Der nachmalige Minister zu Hannover, *von Hardenberg*, war, in den ersten Regierungs-Jahren des Herzog Carls von Würtemberg, Cammer-Präsident zu Stuttgardt. Wer Hardenbergen gekannt hat, weiſs, daſs er ein ehrlicher, aber stolzer und herrischer Mann war, dem

das Nein immer eher als das Ja im Munde saſs. Der Herzog wollte einem wehrhaft gemachten Edelknaben ein Geschenk von Silber machen, das Hardenbergen zu groſs deuchte, dessen Anschaffung er also widersprach und erschwerte. Der Herzog kam über diese Verweigerung seines Cammer-Präsidenten auf den ganz natürlichen Einfall, sich den Cammer-Etat geben zu lassen, und fand, daſs ein Herzog von Würtemberg noch immer mehr, als nur ein Paar silberne Leuchter, verschenken könne. Als hernach Millionen zur Welt hinaus getanzt, jubilirt, gebrennt und gegeigt wurden, lamentirten die gutherzigen Schwaben immer darüber: Ach! wenn ihm nur Hardenberg die silbernen Leuchter nicht abgeschlagen hätte! Thöricht! der Fehler war der, daſs der Minister in dem brausenden Jüngling den tiefer liegenden Mann, der da kann was er will, miſskannte, und sich träumen lieſs, daſs ein solch Genie sich von einem Schulmeister, wie Hardenberg und seine Collegen waren, ewig am Gängelbande führen lassen würde.

* *

Da haben wir aber nun zu unsern Zeiten eine Erscheinung erlebt, deren sich Monarchen und

Despoten um so weniger versehen hätten, da sie zugleich das stärkste und durchgreifendste Correctif gegen allen Gebrauch und Mifsbrauch willkührlicher Gewalt in Anwendung des Vermögens und Credits eines Landes enthält. Gewifs ist der Despotismus noch nie schärfer, als mit diesen seinen eigenen Ruthen, gestäupt worden. Andere Könige und Fürsten habens ihrem grofsen Muster, Ludwig XIV. in Frankreich, abgelernt, von ihrem Reich, Land oder Ländgen, als von einem *Staat* zu sprechen. Dieser mystischen Person mufsten dann auch Rechte, Forderungen und Bedürfnisse beygelegt werden; sie mufste ihr eigenes Vermögen, und zu dessen Leitung, Verwahrung und Verwendung ihren eigenen *Verwalter* haben, welches nach dem natürlichen Gang der Dinge niemand anders, als die erste Person in diesem Staat, der sonst sogenannte Landesherr, seyn konnte. Dieser Staats-Verwalter betrug sich in dem sich beygelegten neuen Amt so, dafs er zwar sich selbst im Wohlstand befand, dem Staat aber eine immer strengere Diät verordnet, ein immer unbedingterer Gehorsam von ihm gefodert ward. Da erwachte der Geist der Völker; sie nahmen den Fürsten beym Wort: Dafs er *nur ihr Ver-*

walter, folglich ihnen, wie jeder anderer Verwalter, Rechnung von seiner Haushaltung schuldig sey: Rechnung von der Verwendung des in Empfang genommenen *Staats-Vermögens.* Es wurde zwischen wahren und eingebildeten *Staats-Bedürfnissen* ein Unterschied gemacht; man rechnete dem Staats-Verwalter nach, wie viel er zum Nutzen verwendet und zu eigenen Gelüsten verschwendet habe; man sprach von Geld, Schweifs und Blut der Unterthanen, von der Bilance zwischen Herrn und Volk, und das Ende war: Dafs man den Königen ihren *Cammer-Etat* machte, mit welchen sie nicht nur auskommen *könnten*, sondern auch *müfsten.*

*　　　*

Engelland, durch den Druck seiner verschwenderischen Stuarte geprefst, ist mit seiner *Civil-Liste*, welche dem König seine Besoldung und seiner Familie ihren Unterhalt bestimmt, längst vorangegangen; Frankreich folgte ihm nun unter seinem gutmüthigen und unglücklichen König nach, der seinem Volk selbst die laute und umständliche Beichte abgelegt hat, wie wenig er bedürfe und wie viel er entbehren könne.

Der

Der Königliche Staats-Verwalter in Schweden hat sich auf dem Reichstag zu Gefle von seiner Rechnung losgeredt, mufste aber seine Beredsamkeit mit seinem Leben bezahlen. In Dänemark murrt der Volks-Sprecher, und die Regierung schweigt. Joseph II. starb unter dem Schreken-und Schmerzens-Geschrey empörter Völker, welche die Sanftmuth und Weisheit seiner Nachfolger kaum zu besänftigen vermochte. — — Ueberall geht es hinter und über die Monarchen her; und sie, sie sind es selbst und allein, die durch ihre Neologie vom *Staat* den Mund und die Augen der Völker geöfnet haben. Die Fürsten haben diese Sprache und Grundsätze nachgeahmt; die Reihe wird an sie und ihre Ministers auch kommen! Die Völker fordern nur Gerechtigkeit, und die Fürsten werden weder Muth noch Macht haben, ihnen solche zu verweigern.

* *

Diese Betrachtungen greifen unmittelbar und tief in die wichtige Frage ein: Ist dann aber das Volk berechtiget, die Handlungen seiner Fürsten zu richten, und — zu bestrafen? Vor zwölf Jahren sagte ein diese Frage aufwerfen-

der weiser Mann *): „Es gehört Kühnheit dazu, man mag sie bejahen oder verneinen. Soll (sagt er ferner) jeder Unterthan das Recht haben, der Richter seines Richters, der Beurtheiler seiner Gesetze zu seyn; jedem Befehle, der ihm nicht gefällt, sich zu widersetzen; jeder Auflage, die er nicht billiget, sich mit List oder Gewalt zu entziehen; jede Verordnung seiner Obrigkeit vor den Richterstuhl seines Wohlgefallens zu fordern, was sollte daraus werden? Der beste Fürst, die kleinste Justiz-Obrigkeit kann das nicht zugeben„. Es giebt gewisse Lehren, über die man denken und forschen, das gedachte und geglaubte aber nicht sagen, viel weniger offentlich ausbreiten und am allerwenigsten selbst ausüben darf; man müfste dann ein *Milton*, oder ein Jünger aus Pater *Busenbaums* Schule seyn.

So behutsam dachte und sprache man noch bifs auf unsere neueste Zeiten; hie und da war ein König, der, wie Gustav in Schweden, aus Politik oder Ueberzeugung, laut das Bekenntnifs ablegte: Dafs er seine höchste Gewalt „von

---

*) Der Verfasser des Schreibens *über das Recht des Stärkern* im *deutschen Museum* 1781 I. B. S. 78.

Gott *und* seinem Volk„ habe, und eben durch diesen Satz zugleich seine Verantwortlichkeit gegen Gott *und* sein Volk begründete, und das Recht des Volks, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, befestigte. Hinwiederum war auch wieder ein anderer König, der das *Dei gratia* nicht einmahl auf seinen Münzen mehr leiden konnte; vom Volk konnte also hier noch weniger die Rede seyn.

Die Franzosen der alten Generation hielten die Frage bereits für so entschieden, daſs sie nicht einmahl deren Berührung und Aufwärmung zugeben wollten. Als Ao. 1572. der Herzog von Alençon von dem Hof Heinrichs III. in Frankreich entflohen war, wandte er sich schriftlich an das Parlament, um sein Betragen zu rechtfertigen. Der erste Präsident *von Thou* wollte aber die Ablesung dieses Schreibens durchaus nicht gestatten, weil es Sachen gäbe, die man in einem Staat nie in Zweifel ziehen lassen müſste; zum Beyspiel: Ob es erlaubt seye, gegen den König die Waffen zu ergreifen? Nun, sagte er, ist ausser Zweifel, daſs solches nicht erlaubt seye; folglich bedarf es darüber keiner Berathschlagung, sondern das Schreiben des

Herzogs muſs geradenwegs an den König selbst geschickt werden. *)

Ihre Nachkommen des jezigen philosophischen Geschlechts hingegen haben das Licht am gegenseitigen Ende angezündet, und über diſs Thema so laut und entscheidend abgesprochen, daſs es den ganzen Europäischen Boden überschallt, und nun auch Deutsche Philosophen und Staatsmänner es *wagen*, tiefer in diesen Abgrund zu blicken, und Untersuchungen anzustellen, welche biſs an den Crater dieser politischen Vulcane führen. Es ist gar kein Zweifel, daſs wir noch vor Ende dieses Jahrhunderts von Cathedern und den Canzeln herab den Beweis werden führen hören: Daſs die Herrscher aller Classen um des Volks, und dieses nicht um jener willen sey; und das Ergo versteht sich alsdann von selbsten.

Mir war immer eine von dem Anti-Jacobiner Bischof *Burnet* erzählte kleine Geschichte sehr erbaulich und anschaulich. Der Graf *von Middeltoun*, Königlicher Statthalter in Schottland unter K. Karln II. fragte einst den Presbyterianischen Geistlichen *Colvil*, einen der weisesten

---

*) *Memoir. hist. et polit. d'Amelot*, T. I. p. 52.

und tugendhaftesten Männer seines Landes, was er von der Ergreifung der Waffen von Unterthanen gegen ihren Souverain halte, und ob er es vor erlaubt achte, wann solches *vertheidigungsweise* geschehe? *Colvil* antwortete: Man habe ihm diese Frage mehrmalen vorgelegt, er habe aber der Antwort immer auszuweichen gesucht; wann er aber aufrichtig seine Gedanken darüber sagen solle, so wünsche er: Dafs die Könige und ihre Ministers die Sache vor erlaubt halten möchten, damit sie stets so regieren, um zu keinem Widerstand Anlafs zu geben; dafs hingegen die Unterthanen jeden Anfruhr vor criminell hielten. So würde immer Ruhe in einem Staat bleiben.*)

* *

Es mag dann nun aber dabey so viel zu erinnern, zu billigen oder zu tadeln seyn, als nur immer will, so ists doch als Beyspiel, als Warnung, als *Calculus probabilium*, immer gut, dafs ein Jacob II. in Engelland, ein Christiern in Dännemark fortgejagt, ein Peter III. in Rufsland abgesezt, ein Ulrich von Würtemberg, ein Philipp von Hessen, ein Joh. Fried-

---

*) *Hist. de la Gr. Bretagne*, T. I. p. 312.

rich von Sachsen, etliche Jahre eingesperrt, ein H. Carl Leopold von Meklenburg der Regierung entsezt worden. Die Deutschen *Marinelli* und ihres gleichen trösten ihre Sultans damit: Daſs dergleichen heut zu Tag nicht mehr geschehe, ja, daſs es nicht einmahl möglich seye, weil der Kaiser nicht mehr in der That selbst *könne*, als was die Fürsten, durch die er würken *müsse*, *wollen*; daſs aber kein Fürst den andern *beisse*. Was aber *per saltum* nicht mehr zu befürchten ist, das ist *per gradus* möglich, und unsere jezige Tage haben noch ganz andere und gröſsere Erscheinungen dargestellt, als daſs an kleinern Möglichkeiten nur einmahl gezweifelt werden könnte.

IV.

Einige

CHARACKTER - ZÜGE

des Despoten.



Der gute, sanfte, liebevolle, in lauter menschenfreundlichen Träumen eingewiegte, die Fürsten, zumahlen Deutsche Fürsten, nur aus Kupferstichen kennende Republicaner, *Iselin*, schrieb im Jahr 1776. an seinen Freund *Schlosser* *): „Tyrannen sind in unsern Tagen weit seltener als wir es uns in den Augenblicken vorstellen, da uns Milzsucht beherrschet. Schwache unentschiedene Seelen, die gut seyn würden, wenn sie von guten Menschen umgeben wären, und die Werke der Schlimmen thun, weil sie sich von eigennützigen und herrschsüchtigen misleiten lassen, das sind die meisten, über die wir klagen; und gute, weise, wohlwollende giebt es weit mehr, als in den vorigen Zeiten. Wenn keine Menschen wären, die gern Sclaven sind, so würden keine Tyrannen seyn. *Wenn wir also Menschen,*

*) In den *Ephemeriden der Menschheit.* 1776, 3. St. S. 22.

freye Menschen, bilden, so werden uns sehr viele Fürsten Dank wissen, und sie werden unsere Zöglinge mit Vergnügen aufnehmen„.

Zum Seitenstück dieser paradiesischen Hofnung mag folgende kleine Anecdote dienen: Der um das Jahr 1760 verstorbene selige Geheime Rath von P * *, ein frommer Mann, der aber im Rathgeben und Umgang eine ganz eigene Denkens - und Darstellungs - Art hatte, pflegte alle Morgen, vor dem Antritt seiner Geschäfte, in der Bibel zu lesen. Einst kam er in dem zweyten Brief Pauli an die Corinther auf die Stelle, wo der Apostel von sich schreibt: „Ich habe oft gereiset ich bin in Gefahren gewesen zu Wasser, — unter den Mördern, — unter den Juden, — unter den Heyden, — in Städten, — in der Wüsten, — auf dem Meer, — unter den falschen Brüdern — in Mühe und Arbeit u. s. w.„ „Das ist alle gut, (rief er aus,) „lieber Paulus, bist du aber auch in * * gewesen? Wenn du da nicht gewesen bist, so hast du noch nicht das schlimmste erfahren„.

*   *

Daſs im Jahr 1776. Tyrannen in Europa und nahmentlich in Deutschland selten gewesen sind,

kann man dem biedern *Iselin* ohne Bedenken zugestehen, und dafs sie heut zu Tage je länger je seltener werden, gründet sich auf gewisse Ursachen und Erscheinungen, die den Königen und Fürsten selbst noch allzugegenwärtig sind, als dafs, sie daran zu erinnern, nöthig wäre. Das Wort Tyrann, an sich, ist auch ein solcher Eckel-Nahme, der mit dem guten Ton und Lebensart des jeztlaufenden Decenniums unsers Jahrhunderts sich nicht vereinbaren läfst.

Aber! sollten wir nicht noch *Despoten* haben? Sollte das wahr seyn, auch in Deutschland wahr seyn, was der gute *Iselin* im Jahr 1776. geträumet hat: Dafs uns die Fürsten und noch dazu *sehr viele* Fürsten Dank wissen würden, wenn wir Menschen, *freye Menschen*, bilden? Ists nicht vielmehr beynahe eine Hals-Sache, ein Hochverrath gegen den Staat, von Deutscher Freyheit und Deutschen freyen Menschen nur einmahl laut sprechen zu wollen; und werden nicht vielmehr Prämien denjenigen verheissen, welche vor freye Menschen neue (wenigstens papierne) Ketten erfinden?

Die erstere Frage läfst sich wohl am sichersten beantworten, wenn man das Bild eines

Despoten nach seinen *Grundzügen* zeichnet und dann umher schaut: Ob in mehrerer oder minderer Aehnlichkeit Originale dazu in Europa und insbesondere in Deutschland vorhanden seyen? Da ich nur den Umriſs liefere, so hüte ich mich sorgfältig, das Bild auszumahlen und mit persönlichen Beyspielen aus der ältern und neuern Geschichte zu belegen: Nichts würde leichter seyn, als dieses; es würde aber aus Skizzen eine Galerie, aus bloſsen Winken ein Buch geworden seyn.

* *

Aus einem Despoten kann ein Fürst ein Tyrann werden; ein billiger menschen-liebender Despot ist aber so selten, als ein groſsmüthiger Räuber.

Auch humane Fürsten können zu Despoten gemacht werden, durch gott- und gewissenlose Ministers und niederträchtige Schmeichler unter ihrem Hof-Gesinde und Dienern; am ersten und meisten durch kurzsichtige, eigennützige, gefällige Freunde, wann irgend ein Fürst andere, als solche, Freunde hat.

* *

Die Staats-Verfassung macht nicht den Despoten, sondern der Despot macht die Verfas-

sung. Es kann ein Fürst König, kann Monarch seyn, ohne defswegen Despot zu seyn. Hingegen je kleiner zuweilen ein Fürst ist, je ein ärgerer und abgefeimterer Despot ist er.

* *

Der Despotismus hat, wie alle Künste, seine Grundsätze, Systeme, Regeln und Ausnahmen, Bestandtheile, Wachsthum und Abnahme, Leben und Tod.

* *

Die Geburts-Stätte des Despotismus ist: Wann die Regenten, durch eigenen Betrug und durch Verführung geistlicher und weltlicher Heuchler, Schmeichler und Irrlehrer, beginnen, ihren ursprünglichen hohen Beruf und Bestimmung zu mifskennen; wann sie vergessen, dafs ihre Dignität ein ihnen übertragenes oder auf sie vererbtes *Amt* seye, von dem sie *Gott und ihrem Volk* Verantwortung schuldig sind; wenn sie anfangen, das Land vor ihr Eigenthum und ihre Unterthanen als Geschöpfe anzusehen, mit denen sie nach eigenem Belieben schalten und walten können.

* *

Sie schäzen ihre eigene Würde und göttliche Abhängigkeit selbst gering. Sie wollen nicht

mehr Statthalter Gottes, sondern lieber *nur* Staats - Verwalter seyn.

*   *

Je gröfser der Umfang ihrer Staaten ist, je gewisser und kühner *trotzen* sie bey sich selbst auf ihre Gewalt, wenn auch bey ihnen nur allzuoft in Erfüllung geht: „Ihr Hochmuth, Stolz und Zorn ist gröfser, denn ihre Macht.„ Jesajas XVI, 6.

*   *

Sie sind eifersüchtig auf ihren vermeinten Ruhm und wahre oder eingebildete Gröfse, und defswegen die unerträglichste Egoisten.

*   *

Sie setzen sich ohnbedenklich, wo und so viel sie können, über die Gesetze hinweg, deren Hüter, Beschützer und Vollstrecker sie seyn sollten.

*   *

Sie sind gefühllos gegen die Beschwerden, Noth, Klagen und Seufzer ihrer Unterthanen.

*   *

Sie wollen nicht Rath, sondern *nur* Gehorsam.

*   *

Ihre Lieblings - Phrase ist: So *solls* seyn!

*   *

Sie fragen nicht: *Kanns* seyn? ists recht oder unrecht? Leidet niemand darunter? u. s. w. sondern nur: *Wie* ists zu machen?

* *

Sie hassen allen Verzug; alles soll nur immer frisch von der Faust weggehen.

* *

Sie hassen, scheuen und meiden den ihrem Dünkel nach allzulangsamen und bedächtlichen Gang collegialischer Berathschlagungen, und suchen solche durch Departements, Commissionen und Aufträge an einzelne Leute, mit denen sie eher fertig werden können, zu umgehen.

* *

Je hitziger die Herrn von Blut sind, je schneller und unbedingter wollen sie gehorcht seyn.

* *

Sie können Gegen-Vorstellungen selten, Widersprüche noch weniger leiden.

* *

Wenns nicht geräth, wie sich dieser Fall oft genug zuträgt, so kehren sie eben so schnell, eben so leichtsinnig und gewaltthätig wieder um.

* *

Sie schämen sich nich, offenkundige Thatsachen von Ungerehtigkeiten, Gewaltthätigkei-

ten, Schlechtigkeiten, so lange und so viel sie können, zu bedecken, zu beschönigen, zu rechtfertigen und zu entschuldigen, oder auch allenfalls kurzweg zu läugnen.

* *

Die Herrn glauben an ihre Gröſse und Macht, aber auch an die Gutherzigkeit und Geistes-Schwäche der Menschen.

* *

Wo also bloſser Befehl, Zwang, Macht und Gewalt nicht hinreichen, oder wo man diese lieber mit guten Worten übertünchen und das dumme oder leichtsinnige und leichtgläubige Volk damit betäuben will, da nimmt man die politischen Zauber-Formeln von Staat, Beſsten und Wohlfahrt des Staats, Bedürfnissen und Noth des Staats, Ehre des Reichs, der Crone, des Staats etc. zu Hülfe.

* *

Ein Despot ist auch oft freygebig, aber gemeiniglich so, daſs ers erst andern nimmt. So machtens ehedem Tiberius, Caligula etc. So machens noch heut zu Tag andere, die in ihren Fuſsstapfen wandeln.

* *

Sie

Sie suchen die Strenge ihrer Regierung und Grundsätze durch persönliche Leutseligkeit, Höflichkeit, und äussere Täuschungen zu bedecken und zu mildern.

* *

Sie schämen sich daher auch keinen Augenblick, ihr Volk mit Versicherungen, Zusagen und erheucheltem Trost und Bedauren zu belügen und zu betrügen.

* *

Je unreiner die Absichten eines Regenten sind, je ungewisser ihre Erfüllung und je gröfser die Besorgnifs von Widerspruch und Widerstand auf der Seite ihrer Reichs - oder Land - Stände und Unterthanen, je freygebiger sind sie mit Anpreisung ihrer landesväterlichen Sorgfalt um das Wohl ihrer lieben und getreuen Unterthanen, als des einigen Beweggrunds dieser, so wie aller ihrer Handlungen. Wann dieser Kunstgriff, wie eine Arzney, wie ein Hausmittel, sparsam gebraucht wird, so hilft es zuweilen; bey zu öfterm Gebrauch aber verliert es seine Kraft, macht sich lächerlich und den Herrn selbst verächtlich in den Augen seines Volks.

* *

Sie glauben zulezt ihre eigene Lügen.

* *

Anstatt ihre Reichs - und Land - Stände vor ihre *gebohrne Freunde* zu halten, betrachten sie solche vielmehr als ihre *geschworne Feinde.*

* *

Der strengste Despot ist oft, in Sachen, welche ihn nicht selbst und unmittelbar betreffen, der strengste Justizmann.

* *

Je eitler und stolzer sie sind, nur um so mehr hassen sie überhaupt alle *Selbstständigkeit* der in ihren Augen geringern, zumahlen ihrer eigenen Diener. Sie bilden sich ein, sie sehen alles viel schärfer, reiner und klarer; sie glauben, man müsse alles an ihnen und von ihnen recht gethan finden, loben und bewundern; man müsse alles, wenns nur von ihnen kommt, sich gefallen lassen, alles von ihnen leiden und dulden.

* *

Ihre Reden und Handlungen stehen oft in dem offenbarsten Widerspruch.

* *

Sie verachten die Stimme des Volks und der Weisen.

*　　　*

Aus dem Vorurtheil von der Heiligkeit und Unverlezlichkeit ihrer Person, Würde und Macht, entspringt dann auch der entschiedene Haſs gegen alle *Publicität;* die stolz - trotzige oder doch scheinbare Verachtung aller Urtheile des Publicums, aller Spottschriften, Satyren, Pasquillen, Epigrammen, über ihre Person und Handlungen; der dumm - boshafte Trost eines Tiberius: *Oderint, dum probent* *), der eben so schmälige Trost: *Oderint, dum metuant;* (ich bleibe doch, der ich einmal bin), ohne welche und ähnliche verkehrte Vorstellungen ihre so ganz abgetumpfte Fühllosigkeit und Gleichgültigkeit unbegreiflich bleiben würde.

*　　　*

Despoten ist an der Liebe und Hochachtung ihrer Ministers und Räthe nichts gelegen, wenn man ihnen nur gehorcht, ihnen nicht widerspricht; alles bejaht, bewundert; sie in ihren Leidenschaften, Liebhabereyen und Phantasien nicht stört u. s. w. Diese verdienen nur Corporals zu Ministers zu haben.

---

*) *Suetonius.*

* *

Arme und Hungerleider, zumahlen unter ihrem Hof-Gesinde und den sogenannten Gelehrten, sind ihnen die liebsten und zu ihren Absichten die bequemsten; zur Bedeckung des Mangels geben sie ihnen desto mehrere äussere Zierrathen, grofse Titul und schmale Besoldungen.

* *

Ein Minister oder jeder anderer Diener, der ihnen mifsfällt, hat schon *vorhinein* Unrecht.

* *

Sie meiden, fliehen, hassen, und, wenn sie können, drücken und unterdrücken sie Männer von Geist, freye und freymüthige Männer.

* *

Wenn sie *alte* Ministers und Räthe aus Noth behalten *müssen*, oder sonst nicht wohl entbehren können, so suchen sie solche entweder durch Schmeicheleyen, gute Worte, und Gnaden-Bezeugungen zu gewinnen, oder durch Drohungen und Trotz wenigstens zu schrecken und stumm zu machen.

* *

Dergleichen Herrn wollen einen *sich selbst fühlenden* Mann oft nur *unter die Bank*,

nicht just *zum Haus hinaus* haben. Wer nun nicht unter die Bank *will*, der geht lieber von selbst, ehe mans ihn heifst.

* *

Sie lieben und suchen *junge* Männer, theils weil sie mit ihren politischen Schwärmereyen sympathisiren, theils weil sie um so leichter gefällige Jaherrn an ihnen finden.

* *

Je stolzer und schwächer ein Fürst ist, je gewisser wird er in der Wahl seiner Ministers den gefälligen Jaherrn oder den unwissendsten Schaafskopf allemahl dem seines innern Werths sich bewufsten Mann von Verstand und Festigkeit vorziehen.

* *

Sie wollen nicht nur *allein befehlen*, sondern auch *allein arbeiten*; es soll nichts geschehen wovon sie nicht wissen. Sie übersehen aus Unverstand das Grofse der Staats-Verwaltung, und bekümmern sich desto emsiger um alle Kleinigkeiten.

* *

Wenn sie zur Regierung ihres Landes gelangen, strafen sie heillose, schädliche, mit dem Fluch des Landes belastete Menschen zuweilen blos darum nicht, damit sich nicht andere daran

spiegeln; damit sie vor ihre eigene Sottisen auch desto willigere und gehorsamere Diener bekommen. Um ihrer eigenen Schurken willen behalten sie lieber die von dem Vorfahren ererbten mit dazu.

*　　　*

Die Herrn stecken sich unter einander an; es lernts immer einer vom andern, und der Schüler übertrift oft seinen Meister. So ruinirt sich einer mit dem andern. Die steuren und reden könnten und sollten, schweigen; aus Furcht oder Eigennutz.

*　　　*

Alte Herrn, die *lange* selbst Kriege geführt haben, oder in Kriegsdienst gewesen sind, fordern gemeiniglich von ihren Ministern, Räthen und Dienern, lauter blinden Musquetiers-Gehorsam.

Man soll ihnen *buchstäblich* gehorchen, niemahls raisonniren; nicht mehr, aber auch nicht weniger thun, als von ihnen befohlen ist.

*　　　*

Alle Monarchen, die Verstand, aber keine Kinder haben, neigen sich zum Despotism; ihr Ruhm ist der Götze, dem sie opfern.

*　　　*

Alle geistliche Regenten, im Durchschnitt genommen, sind gebohrne Despoten, so weit sie nach denen ihnen von den Capiteln gesezten Gränzen können und dürfen; sie hangen nicht an den zarten Banden der Menschheit, welche die jeztlebende an ihre Nachkommen bindet. Der Gedanke: Mit mir ist doch alles aus! schwebt ihnen immer vor Augen; das bleibende Wohl ihres Volks rührt sie nur schwach; sie sorgen nur vor Bereicherung und Versorgung der Familien, aus denen sie entsprossen sind, oder werden der Raub eines Günstlings, oder leben so drauf los, dafs sie noch verschuldete Lande und Cassen hinterlassen.

* *

Es ist ein altes deutsches Sprüchwort: „Strenge Herrn regieren nicht lange„. Die Erfahrung beweist aber dessen Unzuverläfsigkeit; und nur aus der Geschichte dieses Jahrhunderts könnte man 20. 30. 40. Beyspiele ausheben, dafs just die strengsten und schlimmsten am längsten, und die besten am kürzesten regiert haben.

* *

Um so zu denken, zu leben und zu handeln, mufs man in einer despotischen Verfassung aufgewachsen und gebildet worden seyn; einem

freygebohrnen, frey zu denken gewohnten Mann, wenn er auch persönlich nicht darunter leidet, wird eng um die Brust bey dem blossen Anblick und Athemholen in einem despotischen Staat.

* *

Mehrere auf einander folgende Despoten bilden allmählig bey ihren Ministerien, Collegien und ganzen Dienerschaft diejenige Denkungs-Art und Handels-Weise, die man bey dem Soldatenstand und in andern Staats-Gesellschaften *Esprit de Corps*, *Spirit publik*, Gemeingeist, auch wohl bey niedern Classen Zunftgeist benennt.

Er ist ein Geist von besonderer Natur, *trotzig* und *kriechend* zugleich; man könnte ihn, nach Zeit, Ort und Umständen, *Hundsgeist* nennen, weil er sich vor beydes, zum Hetzen und Kriechen, gebrauchen läfst. Er war sonst, auch in Deutschland, noch häufiger anzutreffen; doch spuckt er noch hie und da; theils ist er aber durch den über ihn ausgesprochenen Exorcismum in eine Wüste gebannt, theils ihm gegen sein Beissen ein wohlschliessender Maulkorb angelegt worden.

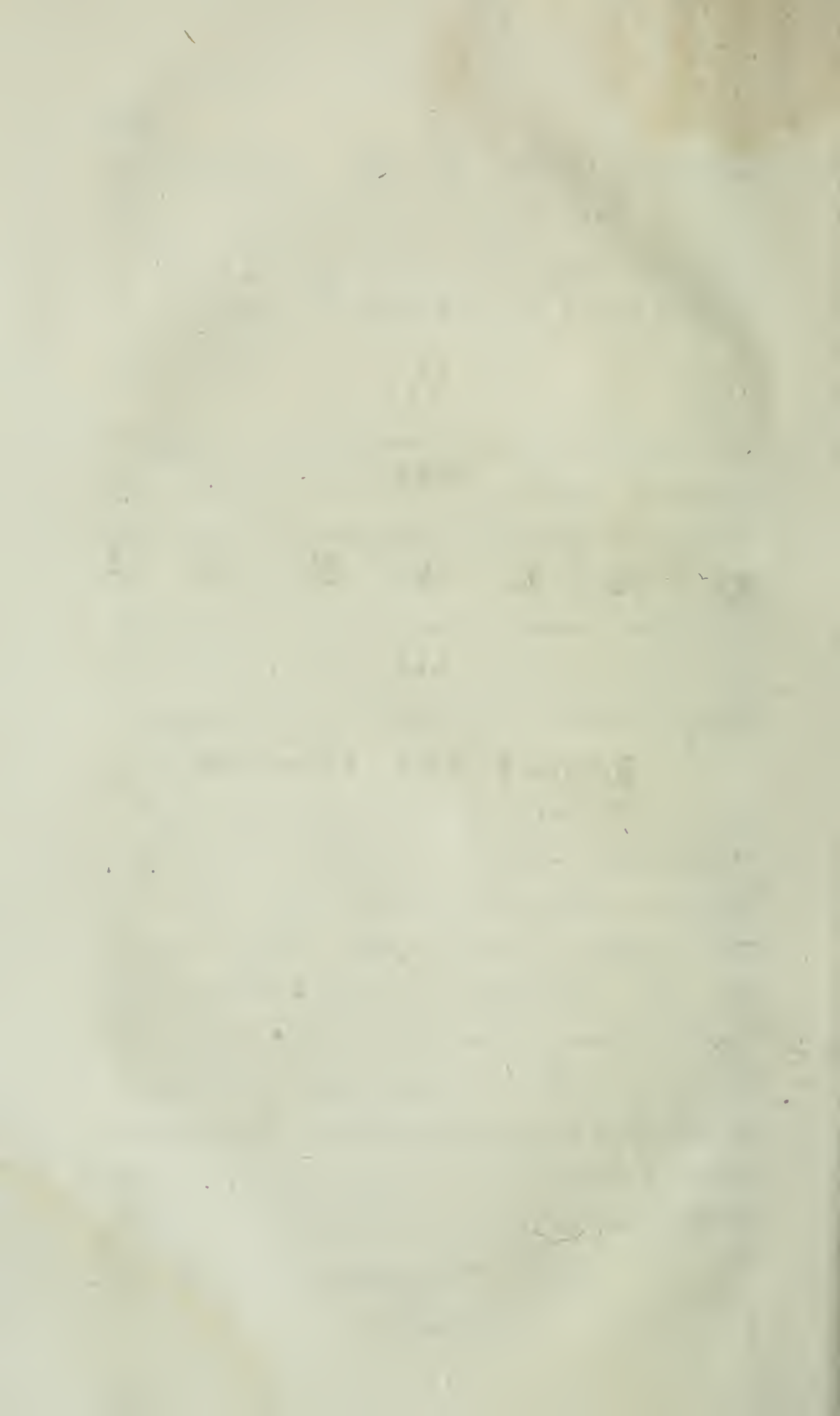
V.

Das

C A B I N E T

der

Könige und Fürsten.



Der Sitz des regierenden Willens und Macht. Vollkommenheit heifst, nach der Sprache des Jahrhunderts, das *Cabinet*, dessen Ausflüsse Cabinets-Orders, Cabinets-Befehle, Cabinets-Resolutionen heissen, und durch Cabinets-Ministers, Cabinets-Räthe, geheime Referendarien und Secretarien veranlafst, besorgt und ausgefertigt werden.

*　　*

Nach der heutigen Verfassung gröfserer und mittlerer Staaten und Länder wird, aus denen hiernächst weiter auszuführenden Ursachen, die Behandlung der Geschäfte durch das Cabinet, es seye nun als Ausflufs von diesem Mittelpunct zur Peripherie, oder als Zurückkehr von dieser zu jenem betrachtet, immer gewöhnlicher, unvermeidlicher und unentbehrlicher.

*　　*

In grofsen Verfassungen wird aber auch, im Gegensatz von dem Staats-Rath, unter dem

Cabinet dasjenige Departement verstanden, welches sich vorzüglich und ausschliefslich mit den persönlichen und Familien-Angelegenheiten des Regenten, mit dessen Liebhabereyen, Privat-Correspondenz, Neigungen, Phantasien, Gnaden-Bezeugungen etc. beschäftiget.

So war unter der *Oesterreichischen* Regierung der Kayserin Marien Theresien und ihres Gemahls K. Franzens eine eigene Cabinets-Canzley, deren in dem Fach der Finanzen- und Wechsel-Geschäfte die Herrn *von Pfizner* und *Toussaint* vorstuhnden, und, in den leztern Jahren M. Theresiens und nach dem Ableben K. Franzens, von dem in grofsem und verdientem Ansehen gestandenen Baron *von Nenny*, einem Niederländer, die Privat-Corespondenz der Kayserin, Gnaden-Sachen und andere dergleichen Geschäfte besorgt wurden.

Kayser Joseph hatte unter seinen Cabinets-Arbeitern stattliche, geprüfte, ihm mit dem feurigsten Enthusiamus ergebene Männer, deren Andenken mir noch heilig und ehrwürdig ist. Er war freilich sein eigener Cabinets-Minister und Canzley-Director, und der berühmte Controllor-Gang in Wien, der Sitz dieses Cabinets, dessen Expeditionen und Archive, konnte un-

ter ihm zu den wichtigsten Pläzen in Europa gerechnet werden.

Nach dessen Tod gewannen die Sachen eine ganz andere Gestalt; die alte Männer wurden entlassen, viele tausend Papiere verbrannt, und ein junger Fürst *von Lichtenstein*, ein Liebling K. Leopolds II. zum Director der Cabinets-Canzley ernannt. — — Auch das dauerte nur, so lange Leopold lebte; und, wie es nun geht, weifs ich nicht.

Bey dem Cabinet der Kayserin von *Rufsland* war im Jahr 1793. ein Reichs-Senator, ein General und ein Staats-Rath angestellt, und ihre besondern Angelegenheiten und die Annahme der Bittschriften wurden durch drey geheime und Staats-Räthe und drey General-Majors besorgt.

In dem Handbuch über den K. *Preussischen* Hof und Staat von 1794*) findet sich der Rubrik: Geheime Cabinets-Expedition, ausdrücklich die Bemerkung beygesezt: „Besorgt die unmittelbare Correspondenz des Königs„ und arbeiten dabey fünf geheime Cabinets-Räthe und zwei geheime Cabinets-Secretairs: Von die-

*) S. 50.

sen ist nicht nur der, wahrscheinlich, die Chatoulle des Königs und sonstige geheime und persönliche Ausgaben besorgende geheime Kämmerierer unterschieden, sondern in noch weit höherm Sinn und Umfang das geheime Staats-Ministerium in dessen mannichfaltigen Abtheilungen; und von diesem zahlreichen Staats-Rath unterscheidet sich, wie die Feder in der Uhr von den übrigen vielen Rädern, das in wenigen Personen bestehende geheime *Cabinets-Ministerium*, oder das Departement der auswärtigen Affairen, vor welches die ausländische Staats- und Deutsche Reichs-Angelegenheiten, die Familien-Geschäfte des Königl. Hauses, die Wahrnehmung der Königl. Souverainitäts-Rechte in allen Provinzen u. d. g. gehören.

Diese Proben mögen genug seyn, um wenigstens die Schattierungen und den Unterschied in den Hof- und Staats-Verfassungen zwischen Cabinet und Cabinet zu bezeichnen.

* *

In kleinern Regierungen oder Despotien geht es freylich hie und da nach dem alten Sprüchwort: Daſs man niemand verwehren könne, zu seinem Heu Stroh zu sagen, wenn auch gleich

diese Duodez-Cabinete sich zu denen diesen Nahmen in höherm Sinn führenden, wie die mit dem Bildnifs des Regenten prangende Creutzer zu denen grofsen Gold-und Silber-Medaillen, verhalten; sie sind doch beyde Münzen, obgleich von jenen etliche hundert Stück auf diese gehen. Bey den meisten dieser Herrn und ihren Dienern läuft es auf eine blofse Decoration hinaus; und die Verständige unter ihnen lieben nicht einmahl einen Titel, dem das Wort Cabinet vorgehängt wird, weil es an sich selbst schon einen gewissen verdächtigen Geruch mit sich führet.

* *

In manchen deutschen Provinzen heifst das, was man anderswo Cabinet nennt, *Conferenz*, und unterscheidet sich von dem, mit oder ohne Gegenwart des Landesherrn sich versammelnden Geheimen Rath hauptsächlich dadurch, dafs nur die Auserwählte und Eingeweyhte, wenn sie übrigens auch würkliche Geheime Räthe sind, zur Conferenz gezogen, andere aber im Vorhof dieses Heiligthums gelassen werden, um zu riechen und zu errathen, was innerhalb desselben beschlossen wird, oder auch, ohne es gerochen und errathen zu haben, sich bey ihren

Abstimmungen in Demuth nach dem Wehen des Cabinets-Winds zu richten, und sich zu bescheiden, daſs sie nicht Staats-Ministers, sondern nur schlechtweg Geheime Räthe sind.

Der Nahme machts nicht aus, es gilt um die Sache. Es gibt Deutsche Höfe, wo man weder von Cabinet noch Conferenz was weiſs, und gleichwohl der ärgste und feinste Despotismus herrscht, weil dann doch am Ende der Befehl des Herrn entscheidet und allen Gegenvorstellungen ein Ende macht, der Canäle aber unzählige sind, wodurch solche Befehle erhalten oder erschlichen werden. Das ist der unglückliche nicht genug zu beklagende Fall, wenn der Regent von seiner Residenz, nahe oder weit, abwesend ist, und alle an ihn gelangende Vorträge *schriftlich* geschehen müssen.

*　　　*

Es würde zu weit führen, die Genealogie der Cabinete von einem Reich, Land und Periode zu der andern zu verfolgen; einige Fragmente von Deutschen Beyspielen möchten dann aber doch nicht überflüſsig seyn, und können allenfalls andern zu einem Leitfaden zur weitern Ausführung dienen.

In

* *

In *Wien* war erstmahls unter der Regierung der Kayserin Königin Maria Theresia ein aus figurirenden und rathenden *Staats-Ministern* und ausarbeitenden eigentlichen Last-Trägern von *Staats-Räthen* bestehender, in Gegenwart der Monarchin und ihres Gemahls und resp. Sohns, Franz und Josephs, als Mit-Regenten, sich versammelnder *Staats-Rath* errichtet, worinnen viel gestritten und desto weniger gethan wurde, der sich zwar unter der Regierung Theresiens das *Air eines Cabinets* geben wollte, ohne dessen Simplicität und Energie zu haben, der schon bey ihren Lebzeiten seinen Credit verlohr, und unter Joseph II. vollends nur noch den Nahmen übrig behielt.

* *

In *Preussen* sind zwar seit Friedrich II. Zeiten her zwei *Cabinets-Ministers*, und nun deren noch mehrere, von deren Geschäften theils schon vorhin gedacht worden, theils auch solches bey ein und andern ein bloſser Titel zu seyn scheinet; wo hingegen unter der jezigen Regierung Männer, die bloſs Minister und auch dieses nicht einmahl sind, unmittelbaren Einfluſs

auf die Gesinnungen und Cabinets-Entschliessungen ihres Königs haben.

*　　　*

In *Chur-Sachsen,* wo man sonst nur das Geheime Consilium hatte, entstanden, unter der Regierung der Pohlnischan Auguste und durch die Einleitung der Jesuiten, die von den Constitutions-mäſsigen *evangelischen* Geheimen Räthen unterschiedene *Cabinets*- und *Conferenz-Ministers*, um auch Catholische begünstigen und sie in mehr oder minderm Grad an Geschäften Theil nehmen machen zu können. Mit dem Fall der Jesuiten und mit mehrerer Aufklärung der nicht mehr Königlichen Beherrscher der Churlande hat sich dieser Einfluſs merklich vermindert, und ist immer mehr nur äuſsere Decoration und Titel-Spiel geworden.

*　　　*

Der Glaube der alten Fürsten war, und der Glaube der verständigen neuen ist es noch: Daſs sie nicht allweise, nicht allwissend, noch allmächtig seyen; daſs sie zu Regierung ihres Hauses und Volks Rath und Hülfe bedürfen, und weise handeln, solche anzunehmen und zu befolgen; daſs ihre Würde und Vorzug damit wohl bestehen könne, hingegen thöricht seye,

nach seinem alleinigen Eigenwillen zu handeln. So dachte und sprache wenigstens noch vor anderthalb hundert Jahren der eben so staatskluge als gottseelige Herzog Ernst zu Sachsen Gotha, welcher in seinem Ao. 1654. gefertigten herrlichen Testament das Zeugnifs ablegte: „ Alle vorfallende Sachen sollen sie (meine Söhne) mit gutem, getreuem und wohlbedachtem ordentlichem Rath anfangen; vor sich selbsten, sonderlich in wichtigen Fällen, nichts *temere* vornehmen und *gänzlich davor halten, dafs grofsen Herrn und Regenten keine Schande, sondern vielmehr ein Ruhm und Ehre seye, guten vernünftigen Rathschlägen zu folgen, und dafs daher der Freyheit gar nichts abgehe* „.

Der Glaube der alten Fürsten-Welt war, und der verständigen neuern ist es noch: Dafs ihre Räthe, Gehülfen und Diener, nicht nur berechtiget, sondern auch verbunden seyen, ihnen über ihr Regenten-Leben und Handlungen, mit oder ohne und gegen ihren Willen, gefordert oder ungefordert, Vorstellungen zu thun; daher die schöne Verpflichtung in den gewöhnlichen Eydes-Formeln: Seinem Herrn treu, hold und gewärtig zu seyn, seinen Schaden zu war-

nen, seinen Nutzen und Bestes aber zu befördern; daher so viele männlich-derbe, heroisch-feste, freymüthige, über alle Menschen-Gefälligkeit und Menschenfurcht gleich getrost erhabene Warnungs-und Propheten-Stimmen treuer Räthe und *Männer*, die man noch hie und da als Ruinen auf den Brandstätten politischer Freyheit findet; daher die zum Theil schreckliche Beyspiele der Rache, Verantwortung und Bestrafung der Unterlassungs-Sünden feiger, furchtsamer, heuchlerischer, herz-und treuloser Staats-Diener, welche lieber verstummten, als redten, wo sie reden — lieber schmeichelten, wo sie widersprechen und warnen sollten.

Sonst hielten die Fürsten alten Schlags ihre geheime Räthe für ihre nächsten, wahre und vertrauteste Freunde; nannten und bekannten sie auch so vor ihrem eigenen und dem Ausland, waren stolz auf ihre Wahl und Besitz und achteten sie vor den schönsten Schmuck in ihrem Diadem. Sie waren stolz darauf, alt mit einander zu werden, und lebten je länger je freundschaftlicher zusammen; ihre Geister und Seelen wuchsen zulezt in einander; der Fürst ehrte den treuen Diener noch in und nach seinem Tode, und diesem war es unverschmerz-

lich, seinen guten Herrn überleben zu müssen. Auch von diesen Zügen findet man noch, in grössern und kleinern Beyspielen neuerer Zeiten, jedoch je länger je seltener, hie und da Aehnlichkeiten; und glücklich ist der Fürst, das Land und der Diener, wo es sich, wann es auch nur in leichten Umrissen und sanften Schattierungen wäre, noch also findet.

* *

Der sogenannte dreyssigjährige Krieg und die damit verbundene über ganz Deutschland ausgebreitete Unruhen; der darauf erfolgte, die Souverainetät der Deutschen Reichs - Stände gründende Westphälische Friede, und endlich die Errichtung der stehenden Heere und das Soldatiziren der meisten Fürsten, gaben der Sache ganz eine andere Richt- und Wendung. Die Nachahmung der französischen Formen vollendete endlich die neue Schöpfung; jeder Regent wollte, so weit ers vermochte, wenigstens im Kleinen, ein Ludwig XIV. seyn: Die Distanz zwischen ihm und seinen Dienern wurde immer weiter gespannt; wenn er auch nicht den Monarchen spielen konnte so stellte er doch den Potentaten vor, und zur Dankbarkeit wurden

die alten Graubärte von Canzlern und Räthen in gefällige Ministers verwandelt.

Was hie und da aus Noth oder Nachahmungssucht geschahe, ward je länger je mehr *Mode*, allgemeine Sitte; man sahe die Fürsten nicht leicht mehr ihre Wacht-Paraden versäumen, aber je länger je seltener in ihrem geheimen Rath erscheinen.

* *

So wie die Sachen jezo stehen und höchstwahrscheinlich je länger je mehr werden und bleiben werden, so lassen sie sich von verschiedenen Seiten ansehen, deren jede ihre Gründe dafür und darwider aufzuweisen hat.

Thatsache ist, dafs alle Landes-und Regierungs-Geschäfte sich seit etwa anderthalbhundert bifs zweyhundert Jahren unendlich verfeinert und vervielfältiget haben. Daher die ungleich grössere Anzahl von allen Gattungen der Dienerschaft; daher immer mehr und nothwendiger die schriftliche, anstatt der sonst gewöhnlichen blos mündlichen, Behandlungen.

Die unläugbaren Vorzüge der schriftlichen Vorträge vor dem persönlichen Besuchen des geheimen Raths und anderer Collegien, möchten hauptsächlich in folgendem bestehen:

Es wird unstreitig viele, mit Anhörung unnöthiger Weitläufigkeiten und noch unnützerer Widersprüche, Zweifel und Zänkereyen, fruchtlos verschwendete Zeit erspart.

Der Regent gewöhnt sich an einen unpartheyischern, blofs auf die Sache selbst, wenn ihr *pro* und *contra* redlich vorgetragen wird, gerichteten Blick.

Er gewöhnt sich an eine gelassenere und ruhigere Beurtheilung von Personen und Sachen. Difs ist besonders nöthig und eine Regel practischer Lebens-Weisheit bey raschen, hitzigen und eine Sache gleich beym ersten Blick zu übersehen glaubenden Herrn; ein Kunstgriff, dessen sich bekanntlich der berühmte und unglückliche Baron *von Goerz* bey seinem eigensinnigen und ungeduldigen Herrn, K. Carl XII. in Schweden, mit stetem Vortheil, bediente: „Ich wills„, sagte er, wann ihn der rasche König nicht länger anhören wollte, „Ew. Maje„stät *schriftlich* geben„.

Ein Regent ist nur selten so wenig Mensch, dafs bey ihm Vorurtheil und Vorliebe gar keinen Einflufs hätte; dafs er nicht bey einer Sache Beyfall oder Abneigung bezeugte, weils *der* gewollt und gewünscht und *jener andere*

widerrathen und widersprochen hat. Diesem allem wird, wo nicht allemahl, doch mehrentheils, durch die gemeinschaftliche ministerielle oder collegialische schriftliche Vorträge vorgebaut und abgeholfen.

*　　　*

Die unrühmliche und weniger Entschuldigung auf Seiten der Regenten verdienende Gründe der *blofs* schriftlichen Vorträge und ihres Nicht-Besuchens des geheimen Raths möchten seyn:

Weil sie auf diese Weise ihre Unwissenheit, Rathlosigkeit, ihren bifs auf würklichen Stupor ausartendem Blödsinn besser verbergen und bedecken können.

Weil sie ihren Selbst-Gefühlen, ihrem Hochmuth, Eigensinn, Eigenmacht und Herrscher-Stolz keine Gründe entgegen zu halten, keinen Widerspruch und Widerstand zu erfahren brauchen, sondern überall nach blofsem Gutdünken durchgreifen, auch wohl mit Grobheit, Heftigkeit und Drohungen durchfahren zu können glauben.

Weil sie, oder doch viele unter ihnen, ihre Ministers und Räthe nur als ein nothwendiges Uebel ansehen und ihnen daher lieber, so oft als nur möglich, aus dem Weg gehen.

Weil sich Männer von Selbst-Gefühl und eigener innern Würde, *wahre Räthe*, nicht wie auf den blinden militarischen Gehorsam angenommene und verpflichtete Subalternen behandeln lassen.

Weil die Herrn die persönliche Uebermacht, die Geistes-Superiorität eines festen und gewichtigen Mannes (einige Regenten nennen es das *Uebertölpeln*) scheuen, und deſswegen die nicht widersprechende, schriftliche, mundtodte Referate vorziehen.

Weil es gemächlicher ist, Gekochtes nur zu essen, als selbst zu kochen; weil es gemächlicher ist, nur zu befehlen, als Raths zu pflegen; weil es leichter ist, nur zu unterschreiben, als zu überdenken.

Es ist möglich, daſs die *Verschwiegenheit* wichtiger, oder doch geheimer und wenigstens auf eine Zeitlang geheim bleiben-sollender Rathschläge und Staats-Verhandlungen, z. B. neuer Allianzen, Subsidien-Tractaten, geheimer Verschickungen u. d. g. und noch möglicher ist, daſs der Credit, Ansehen und Vertrauen zu einem herrschsüchtigen und eigennützigen Mann, der sich bey einem schwachen Fürsten geltend zu machen und einzuschmeicheln gewuſst hat,

die erste Veranlaſsung zu Cabinets-Ministerien und deren längern oder kürzern Beybehaltung gegeben hat.

In dem Militär-Dienst ist es bereits bekannt, wie sehr es die persönliche Tapferkeit und Muth entflamme, unter den eigenen Augen seines Königs oder commandirenden Feldherrn zu fechten. Nicht viel geringer verhält sichs bey dem Civil-Stand, wo es in unsern Tagen, gewöhnlicher Maaſsen, der gerad umgekehrte Fall ist. Sonst giengen die Fürsten, so bald sie regierende Herrn wurden, selten mehr selbst in den Krieg, aber desto fleissiger in den geheimen Rath und in ihre andere Collegien. Heut zu Tage fällt also jene persönliche Ermunterung gröſstentheils hinweg; die Könige und Fürsten lernen das wahre, oft stille und schüchterne Verdienst eines Mannes nur selten, oft gar nicht mehr kennen, sie nehmen ihre Ministers und Räthe gemeiniglich nur auf Credit und Empfehlung von andern, und werden dann auch, wie es nicht anders als billig ist, öfter als ihnen selbst lieb und gut vor ihren Staat und Land ist, mit dieser Kaufwaare betrogen und hinwiederum andere durch sie. Das ist nun bey dem gewöhnlichen Lauf der Dinge

einmal nicht anders, und das einige Mittel, daſs man so lange ändert, biſs mans entweder besser triſt, oder zulezt die späte Ueberzeugung erhält, daſs gerade einer des andern werth seye. — So wars, ich wiederhole es nochmals, sonst nicht. So lange die Fürsten noch selbst in den geheimen Rath giengen, so machte nicht nur, nach dem Sprüchwort, der Ton oft die Musik, sondern auch das bloſse Schweigen eines biedern Mannes, Ein Kopfschütteln, Ein traurender, Ein bedenklicher und wehmüthiger Blick, würkte oft mehr als alles Reden, und war wenigstens fähig, den gegenwärtigen Regenten aufmerksam und nachdenkend zu machen. Heut zu Tage heiſst es bey fast allen, wie *Göthe* im Egmont sagt: Der König fragt nicht; er schickt (er befiehlt).

* *

Es ist zwar im Grunde zulezt einerley: Ob ein Fürst von seinen Ministern oder von seinen Cabinets-Secretarien und Referendarien betrogen werde? Und es sind Fälle, wo auch der gewissenhafteste, redlichtse Mann seines Fürsten (wie nun einmal die mehreste sind) zu seinem *wahren* Besten belügen und betrügen *muſs*; das Vorurtheil ist aber in der Re-

gel mehr vor den Minister, als vor den blofsen Cabinets-Mann. Der beste Mittelweg ist, wann der nun einmal zur Mode gewordene, schriftliche Vortrag, von dem die Stelle eines geheimen Referendars zugleich mit vertretenden würklichen Minister, in Beyseyn des blofs expedirenden geheimen Secretairs, geschieht. Also ward es bey dem löblichen Marggrafen von Baaden von dessen vertrautem Minister von *Edelsheim*, und bey dem, ehe er durch der Weiber Hände fiele, liebenswürdigen Marggrafen von Brandenburg-Anspach durch den geistvollen und würdigen Minister *von Gemmingen* gehalten.

Von den übrigen *Cabinets-Räthen, Secretarien* und Compagnie, habe ich schon vor mehr dann zehen Jahren mein Bekenntnifs abgelegt *). Dieses Glaubens bin ich noch; und längere Erfahrungen, auch mannichfaltige, gute und schlechte Beyspiele, haben mich in meiner Ueberzeugung nur noch mehrers bestärkt. „Unter allen Stellen im Fürsten-Dienst (sagte ich) ist die eines *Cabinets-Secretairs* und *geheimen Referendarii* eine der allerwichtig-

*) In der Schrift: *Ueber Regenten, Regierungen und Ministers*, 1784. S. 209.

sten. Ihrer Subalternität ohngeachtet können sie ehrwürdige, seegensreiche Männer für ein ganzes Land werden; die Gehülfen, Stützen und Fürsprechen rechtschaffener Minister, Wohlthäter aller guten Sachen und Menschen seyn; die Schäfer-Stunden und gute Launen eines Herrn zu guten Absichten benutzen; die Wetterableiter bey aufsteigenden Gewittern seyn, Unwillen und Verdacht gegen redliche Männer abheben, dem Stachel geheimer und offentlicher Verläumdungen seine Kraft benehmen, einen Herrn von schlechten und übereilten Handlunweislich zurück halten; jeden guten Gedanken und Regung bey ihm anfachen, beleben und stärken; Schmeichlern und Augendienern die Larve abziehen und sie in ihrer Blöfse kenntlich machen, und bey minderm äufsern Schimmer, hingegen auch wenigerer Last und Verantwortung, weit glücklichere und vergnügtere Leute seyn, als der Minister selbst.

Das Gegenbild hievon sind die Giftmischer, Gifthaucher, geheime Debauchen-und geheime Chatoull-Räthe, nebst der ganzen Familie der *Cabinets-Teufel.*

Die Stelle eines geheimen Referendarii ist ein eigentlicher Confidenz-Posten. Die Ministers

und Räthe erbt ein Herr entweder mit dem übrigen Staats-Inventario, oder er nimmt sie, wie sie ihm empfohlen und vorgeschlagen werden; ein Herr kann vielmehr einen Mann, den er im Auge nicht leiden kann, zum Minister machen, und Lebenslang behalten, weil er ihm im guten und schlimmen Sinn unentbehrlich ist; jene Stellen sind aber ein Werk seiner eigenen Neigung und Wahl, ein Ausflufs der Cabinets-Regalien.

Man kann also bey dieser Stelle mit ziemlicher Zuverläfsigkeit von einem auf den andern schliessen: „*Wie* der Herr ist, so ist auch sein geheimer Referendarius„. Die Nutz-Anwendung und Probe kann jeder, dem daran gelegen ist, selbst machen.

*　　　*

So dachte und sprach ich schon damals; so wenig jetzo als damals halte ich es aber vor anständig, eine Gallerie von nach dem Leben gemahlten Männern dieser leztern Gattung aufzustellen, sondern begnüge mich, zu sagen: Dafs in der Regel (keine ist aber ohne Ausnahme) Könige und Fürsten nur solche an Verstand oder doch an Willen *Verschnittene* *) wäh-

---

*) *Hi soli (eunuchi) Principes perdunt, dum eos more gen-*

len, deren unbedingten Gehorsams sie vorhinein vollkommen versichert sind; solche Löwen, dergleichen einen der Bassa zu Belgrad um sich hatte, die sich auf den ersten Wink zum Beissen und benöthigsten Falls zum Zerreissen gebrauchen lassen.

So sind sie gewöhnlich bey denen despotisch regierenden Monarchen; so waren nahmentlich die Cabinets-Männer unter K. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in Preussen. — Die Schilderung, die *Büsching* *) von ihnen gemacht, ist viel zu sehr nach dem Leben gezeichnet, als um sie nicht mit seinen eigenen Worten zu wiederholen: „Man würde sich sehr irren; (sagt er), wenn man glaubte, dafs des Königs geheime Cabinets-Räthe seine würkliche Räthe gewesen wären; denn diese nannte er nur seine Schreiber, und sie waren auch ordentlicher Weise weiter nichts. Möchten nur alle, die er gehabt hat, auch gute Stylisten ge-

---

tium aut Regum Persarum volunt vivere, qui a Populo etiam amicissimum Principem amovent, qui internuntii sunt, aliud, quam respondetur, sæpe referentes, claudentes Principem suum, et agentes ante omnia, ne quid sciat. Lampridius.

*) In dem *Leben Friedrichs II. K. in Preussen*, S. 214.

wesen seyn! Aber selten hat einer unter denselben gewufst, wie Königliche Cabinets-Briefe und Befehle würdig abgefasset werden müssen, insonderheit in Deutscher Sprache; und weil der König auch kein Kenner des Deutschen Briefstyls ware, so giebt es so viele undeutsche, steife und einförmige Cabinets-Stücke. Es ist aber doch gewifs, dafs die Cabinets-Räthe in manchem Falle Gelegenheit hatten, das zu seyn, was sie hiefsen. Man weifs, dafs auf den Vortrag des Innhalts einer Schrift viel ankommt, so dafs sie bey den Vorträgen, die sie zu thun hatten, mancher Person und Sachen vortheilhaft und nicht vortheilhaft seyn konnten. Diese Gelegenheit wufsten einige, als ein *Schumacher*, den der König von seinem Herrn Vater erbte, ein *Eichel* und andere mehr, wohl zu gebrauchen, und in den Fällen, da sie andern nützlich gewesen, auch oft für ihren baaren Nutzen ansehnlich zu sorgen, wie der grofse Reichthum, den *Eichel* hinterliefs, bezeuget. Es hat aber auch wohl einer, der es zu arg gemacht, sein eigenes Unglück dadurch verursacht, wie *Galster*, den der König nach Spandau schickte„.

Auch

Auch kannte ich genau einen Minister, der in der Aufwallung von Schmerz und Unmuth über eine unwürdige Handlung, wozu sich der Fürst von seinem geheimen Referendar verleiten lassen, in die Worte ausbrach: „Der * * ist ein Spitzbub„. „Ich weiſs es wohl„, antwortete der Fürst ganz kaltblütig, „ich brauche aber einen solchen„. Was dieser Herr gesagt, das üben oft andere seines gleichen, ungesagt, in der That selbst: Mit biedern, ehrlichen, tapfern, freymüthigen Leuten ist ihnen nicht gedient; sie wollen, statt Männern, Laquayen, beugsame Schurken, denen sie dann ihrer Seits auch wieder Schelmereyen, allerley Gattung, wenn sie nur nicht in das Leib-Geheeg des Fürsten kommen, zu gut halten

*　　*

Der *Cabinets-Geist* ist herrisch, despotisch, eigensinnig, trotzig, gewaltthätig, absprechend, abschneidend; und so wie der Geist ist, so ist auch seine *Sprache* und sein *Styl;* kurz, barsch, nicht raisonnirend, mehr und weniger ganz in dem entscheidenden militarischen Ton, manchmahl mit einer beleidigenden Grobheit.

Ein höchst auffallendes Beyspiel dieser Art liefert diejenige Cabinets-Ordre vom 21. Dec. 1787. an die Universität zu Halle, welche man den guten und gütigen König Friedrich Wilhelm II. unterschreiben machen. Der König hatte in Berlin ein Ober-Schul-Collegium errichtet, welchem auch die Universitäten in den Königl. Landen untergeordnet seyn sollten. Die zu Halle that gegen diese Zumuthung Vorstellung, worinn sie auch ihre Unzufriedenheit über den ihr vorgesezten Canzler *von Hofmann*, nicht zu verbergen wufste. Darauf kam nun obgedachte, weder im Geist und Character des menschenfreundlichen Monarchen gedachte, noch viel weniger in der Würde eines Königs stylisirte Resolution, die um der Seltenheit der Schreibart willen in ihren Hauptstellen wiederholt zu werden verdient: „Se. Königl. Maj. von Preussen„ (heifst es gleich im Eingang) „haben höchst mifsfällig vernommen, dafs die Universität zu Halle, *aus einem besondern Eigendünkel*, sich beykommen läfst, nicht unter dem Königl. Ober-Schul-Collegio stehen zu wollen. — Diese sonderbare und *wenig Klugheit* verrathende Aufführung einer ganzen Akademie würde Seiner Königl. Majestät äus-

serst befremdend seyn, wenn Allerhöchstdenenselben nicht bekannt wäre, *daſs nur einige wenige pedantische Professores die thörichte Triebfeder* davon sind, und daſs zur Ehre der Universität *es noch kluge und wahre gelehrte Männer* daselbst giebt, die an solchem *Unfug* keinen Theil nehmen„. Hierauf folgt der Machtspruch: „So wie nun Se. Königl. Maj. den leztern ihre Zufriedenheit darüber zu erkennen geben, so wird denen erstern ihre durch obige Renitenz bezeugte *einfältige Conduite* hiemit nachdrucklich veswiesen, *und ihnen alles Ernstes anbefohlen, dem* von Allerhöchstdenenselben für die samtlichen Preussischen Staaten etablirten *Ober-Schul-Collegio einen ganz unumschränkten Gehorsam um so mehr zu leisten, da Se. Königl. Maj. nicht gemeint sind, einigen unruhigen Köpfen unter den Hallischen Professoren zu erlauben, über landesherrliche Einrichtungen und Befehle zu klügeln, weil ihre Pflicht ist; ohne Widerrede schnell und geziemend zu gehorchen„.*

Wem die Ehre seines Königs lieb ist, der sollte vieles drum geben, wenn er die Bekanntmachung dieses Befehls vor dem Publico hätte

verbergen, wenn er dessen Andenken auf immerhin vernichten können. Was die Universität zu Halle gethan? Ob sie blindlings gehorcht und verstummt, oder wie die Sache zwischen dem Hof und ihr vermittelt und gemildert worden? ist mir unbewufst. Die Publicität, deren Stimme der König selbst so sehr respectirt, behauptete aber auch hier ihre Rechte. In einer der beliebtesten und allgemein gelesenen Monatschriften *) erschien eine herbe und kräftige Beurtheilung des Königl. Befehls, worinn die Herrn *von Hofmann* und *Woellner*, denen man den meisten Antheil an der Königl. Entschliessung beymafs, und leztern vor den Concipisten derselben hielt, eben so unsanft behandelt, über die Sache selbst aber das auf Recht und Wahrheit sich gründende Urtheil abgesprochen wurde: „Es ist ein gerechter Stolz, wenn Männer, die sich fühlen, nur von Gott, den ihren alten Privilegien nicht zuwider laufenden Landes-Gesetzen, ihrem Gewissen und ihrer gesunden Vernunft abhängen wollen. Es wäre eine schlechte Empfehlung für die Einsichten der Juristen-Facultät zu Halle, wenn

*) In dem *deutschen Zuschauer*. 1788. VII. B. S. 162.

sie sich ohne Protestation dem Ober-Schul-Collegio unterworfen hätte. Der Landesherr kann neue Gesetze geben, aber sie müssen keine wohlerworbene Rechte beeinträchtigen; und der Unterthan, der seine bisherige Rechte vertheidiget, verdient keinen *Verweis.* Ist das neue Gesetz zur Wohlfahrt des Ganzen nothwendig, so muſs der Unterthan darüber belehrt werden, und besonders, wenn er zu einer so respectablen Volksklasse, als die Mitglieder einer akademischen Gesellschaft, gehört. Dem wahren Vortheil des Landes werden Männer, die Lehrer der Nation werden sollen, die ihre künftigen Seelsorger, Richter und Gesetzgeber bilden müssen, gewiſs alles aufopfern; und wenn sie dawider keine Respects-widrige Vorstellung thun, haben sie gar nicht strafbar gehandelt, ihre ohnvorgreifliche Protestation eingereicht zu haben. — Wenn es heiſst: *Die Universität soll dem Ober-Schul-Collegio einen unumschränkten Gehorsam leisten,* so hat man schon Unrecht, über den Pabst zu spotten, der sich für untrüglich gehalten wissen will. Der Concipient der allerhöchsten Resolution hat den Ausdruck: *Unumschränkt,* wie es scheint, nicht ganz gefaſst.

Gehorsam sind die Untergebenen denen ihnen vom Landesherrn bekannt gemachten Vorgesezten allerdings schuldig; allein *unumschränkten* Gehorsam, der jede vernünftige Gegen-Vorstellung ausschliefst, sollte man keiner Gesellschaft im Staat ertheilen (zumuthen); und am allerwenigsten in wissenschaftlichen Dingen, wo so viel auf die eigene Art zu sehen ankommt. Man kann annehmen, dafs das vorgesezte Ober-Schul-Collegium wahrscheinlich nichts unternehmen werde, was den Fortschritten wahrer Aufklärung zuwiderlaufen könnte. Aber ist es denn doch nicht ein denkbarer Fall, dafs ein einziger Mann in einem solchen Collegio ein so grofses Uebergewicht erlangen könne, dafs seine aus Mangel an gewissen Einsichten, oder zu Beförderung gewisser Absichten, abzielende Vorschläge, die dem Ganzen nachtheilig werden könnten, zum Gesetz gemacht werden können? Und ist difs nicht um so eher zu befürchten, wenn die Einsichten der Befehlenden den Einsichten der Gehorchenden weit nachstehen; wenn jene, eben weil sie gegen diese überwichtig sind, aus einem auch dem nicht verdorbenen menschlichen Herzen so eigenen Stolz, selbst ihre nicht ganz heilsam erkann-

te Grundsätze dem ohngeachtet befolgt wissen wollen, um nicht die Demüthigung zu erleiden, von den Untergebenen eines bessern belehrt worden zu seyn? Wenn es heifst: *Dafs es nicht erlaubt seyn solle, über landesherrliche Einrichtungen und Befehle zu klügeln*, so ist dieses eine Beeinträchtigung des ersten Rechts der denkenden Menschheit. Dieser Satz leidet nur unter der geringsten Classe des Volks, und dazu noch unter gewissen Einschränkungen, seine Anwendung; allein Männern, welche denken können, mufs es frey stehen, mit geziemendem Respect Einwendungen wider die landesherrliche Verordnungen machen zu können. Der Gesetzgeber ist nur Mensch; er kann in der besten Absicht eines guten Herzens Verordnungen erlassen, die dem Ganzen nachtheilig sind. Sollen dawider keine Vorstellungen stattfinden können? Dann sizt türkischer Despotismus auf dem Thron, bey dem kein Gesetzgeber gewinnt; denn nur Liebe des Volks macht gute Unterthanen; blofse Furcht macht Sclaven, die, befreyt von ihren Ketten, Verwüstungen anrichten können, welche den Despoten selbst gefährlich werden müssen. Die Fürsten haben difs auch selbst gefühlt. Fried-

rich der Einzige hat verschiedene Befehle gegeben: Dafs die Landes-Collegia auf erschlichene Cabinets-Orders, wenn sie wider die Gesetze liefen, nicht Acht geben, sondern davon Bericht erstatten sollten; und Friedrich Wilhelm mit dem allgemein verehrten guten Menschen-liebenden Herzen sollte unumschränkt herrschen wollen? minder wichtige Männer den berühmtesten Weisen seiner Staaten zu Oberaufsehern geben wollen, ohne dafs diese sagen dürften: Wir brauchen dergleichen Aufseher nicht. Dieses nur zu denken wäre unedel„.

* *

Die *Cabinets-Politik* unterscheidet sich von den ständigen erblichen Staats-Grundsätzen eines Hofs hauptsächlich dadurch, dafs sie persönlich, veränderlich, von der Convenienz und Lage der Umstände abhängend, und mit gröbern oder feinern Verstellungs-Künsten übertüncht und überfirnifst ist.

* *

Die *Cabinets-Regalien* sind, je länger je mehr, ein so reichhaltiges Thema, dafs es nur zu bewundern ist, dafs sie nicht längst zur Aufschrift einer juristischen Inaugural-Disputation gewählt worden, um sich dadurch bey einem

despotischen Fürsten oder dessen gewissenlosem Minister zu empfehlen.

Neben dem alten, längst bekannten und geübten *Jure vexandi subditos*, neben dem gleichfalls alten *Principe legibus soluto*, verdienet wohl unter den modernen Cabinets-Regalien die erste Stelle der *Undank der Fürsten*, womit sie einen ihnen mifsfällig gewordenen, bey ihnen verläumdeten, redlichen, biedern, unschuldigen Staatsdiener, kraft ihrer vermeinten despotischen Allmacht, aus dem, zuweilen langen Dienst, und, nach unläugbaren um sein Haus und Land erworbenen Verdiensten, verstossen, und ihn und seine Nachkommenschaft unglücklich machen.

Manchmal ist es bey einem scheinbaren Unglück vor den Weggedrückten oder Fortgestossenen im Grund *Erlösungs-Gnade*; der Undank bleibt aber allemahl auf Seiten des Regenten, was er ist.

* *

Nach der Politik Friedrichs des Grofsen, und nach der Philosophie seines Münz-Juden Ephraim, gehörte das Recht, unter eines andern Souverains Bildnifs, Nahmen und Stempel, *falsch Geld* zu schlagen, Blech-Kappen, falsche Du-

caten, Thaler, Rubels etc. auszumünzen, zu dem *Jure regio*, zu den *Cabinets-Regalien.* Kleinere Potentaten, die aber nicht Könige waren, liessen sich gelüsten, diſs groſse Vorbild nachzuahmen; es blieb aber bey bloſsen Versuchen. Die Gesetze wachten; die falsche Münze ward geprüft, erkannt und verrufen; die damit angefüllte den Rhein hinabschwimmende Fässer wurden angehalten und kurzweg confiscirt. Ein gleiches geschahe von dem noch mächtigern Ruſsland bey dem Zoll zu Riga, mit denen sich nach Ruſsland einschleichen-wollenden falschen Rubeln.

*　　　*

Nach Herzog Carls von Würtemberg Finanz-System war der *Diensthandel* mit allen seinen gräulichen Folgen ein Ausfluſs des deutschen *Fürsten-Rechts;* sein wilder Vater, Herzog Carl Alexander, und dessen Leib-Jude Süſs, waren ihm schon mit bösem Exempel vorangegangen. Das gedruckte Sünden-Register *) beweist es, daſs ihnen Dienste, Titel, Ehre, Beförderungen, Begnadigungs-Recht etc. um Geld feil waren; wars demnach Wunder,

---

*) Im *Patriot. Archiv*, I. Theil, S. 202.

dafs er zeitig genug in die vorgefundene Fufs-stapfen getreten ist?

* *

Die *Cabinets-Justiz* ist so alt, als der Despotismus selbst; sie findet sich überall, wo dieser herrscht; der Nahme aber ist eine Geburt unserer Zeiten, der ehedem auch wohl unter der Benennung *Macht-Spruch*, *Macht-Vollkommenheit* begriffen war, immer aber eine Justiz-Verwaltung bezielte, die mit Uebergehung der Landes-Collegien und gesetzmäfsigen Instanzen, mit oder ohne Vernehmung der interessirten Theile, von dem Landesherrn unmittelbar sich angemafst, oder doch dessen Nahme dazu gebraucht und mifsbraucht wurde.

Wo mit dem Leben, Freyheit, Rechten und Eigenthum der Unterthanen nach den Launen und Leidenschaften eines despotischen Herrn oder Ministers gebahret werden darf; wo keine Reichs- und Land-Stände sind, die *Muth* und *Kraft* genug zum Widerstand haben, da bleibt nur der einige Trost: Leiden und Schweigen. So wars ehedem in Frankreich unter dem gewaltthätigen und rachgierigen Cardinal Richelieu; so in Engelland unter dem tyrannischen Heinrich VII. so in Deutschland unter den Fer-

dinanden; so noch überall, wo Gewalt vor Recht geht, und wo, zur Bemäntelung des Unrechts, Justiz-Sachen in Staats-Sachen verwandelt werden.

Eine ganz eigene und bey weitem die schlimmste und gefährlichste Gattung der *Cabinets-Justiz* ist, wo, um den Unschuldigen desto gewisser zu drücken und zu unterdrücken, die äussere Form und Schein einer gesetzmäſsigen Justiz-Verwaltung beybehalten wird; wohl gar die Richter, um das Publicum desto mehr zu täuschen, von ihren sonstigen Diener-Pflichten losgebunden werden; ihnen eine ohne Ansehen der Person zu leistende unpartheyische Justiz anbefohlen, heimlich aber der Gang und die ganze Behandlungsart vorgeschrieben wird, um den Leidenden entweder seines Rechts ganz verlustig zu machen, oder die Sache so zu verwirren und zu verzögern, daſs er, ohne ein Wunder, das Ende derselben nicht erleben könne. Freylich gehört ein ungewöhnlicher Grad von Argheit auf Seiten des Regenten dazu, der es wagen darf, seinen Dienern dergleichen Zumuthungen zu thun, und eine Hunde-Art von Menschen, die sich dazu gebrauchen

lassen. Dafs es aber solche gebe, ist leider! bewahrheitete Erfahrung.

Diese Art von Ungerechtigkeit zu ergründen und zu entkräften, macht den Deutschen Reichsgerichten um so mehrere Mühe, weil sie sich einerseits hinter Formalitäten, an welche auch die Reichsgerichte gebunden sind, verstecken, und andererseits mit denen so hochgespannten Reichsständischen Jurisdictions - Gerechtsamen kreuzen; endlich weil nicht selten *Cabinets-Justiz* des Despoten und *Staats - Justiz* des Richters mit einander einverstanden sind, und der Mifshandelte politischen Rücksichten, sollte es auch nur ein angedrohter *Recursus ad Comitia* seyn, aufgeopfert wird. Doch hat man von ältern Zeiten noch Beyspiele thätiger und exemplarischer Hülfe, und von neuern, dafs wenigstens zum Schein ein Schreckschufs von Dinten - Pulver geschieht, welchen sich der, den er treffen soll, schon selbst zu erklären weifs. Mit den kleinen Potentaten werden schon weniger Umstände gemacht, und ihnen zuweilen die volle Ladung gegeben, obgleich die in dem mittlern Zeitalter gewöhnliche Strafe des *Hunde - Tragens* vorlängst in Abgang gekommen.

Zum Ruhm unserer gröſsern Deutschen Höfe darf man sagen: Daſs Sache und Nahme von *Cabinets-Justiz* bey ihnen immer seltener werden. Man kann in mehreren Deutschen Provinzen (deren keine ich wohlbedächtlich nenne, um keine an ihrem verdienten Lob zu verkürzen) Menschen-Alter durchleben, ehe man einen einigen solchen Fall aufweisen könnte. Die Geschichte der neuern mit wahren Justiz-Heiligen besezten Ober-Appellations-Gerichte liefert häufige Beyspiele, daſs nicht nur gegen den Landesherrn und dessen Cammern, sondern auch (das noch weit mehr sagen will) gegen einen viel vermögenden Minister, ohne Ansehen der hohen oder niedern Person des Klägers, reine und strenge Justiz verwaltet worden.

Diese reine und edle Gesinnung breitet sich auch bey mittlern und kleinen Deutschen Häusern immer mehrers aus; und ich erinnere mich nie ohne tiefe Rührung der, in dem erst im Jahr 1785. verfertigten, aus dem Geist, Herzen und Feder des würdigsten Ministers dieses Hauses, Freyherrns *von Preuschen* geflossenen Naſsau-Oranischen Erstgeburts-Gesetz §. 24. enthaltenen vortreflichen Verordnung, wodurch jedem bey der Justiz-Canzley ange[illegible]

auf diesen Fall schon im voraus seiner Pflichten entlassenen Rath aufgegeben wird, auch in denen gegen den Landesherrn selbst oder andere Personen des Fürstlichen Hauses anbringenden Klagen, nur Gott, die Wahrheit und die Gerechtigkeit vor Augen zu haben *).

* *

Die *Cabinet-Schulden* sind eine Erscheinung dieses Jahrhunderts. Landgraf Ernst Lud-

---

*) Der patriotische Reg. Rath Reufs äufsert bey dieser Gelegenheit, im 19. Theil seiner *deutschen Staats-Canzley* S. 243. den Wunsch: „Warum werden die Räthe und Diener nicht auch gegen willkürliche Entlassungen sicher gestellt? Difs ist die wesentliche Erfordernifs bey guter Bestellung einer Landes Regierung, wann dem redlichen Diener seine Pflicht, in allen Fällen, Gott, die Wahrheit und Gerechtigkeit allen Neben-Rucksichten vorzusetzen, erleichtert werden will. Es ist immer eine harte Aufgabe für einen treuen, aber armen, Rath und Diener, seine Pflicht zu erfüllen, wenn er Gefahr lauft, in Ungnaden zu fallen und nun in Gnaden entlassen oder etwa auf einen unangenehmen Platz versezt zu werden. Unsere allgemeine Rechts-Theorie stellt sie dagegen gewifs nicht sicher. — Aber Pflicht für den Regenten ist es, diesen Grundsatz landgrundgesetzlich zu machen, wenn er sein Land liebt." Irre ich nicht ganz, so ist dieser gerechte Wunsch blos defswegen unerfüllt geblieben, weil man in dem Vertrauen und aus Ueberzeugung der persönlichen Tugend der Fürsten des Hauses Oranien-Nassau den Fall als moralisch unmöglich gehalten, dafs sie einen Mann

wig zu Hefsen - Darmstadt, und sein Schwager Friedrich Jacob zu Homburg, hatten das Unglück gehabt, von einer Bande Betrügern, unter verheifsenem Goldmachen, hintergangen und nach und nach in einen Abgrund von Schulden gestürzt zu werden. Die rührendsten Vorstellungen treuer Räthe waren vergebens; hingegen fanden sich immer schädliche und leichtglaubige Menschen, die den bethörten Fürsten Geld und Credit zu verschaffen behülflich waren. Je tiefer sie sunken, je gröfser wurde ihre Verblendung; Homburg ward noch in Zeiten die Wohlthat einer Kayserlichen Debit-Commifsion zu Theil. Das regierende Haus Darmstadt konnte es natürlicher Weise länger aushalten; darüber gieng Landgraf Ernst Ludwig mit Tod ab. Sein Sohn und Nachfolger, Landgraf Ludwig VIII. liefs sein erstes seyn, die noch in Darmstadt sich findende Goldmacher fortzujagen (denn das eigentliche Raupen-Nest dieser Betrüger hatte sich in Homburg fest-

---

defswegen, weil er seine Pflicht mit reiner Treue in ihrem ganzen Umfang erfullt, unglücklich machen würden. Bey Menschen - Gedenken ist auch kein solcher Fall eingetreten, und eben so wenig läfst es sich furs kunftige besorgen.

festgesezt); zugleich erklärte er aber, daſs er von allen ohne Vorwissen und Beystimmung der Collegien gemachten väterlichen Schulden keinen Heller bezahlen würde. Es fand sich auch bald ein dienstfertiger Schurke von Hof-Publicisten, der in einer zusammengeschmierten Deduction den Beweis dieses neuen Glaubens zu führen übernahm; und hier war es, wo dieser Bastart mit dem Nahmen von *Cabinets-Schulden*, zum Unterschied von denen bisher bekannten Landes-Cammer-und Kriegs-Schulden, belegt wurde. Bey diesen Werken der Finsterniſs waren viele Betrügereyen und Schlechtigkeiten mit untergelaufen; eben so gewiſs war aber auch, daſs viele gutherzige und leichtglaubige Familien, im Vertrauen auf das damahls noch heilig geachtete Fürsten-Wort, ihr Vermögen rein und ehrlich dargeliehen haben, welche durch das neuerfundene System sämmtlich in die tiefste Armuth und Elend gestürzt worden, unter denen sich vornehmlich das sonst reiche und angesehene Handelshaus *Bernus* in Frankfurt auszeichnete. Diese klagten in Wien, fanden aber taube Ohren und harte Herzen; der alte *Bernus* verschmachtete seine Tage im

Elend, und starb auf dem Stroh, mittlerweile der Landes-Nachfolger mit seinen Junkern und Jägern im Wald unter Hirschen und Schweinen ihr Leben verschwelgten, der nach Wien als Cabinets-Satan abgeschickte Geheime Rath aber sich am Lohn der Ungerechtigkeit ein feines Rittergut, jedoch wohlbedächtlich im Land eines andern Fürsten zusammensparte.

Die blinde Anhänglichkeit und Ergebenheit Landgrafens Ludwig VIII. womit er sowohl in dem Oesterreichischen Erbfolge-Krieg, als nachher in dem siebenjährigen Krieg sich und sein Land der Sache des Hauses Oesterreich aufopferte, war Versöhnung für alle seine Sünden; der Reichshof-Rath beugte sich unter die Macht der Staats-Justiz, und das gewöhnliche Wort der Kayserin Königin Maria Theresia, bey denen ihr hierüber je zuweilen angebrachten Gewissens-Rügen, war: „Lafst mir den alten Mann zufrieden, so lang er noch lebt„. Nach dieser Vorschrift handelte dann auch dieser Justiz-Hof würklich, und als ich im Jahr 1765. als Hessen-Casselischer Gesandter an der Tafel des damaligen Reichs-Vice-Canzlers Fürsten Colloredo speiste, entblödete sich der mit zugegen gewesene Reichs-Hof-Räthliche Refe-

rent in dieser Sache nicht, offentlich zu sagen: „Um ein paar Frankfurter Kaufleute willen könne man einen so wohlgesinnten Reichs-Stand nicht ruiniren„; und als ich ihm mein äufserstes Erstaunen über diese Art der Justiz-Pflege eben so laut bezeugte, sagte der Unverschämte: „Wenn der Preusse (Ludwig IX. ein eben so leidenschaftlicher Preusse, als es sein Vater für Oesterreich war) zur Regierung kommt, den wollen wir schon festhalten„. Ludwig VIII. starb endlich, und der Reichshof-Rath hielt seinem Sohn und Nachfolger Ludwig IX. redlich sein Wort; eine Kayserliche Schulden-Commsision wartete vor seiner Thüre; er sollte vor seines Vaters und aller seiner Voreltern Sünden büssen. Der Landgraf war nichts als Soldat, und glaubte aufrichtig, dafs in deren Menge eigentlich die Würde und Grösse eines Fürsten zu suchen sey; von Rechts und Links der Deutschen Länder-und Justiz-Verfassung verstund er nichts; von der einen Hälfte seiner Dienerschaft war er verrathen und von der andern verkauft; siè verleiteten ihn, den damaligen Kayserlichen Gesandten im Reich, Grafen *von Neipperg*, einen Mann, den sein eigener Vater seiner ungeheuren Verschwen-

dungen wegen bereits gerichtlich enterbt hatte, zumCommissario in seinem Schulden-Wesen zu *erbitten.* Dieser übernahm mit Freuden einen solchen einträglichen Auftrag; er machte dem tief verschuldeten Mann neuen Credit bey Juden und Juden-Genossen, die, unter dem Vorwand beträchtlichen Nachlasses, vorzüglich vor andern ehrlichen und rechtmäfsigen Gläubigern, und ohne Untersuchung der Qualität und Legalität ihrer Forderung, mit baarer Zahlung befriedigt wurden. Um die Sache nicht nur halb schlecht zu thun, ward unter seiner Leitung ein Schulden-Zahlungs-Plan entworfen, nach welchem zur Abfindung samtlicher *Cabinets-Creditoren*, unter denen sich so viele ehrliche Familien befanden, kein entbehrlicher Heller übrig blieb. Die verbrieften Glaubiger des Fürstlichen Hauses konnten diese Einrichtung sich wohl gefallen lassen, da sie, je stärker ihr Zahlungs-Fond war, um so ehender zu dem ihrigen wieder gelangten. Nicht so die gewaltthätig und hinterlistig *enterbte* und schon so lange mit ihren himmelhohen Klagen am Reichs-Hofrath enthörte Cabinets-Glaubiger.

Da trat die reine und strenge Gerechtigkeits-Pflege K. Josephs II. selbst in das Mittel, und

der neue Vergleich, wodurch Landgraf Ludwig IX. von der schmäligen Neipergischen Vormundschaft erlöset, und ihm die Selbst-Administration des Schulden-Wesens unter unmittelbarer Kayserlicher Oberaufsicht bewilliget wurde, ward von dem Kayser nicht ehender gerichtlich bestätigt, biſs sich dieser Fürst selbst erboten, sich mit den groſsväterlichen Glaubigern, deren Forderungen allein sich an fünf Millionen beliefen, gütlich zu setzen. Die Folge davon war, daſs nun erst noch 32. Jahren die Qualität und Recht- oder Unrechtmäſsigkeit dieser Cabinets-Schulden durch eine aus verständigen, billigen und gewissenhaften Männern niedergesezte Commission gründlich untersucht, das Resultat den Erben der Unglücklichen zur eigenen Einsicht und Ueberzeugung, samtliche Verhandlungen aber den Fürstlichen Collegien zur Prüfung und endlich dem Landes-Fürsten zur Genehmigung vorgelegt wurden. So kam dann endlich mit den wenigen noch lebenden und den Erben der verstorbenen Cabinets-Glaubiger, den 19. Aug. 1779. ein auf Billigkeit und Möglichkeit sich gründender Vergleich zu Stand, welcher von beeden Theilen dem Kayserlichen Reichshof-Rath, als ein neuer Beweis von wie-

der hergestellter Legalität und Ordnung, übergeben wurde.

Man würde eine Unwahrheit sagen: Dafs sich der verstorbene Landgraf zur Ehre und Freude gemacht habe, die seit dritthalb hundert Jahren von seinen Voreltern her angehäufte Schulden zu bezahlen; seiner Neigung nach hätte er lieber gar nichts bezahlt, und die entbehrliche Landes-Einkünfte dagegen zu Vermehrung seines Militar-Etats angewandt; es war aber doch der nächste Vortheil für ihn selbst mit dabey, dafs er die von seinen Vätern bereits vorgefundene Schulden nicht erst zu machen brauchte, wie ausser diesem Fall gewifs geschehen seyn würde. Sodann verdient ein Fürst allemahl Lob, für das Gute, was er auch nicht gerne und aus gezwungenem Willen thut; wanns dann nur geschieht. Die Seufzer, Thränen und Klagen so vieler Unglücklichen wurden gestillt, und in lautes Lob des Fürsten, in dem man den *ehrlichen Mann* erkannte, verwandelt, und der mit Schmach bedeckte Nahme des Fürstlichen Hauses Darmstadt vor dem grofsen Publico wieder ehrlich gemacht, der Credit und das Vertrauen aber so geschwind und vollständig wie-

der hergestellt, als er vorher tief gesunken, ja unwiederbringlich-scheinend verloren war.

Wenn es dem Bösewicht, so der Erfinder dieses Cabinets-Schulden-Systems und Verfasser der Deduction gewesen, gelungen wäre, seine Grundsätze allgemein geltend zu machen; wenn kein Richter im Reich wäre, der die Fürsten, früh oder spät, noch zwingen könnte, recht zu handeln, wenn sie lieber ungerecht handelten, so würde in kurzer Zeit keine Familie bey ihrem noch so rechtlich erworbenen Vermögen vor den Diebsgriffen solcher Rabulisten sicher geblieben seyn; die Fürsten selbst aber würden zulezt sich in der unangenehmen Lage befunden haben, dafs keiner von ihnen mehr Herr gewesen wäre, seinen eigenen Leibstuhl zu verschenken oder zu vermachen, ohne Gefahr zu laufen, von dem Landes-Nachfolger in Anspruch genommen zu werden.

Zur Ehre des Deutschen Nahmens und zum Trost der Theilhabenden ist aber hoffentlich difs Gespenst auf immerhin von unserm Boden verschwunden.

Inhalt

s *ersten Bändchens.*

POLITISCHE

WAHRHEITEN

VON

FRIEDRICH CARL FREYHERRN VON MOSER.

Zweites Bändchen.

ZÜRICH,

bey Orell, Geſsner, Füſsli und Compagnie.

1796.

VI.

Der selbst-regierende Fürst.

Ein Herr, der nicht zu befehlen und seine Befehle von jedermann respectiren zu machen weifs, wird immer nur halb und oft mit Schaden bedient werden.

* *

Ein Herr, der es auf den eigenen guten Willen seiner Ministers und Diener aussetzen mag, ob sie seine Entschliessungen gutheissen und befolgen wollen, wird dadurch entweder ihre Düpe und der Knecht seiner Diener, oder er kommt doch bey den besten Vorsätzen nie weiter voran, als es dem Eigennutz und Eigensinn anderer beliebt.

* *

Es giebt freylich Herrn, denen Friede, Ruhe und Eintracht unter ihren Dienern und ihre *eigene* Ruhe und Gemächlichkeit so sehr am Herzen liegen, dafs sie lieber selbst anerkannte Schlechtigkeiten geschehen lassen und gut heissen, um nur Widerspruch, Zank und Streit zu

vermeiden, und sich selbst neue Belästigungen zu ersparen. Bey solchen haben die Schreyer und die sich am dreistesten in die Brust werfen können, gutes Spiel.

*   *

Ferner finden sich zuweilen Herrn von solch grofser Herzens-Güte, welche die Menschen, mit denen sie umgeben sind, immer nur von der schönen Seite anzusehen sich angewöhnen; die sich nie bereden können oder wollen, wie oft unter dem scheinbarsten Diensteifer Nebenabsichten, Eigennutz, Neid, Eifersucht gegen andere etc. verborgen liegen; die sich ungerne und schwer eines andern überzeugen lassen, und, wann sie dann endlich den Glauben in die Hand bekommen, lieber sehen, dafs, anstatt durchzugreifen, andere sich die Mühe geben, durch Ueberredungen und Vorstellungen die bessere Gesinnung einzupfropfen und die immer undankbare und vergebliche Mühe, Mohren weifs waschen zu wollen, übernehmen.

So erzählte *Luther* einst von der Gedult und Langmuth seines alten Herrn, Churfürsten Johannsen zu Sachsen, dafs er sich durch den Ungehorsam seiner Leute nicht bewegen lassen, sondern allzeit gehoft und gewartet, sie würden

sich bessern. „Das (sagte Luther) wäre daher geschehen, dafs er von Predigern also gelehret und beredet war, dann er hatte von Jugend auf die Mönche, seine Beichtväter, gehöret, die gaben vor: Ein Fürst solle nicht zornig, sondern sanftmüthig, barmherzig und gedultig seyn etc. und lehrten ihn allein, was nur einzelne Personen, so nicht in Aemtern sind, angeht; gleich als dürfte oder gebührte einem Fürsten nicht, dafs er zürnte, Rach übte, die bösen Buben strafte, noch die Frommen wider Gewalt und Unrecht schüzte und vertheidigte. Davon kann er noch nicht lassen, weil er in dem unterweiset ist von Kindheit auf, gleichwie ich auch meine Möncherey nicht gar ablegen noch vergessen kann„.

* *

Hinwiederum giebt es auch Herrn, welche ihrem Dienst am besten gerathen zu seyn glauben, wann ihre Ministers in beständigem Feuer gegen einander liegen, einer dem andern widerspricht und entgegen arbeitet, und in den Conferenzen halb berathschlagt und halb gezankt wird; die aber gleichwohl zu schwach von Einsichten sind, um zwischen diesen Mund - und Feder-Fechtereyen das Wahre der Sachen heraus-

zufinden, die geheimen Absichten des einen oder des andern zu entdecken, und für das, was würklich recht und gut ist, zu entscheiden; welche daher, wann die Flamme übers Haus hinausschlägt, zu dem elenden und schädlichen Mittel ihre Zuflucht nehmen, zu sagen: Ich will von der ganzen Sache nichts mehr hören; ihr Herrn, *vergleicht euch.* Zuweilen geschiehts, und der Herr muſs den Macherlohn, wie billig, bezahlen.

* *

Es ist immer ein trauriger Fall, wenn ein Fürst zu weich, zu gut und zu schwach ist, um über seinen eigenen mit Ueberlegung gegebenen Befehlen zu halten. Dagegen gilt nur Ein Mittel: Daſs er das, was er nicht selbst thun kann oder mag, durch seinen Coadjutor, Helfer oder Vicarium ergänzen läſst.

Ich kannte einen Fürsten, der nicht leicht eine Klage, ein Gesuch oder Bitte abschlagen konnte, wenn sie ihm mündlich oder schriftlich durch einen seiner Unter - Officiers oder Soldaten vorgebracht oder empfohlen wurde. So einträglich diſs Gewerbe vor diese Leute war, so eine reiche Quelle wurde es von tausend

Unordnungen, Verwirrungen, Ungerechtigkeiten, Verläumdungen redlicher Diener, und unnöthiger Mühe vor die Collegien und den Minister. Der Fürst, überzeugt, wie sehr er mifsbraucht und hintergangen worden, erliefs endlich einen gedruckten Befehl ins Land, wodurch aller und jeder Ueberlauf seiner Person in Sachen, die ihrer Natur nach vor die Collegia gehörten, bey zehen Gulden Strafe verboten und zugleich geboten wurde, diese Verordnung von den Canzeln alle vier Wochen zu verlesen. Der Fürst war der erste, so diesen Befehl brach; und die Unordnungen dauerten einen Weg wie den andern fort. Da war kein anderer Rath, als dafs der Minister die Stelle seines Herrn vertreten, selbst über der Ordnung halten, alle dergleichen erschlichene Resolutionen als nicht gegeben ansehen, und die Sachen an die Collegien, wohin sie gehörten, verweisen, diejenige aber, so die Güte des Herrn durch solche Schleichwege mifsbraucht, ohne Ansehen der Person strafen mufste. Er mufste über sich schreyen, schimpfen, fluchen lassen; taub seyn gegen alle Vorwürfe: Dafs der Fürst so gut, und er so hart sey. Der Fürst war bey aller seiner Herzens-Güte doch zu gerecht, um sei-

nen Minister stecken zu lassen; und so ward *allmälig* die Ordnung wieder hergestellt.

*   *

Ins Ganze zu sprechen, so hat es überall und zu allen Zeiten nur immer wenige *selbstregierende* Herrn gegeben; und sie und ihre Anbeter und Loblügner mögens gestehen, oder nicht, so sind sie auch in unsern heutigen aufgeklärten Tagen noch eben so selten, wie sonst; vielleicht noch seltener. *Büffon* *) wird in dem grofsen Wort, das er gesagt hat, nicht nur zu unsern Zeiten, sondern noch lange nach uns, recht behalten.

Die meisten von ihnen, selbst die guten, und unter diesen am ersten die besten, werden *geführt*, durch die Gemahlin, durch Maitressen, Favoriten, Ministers, Räthe, geheime Referendarien und Secretarien, Cammerdiener u. d. g. bald von einem oder etlichen derselben allein, bald von mehreren zusammen, die sich unter einander ablösen oder in diesem Führer - Amt nachfolgen.

Das, wo nicht einzige, doch sichere Verwahrungs - Mittel dagegen wäre, wenn die

---

*) *Il est aisé de sentir, que réprésenter n'est pas être.* Hist. natur. de Mr. de Buffon, T. VII. p. 16.

Herrn die Staats-und Landes-Geschäfte durch die Collegien gehen lassen und sich von ihrem Selbstdünkel so weit entkleiden könnten, um zu glauben, dafs dann doch wohl etwa sechs, acht oder zwölf Augen, weiter und schärfer sehen möchten, als ihre zwey. Diese Zeiten sind aber, wie anderswo ausgeführt worden ist, heut zu Tage vorbey; alles wird, nach K. *Josephs* Lieblings-Ausdruck, immer mehr *simplificirt;* sie sehen nur *allein*, sie regieren nur *allein*, und das thut dann so lange gut, bifs es *bricht.*

Bey manchen andern geht es aber, wie *Montesquieu* sagte: „Je mehr in despotischen Staaten der Fürst Völker zu regieren hat, je weniger denkt er an die Regierung; je gröfser und wichtiger die Geschäfte sind, je weniger wird darüber *berathschlagt*„.

* *

Es ist, um es kurz zusammen zu fassen, kein Monarch, Fürst, Herr oder Herrlein, der sich nicht in vielen grofsen und kleinen Fällen seiner Regierung selbst betrügt, oder von andern betrogen wird; und ein Regent müfste ein Engel, oder höheres, denn menschliches, Wesen seyn, wenn er alle ihn umgebende, berücken-

de, überlistende Ketten, Fallstricke und Fäden bemerken und ergründen sollte. Wie wahr ist, was in dieser Hinsicht ein redlicher und tiefblickender Mann einem bekehrten alten Fürsten-Hasser in den Mund *) gelegt hat.

*   *

Mag dann immerhin ein Fürst ganz oder halb blind seyn, wenn er nur einen guten Führer hat; mag er immerhin nur die Laterne oder der Kronleuchter seyn, wenn er nur gute Lichter hat.

Tausendmahl für einmal sind aber die Befehle der Regenten so geartet, als wenn der Blinde dem Sehenden vorschreiben wollte, *wie* er ihn führen soll? oder wenn der Blinde verlangte,

---

*) In den *Materialien zur Geschichte des Socratismus* S. 334. „Mir dünkte, die Könige und Herrn seyen allerseits die schlimmsten Gesellen, und ich hielt dafür, es sey doch gleichwohl nichts leichter, als ein Furst, und eben darum der beste Sterbliche zu seyn. Aber die Augen sind mir geöffnet. Es ist, wie ich nun finde, unendlich schwerer, ein Fürst und d o c h gut zu seyn, als ein Nicht-Fürst und zugleich ein braver Mann. Daſs unsere Fürsten eben darum nicht Tyrannen sind, weil sie Fürsten sind, ist mir der stärkste Beweis, daſs d i e m e i s t e n unter ihnen die allerbravsten Seelen auf Gottes Erdboden seyn müssen; dann sie haben doch allerseits mindestens eben so viel Recht und noch viel leichtere Mittel, als ihre Tadler„.

daſs er nicht dem Führer, sondern dieser *ihm* folgen soll. Wenn nun aber der Blinde gegen seinen Führer so argumentirt: Ich bezahle dich dafür, daſs du mich führst, wie *ich* will, und dieser glaubts, so wird er ihm zwar seinen Willen thun, ihn aber, wenns dem Abgrund zugeht, den Hals *allein* brechen lassen, und am Rand weislich zurücktreten.

Das Sonderbare ist, daſs manche Herrn sich von denen führen lassen, welche sie selbst gebildet zu haben wähnen. Daher kommen die Günstlings-und Pagen-Ministerien in-und ausserhalb Deutschland.

*　　　*

Es ist, mit *Lavatern*, leicht gesagt: *Stehe auf dir selbst!* Versteht sich, wann der, so stehen soll, Lebens-Kraft und Füsse zum Stehen hat. Die Geschichte hat uns von solchen *Kraft-Menschen* Beyspiele aufbehalten, und sie werden nur um so einleuchtender, wenn man die Exempel von ohnmächtigen Fürsten dagegen hält. So sagt man: Carl der Groſse siegelte seine Befehle mit seinem Degen-Knopf, in welchem sein Pettschaft eingegraben war. *Da*, sagte er, *ist mein Befehl; und hier*, indem er auf den Degen wies *das, was ihn*

respectiren machen wird. Doch was geht die jeztlebenden Fürsten Carl der Grofse an? Hier ist ein anderes Beyspiel aus dem jetzigen Jahrhundert.

*　　　*

In *Spanien* war unter der Regierung der lezteren Könige Oesterreichischen Stamms eine zwiefache Instanz zu Behandlung und Entscheidung der Reichs-Angelegenheiten. Die gröfsere hiefs die *Junta,* oder der Rath von Castilien. Welch ein trauriges Ding dieser Staatsrath gewesen seyn müsse, davon hat uns die Regierungs-Geschichte *) des schwachen Königs Carls II. das Modell aufbehalten. Alle Freytag versammelte sich nehmlich der hohe Rath von Castilien in dem Königlichen Thron-Zimmer; der König trat bedeckt herein, fand die Räthe auf dem Knie liegen, sezte sich und sprach: *Steht auf!* Die Räthe stuhnden auf, und der König sprach weiter: *Sezt euch!* Sie sezten sich. *Bedeckt euch!* fuhr der König weiter fort; und sie bedeckten sich; damit hatte die Conferenz ein Ende. Als diese Mummerey dem jungen König Philipp V. erzählt wurde, bezeugte er darüber

*) *Memoir. de Noailles,* T. II. p. 46.

sein äusserstes Befremden, und fragte: Ob dann sonst gar nichts bey dieser Versammlung vorgenommen worden? Worauf der Präsident antwortete: Unter Carl II. wäre sonst weiter nichts geschehen; unter Ppilipp IV. hätte man ihm aber manchmahl die von dem Rath von Castilien abgefafsten Urthel vorgelegt. „Und was sagte darauf Philipp IV.„? erwiederte der junge König. „Es ist gut„, antwortete der Präsident. „Ich werde auch so sagen„, versezte darauf Philipp, „wenn ich es auch so finde; finde ichs anders, so werde ich sagen: Das ist schlimm„. Die über diese Rede erschrockenen Spanier glaubten schon würklich, der junge Monarch werde lernen, als *Herr* zu sprechen; es blieb aber nur bey den Worten.

Zwar hatte Ludwig XIV. in Frankreich, in der diesem seinem Enkel An. 1700. mitgegebenen Instruction*) bereits gesagt: „Widmen Sie eine grofse Aufmerksamkeit, wenn man Ihnen von Geschäften spricht; hören Sie im Anfang viel, ohne darüber zu entscheiden. Wenn Sie aber mehr Kenntnisse erlangt haben, so erinnern Sie sich, dafs Ihnen zusteht, zu entscheiden;

*) Ibid. p. 6.

Sie mögen aber noch so viele Erfahrung erlangt haben, so hören Sie immer vorher die Belehrungen und Urtheile von ihrem Conseil, ehe Sie sich würklich entscheiden„. Und am Ende dieser Schrift fügt er bey: „Ich endige mit einer der wichtigsten Belehrungen, die ich Ihnen je geben kann: *Lassen Sie sich von niemand beherrschen; seyen Sie selbst Herr;* haben Sie nie weder einen Favoriten noch einen Premier-Minister. *Hören Sie, berathen Sie sich mit Ihrem geheimen Rath, aber entscheiden Sie selbst.* Gott, der Sie zum König gemacht, wird Ihnen, so lange Sie gute Absichten haben, auch die benöthigte Einsichten geben„. Und die noch junge, aber männlichkluge erste Gemahlin dieses schwachen Königs schrieb selbst im Jahr 1702. *) an ihren Grofs-Vater Ludwig XIV. in Fraakreich: „Ew. Majestät bitte ich unterthänigst, sich alles des Ansehens zu bedienen, das Sie aus so vielen Gründen über den König, Ihren Enkel, haben, dafs er sich gewöhne, mit einem festen Ton zu sagen: *Ich will!* oder: *Ich will nicht!* mit Einem Wort, dafs er Ihrem Beyspiel nachzufolgen suche„.

*) *Memoir. de Noailles*, T. II. p. 279.

che. Er würde ein vollkommener Fürst seyn, wenn er es so weit bringen könnte„.

In einem kurz gedauerten Paroxysmo schien es, der junge König wolle wenigstens in dem sogenannten *Despacho* oder Rath der Depeschen, selbst und allein arbeiten; er zog zu diesem *Despacho* den Cardinal *Portocarrero*, dem er durch das Testament Carls III. ohnehin die Crone zu verdanken hatte, zugleich aber auch, um nicht von dem Eigensinn dieses mächtigen Spaniers allein abzuhangen, den französischen Gesandten mit bey. Diſs that nur eine Zeit lang gut; der Spanische Stolz empörte sich gegen französische Mitwürkung und Einfluſs. Als Philipp im Jahr 1703 nach Madrit zurückkam, und der neue französische Gesandte, Cardinal *von Estrees*, Mine machte, dem *Despacho* mit beyzuwohnen, weigerte sich *Portocarrero*, in demselben zu erscheinen; die Gährung unter den Groſsen wurde immer grösser, und drohte einen förmlichen Aufruhr. An die Zuziehung eines französischen Gesandten war gar nicht mehr zu gedenken; ein Spanischer Grande drohte im öffentlichen Rath mit Arm und Bein entzweyschlagen derer, die sich

an den französischen Minister wenden würden. Darüber blieben alle Geschäfte liegen; die Grossen rotteten sich zusammen, und liessen dem König sagen, dafs alles zu befürchten sey, wenn der König nicht, und zwar *allein* sein *Despacho* halten wollte. Da sich nun Philipp dazu gezwungen sah, liefs er den Cabinets-oder Despacho-Secretair, Marquis *von Rivas* zu sich kommen, und sagte ihm: „Meine wenige Erfahrung und Jugend erlauben mir nicht, zu „hoffen, dafs ich keine Fehler machen werde. „Jch halte Euch für einen ehrlichen Mann, „sonst würde ich mich wohl gehütet haben, „Euch zu dieser Stelle zu nehmen; ich erkläre „Euch aber zugleich, dafs, wenn Ihr mich in „der geringsten Sache betrügt, Ihr mit Eurem „Kopf dafür haften müfst„. Der Secretair stand vor Erstaunen über diese Sprache wie versteinert da, und von dieser Stunde an verbreitete er das Gerüchte: Dafs in dem jungen Monarchen ein fester Mann verborgen sey *). Die junge Königin war über diesen Entschlufs so erfreut, dafs sie ausrief: Nun endlich haben wir einen König, der selbst regiert; er hat auch

---

*) *Memoir. de Noailles*, T. III. p. 11.

alle Fähigkeit dazu, und bedarf keiner fremden Hülfe. Der Erfolg zeigte aber bald genug das Gegentheil; und auf den Bericht, den der französische Gesandte von diesen Vorgängen an seinen Hof erstattete, folgte von Grofs-Vater Ludwig ein donnerndes Schreiben an seinen Enkel nach, aus dem ich nur folgende Stelle aushebe: *Il y a deux ans, que vous regnés et vous n'avés pas encore parlé en maitre, par trop de défiance de vous même. — A peine cependant vous arrivés à Madrid, qu'on reussit à vous persuader que vous êtes capable de gouverner seul une Monarchie, dont vous n'avés senti jusqu' à present que le poids excessif. Vous oubliés l'embarras de vos affaires et vous vous applaudissés de tenir seul vos conseils. J'étois bien eloigné de croire, qu'on vous tendit un pareil piége, et qu'il fut possible de vous y faire tomber. — Ne vous renfermés point dans la mollesse honteuse de votre palais, montrés vous à vos sujets, écoutés leurs demandes, faites leur faire justice, donnés ordre à la sureté de vôtre Royaume acquités vous enfin des devoirs, ou Dieu vous appelle en vous plaçant sur le trône.*

In kurzem zeigte sich aber, dafs Philipp V. schon in seiner Geburt zu einem selbst-regierenden Herrn verdorben war, und die intres-

intressanten *Memoires de l'Abbé de Montgon* enthalten den anschaulichsten und überzeugendsten Beweis, wie sehr er sich in der Folge seiner langen Regierung von Weibern und Günstlingen beherrschen lassen.

So ist es denn auch, nach ihm, geblieben bifs auf den heutigen Tag.

* *

In *Frankreich* erschien, nach manchen vorhergegangenen theils Schwach-Köpfen, theils Tyrannen, der, in der hohen Schule der Anfechtungen gebildete, Heinrich IV. als ein mit Wort und That selbstregierender Herr. Nur eine Probe davon anzuführen: Als er sich im Jahr 1597. mit seinem Pariser-Parlament über den den Reformirten gegebenen Freyheits-Brief herumzankte, liefs er eine Deputation in sein Cabinet kommen, und sagte derselben die honigsüssen und brennend-heissen Worte *): „Ihr seht mich da in meinem Cabinet mit euch reden, nicht in Königlichem Habit, in Degen und Hut, wie meine Vorfahren, noch wie einen Fürsten, der fremde Gesandten empfängt, sondern angekleidet, wie einen Hausvater in seinem Wämms-

---

*) *Perefixe Vie de Henry IV.* p. 365.

gen, wie er mit seinen Kindern spricht. Was ich euch zu sagen habe, ist, *um euch zu bitten*, das Edict, das ich denen Religionairs gegeben habe, anzunehmen. — Ich habe es selbst gemacht, und will, daſs es gehalten werden soll. Mein Wille kann euch Grund genug seyn; in einem gehorsamen Staat fordert man von einem Fürsten nicht mehr. *Ich bin König und spreche zu euch als König, und will, daſs ihr gehorchet*„.

Dieser gute König pflegte auch manchmahl zu sagen: Er hoffe, Gott werde ihm in seinen alten Tagen die Gnade thun, ihm so viel Zeit zu lassen, daſs er wochentlich zwey biſs dreymahl ins Parlament und auf die Rechen-Cammer gehen könne, um auf die Abkürzung der Processe und die gute Verwaltung der Staats-Einkünfte *persönlich* Acht geben zu können; diſs sollten dann seine lezten Promenaden seyn.

* *

Als sein Sohn und Nachfolger, der schwache König Ludwig XIII. in Frankreich, den Liebling seiner Mutter, den Marschall von Ancre, umbringen lassen, sagte er, wenige Augenblicke hernach, dem Staats-Minister von Brien-

ne *): *Nun bin ich König;* jezt hat keiner mehr den Rang vor mir.

* *

Nach des Cardinal Mazarins Tod liefs Ludwig XIV. die drey Staats-Secretarien in sein Cabinet kommen und sagte ihnen mit Ton und Stimme eines gebietenden Herrn †): Dafs, da er den Cardinal verlohren habe, auf welchen er sich bifsher gänzlich verlassen habe, er von nun an sein eigener Minister seyn wolle, und daher von ihnen verlange, dafs sie, ohne sein

---

*) *Memoir. du C. de Brienne*, T. I. p. 74. und 159. *Le Cardinal de Richelieu avoit détruit les ennemis de sa grandeur, et s'étoit rendu l'arbitre des volontés de Louis XIII. qui voyoit dans les derniers tems de sa vie et sans presque oser se plaindre, que ses bons sujets le quittoient, pour s'attacher au Cardinal. Le Serviteur ôtoit au Maitre ce qu'il lui plaisoit. Il semble, que Louis XIII. voulut secouer ce rude joug, un peu avant la mort du Cardinal; du moins les memoires de son regne l'insinuent. — Quoi qu'il en soit, le Cardinal se fit craindre jusqu'au bout, et Louis fut toujours obeïssant; après un peu de resistance il en falloit venir là pour avoir la paix. — Ce Prince foible connoissoit bien, que le Ministre usurpoit l'autorité de Maitre. Il vit avec assés de froideur son favori agonisant, et quand il aprit la nouvelle de sa mort, il s'écria: Je suis donc Roi maintenant. Il se trompoit le bon Roi; il n'avoit pas assés de courage, pour l'être jamais. Memoir. du C. de Brienne, T. II. p. 159.*

†) *Memoires de Choisy, T. I. p. 124.*

Vorwissen, keinen Befehl, ja nicht einmahl einen Paſsport, ausfertigen sollten. Ein jeder von ihnen gelobte ihm den unumschränktesten Gehorsam; kein einiger von ihnen glaubte aber, daſs er Wort halten werde. Es geschah aber; und von dem Tage an hielt der König alle Tage Staatsrath mit diesen drey Ministern, und ihren zum Theil noch jungen, aufgeblasenen, unwissenden und unerfahrnen Nachfolgern. Der König glaubte selbst an seine Allweisheit *), und noch mehr an seine Allmacht; und es glückte. Er ward von allen seinen Unterthanen sclavisch gefürchtet und von ganz Europa aufrichtig gehaſst. Unter seinen Ministern hatte er weise, groſse, Männer; mit unter auch harte Starrköpfe, die aber in seine despotischen Plane nur um so besser paſsten. Unter diesen allen ragte an Credit, Ansehen und Gewalt der Kriegs-Minister *Louvois* hervor. Mehr als einmal reizte er den König, seinen Herrn, zum Zorn: Ludwig blieb aber am Ende doch immer seiner Meister. Auch

---

*) *Le Roi (Louis XIV.) croioit bonnement, qu'il n'avoit besoin sous lui que d'un commis laborieux, et non d'un Ministre éclairé, qui pensât de lui-même, et qui trouvât de bons expediens dans les affaires difficiles.* *Annal. polit. de M. de St. Pierre, T. I. p.* 363.

hievon mag ein Beyspiel zur Probe dienen. Die Erzählung von diesem sonderbaren Auftritt ist mit den eigenen Worten des Herzogs *von St. Simon* *) folgende: „*Louvois* hatte an der Verheerung der Pfalz nicht genug, er wollte auch Trier in die Asche legen lassen. Er schlug es dem König vor und sezte hinzu: Diſs sey noch nothwendiger, als das Verfahren mit Worms und Speyer, weil die Feinde aus Trier einen gefährlichen Waffenplatz machen könnten. Sie geriethen in heftigen Wortwechsel darüber, ohne daſs der König überzeugt wurde, oder überzeugt seyn wollte. Louvois, der den Fehler der Starrköpfigkeit, und das Vertrauen zu sich besaſs, alles durchsetzen zu können, was er wollte, arbeitete einige Tage hernach, wie gewöhnlich, mit dem Könige bey der Frau von Maintenon. Als er fertig war, sagte er zum Könige: Er wäre überzeugt, ein bloſser Scrupel seye Schuld, daſs der König nicht seine Einwilligung zu einer so unumgänglichen und für das Beste seiner Truppen wichtigen Sache geben wolle, als die Anzündung Triers sey; er habe daher geglaubt, ihm einen we-

---

*) In seinen *Denkwürdigkeiten*, I. B. S. 170.

gentlichen Dienst zu erzeigen, wenn er ihn davon befreye und es allein über sich nähme; und dem zufolge habe er, ohne ihm vorher ein Wort zu sagen, einen Courier mit dem Befehl abgeschickt, Trier gleich nach seiner Ankunft in Brand zu stecken.

Augenblicklich gerieth der König wider seine Gewohnheit in einen so heftigen Zorn, dafs er die Feurzange vom Camin ergriff, und dem *Louvois* eins damit versetzen wollte, wenn nicht Frau von Maintenon dazwischen gesprungen wäre, und ihm zugerufen hätte: „Sire, was wollen Sie thun„? Zugleich rifs sie ihm die Feuerzange aus der Hand. *Louvois* wischte zur Thüre hinaus; der König aber schrie ihm nach, dafs er zurückkommen sollte, und sagte ihm mit Augen, die von Wuth funkelten: „Fertigen Sie auf der Stelle einen Kurier mit einem Widerruf des Befehls ab, und dafs er noch zu rechter Zeit ankommt; denn Sie sollen mir mit ihrem Kopf dafür haften, wenn ein einziges Haus abgebrannt wird„.

Louvois, der mehr todt als lebendig war, eilte nach Haus, aber nicht um die Contreordre auszufertigen; denn das war nicht nöthig, weil der erste Kurier noch gar nicht abgereist

war, indem er ihm befohlen hatte, damit biſs zu seiner Zurückkunft vom Könige zu warten. Er hatte erst sehen wollen, wie der König es aufnehmen und ob er blos ein wenig böse seyn würde, in welchem Fall er den Kurier würde haben abgehen lassen. Er brauchte also nur seine Depesche zurück zu nehmen; bey dem König hieſs es aber immer, daſs der zweyte Kurier dem ersten noch zu rechter Zeit nachgefolgt sey„.

* *

Die Zeit der tollen Regentschaft des Herzogs von Orleans und seines noch liederlichern Ministers des Cardinals *du Bois*, verdient nicht einmal, daſs sich die Geschichte mit der Wiederholung ihres Andenkens beflecke.

Der junge König wurde, wie die meisten Königs-Söhne erzogen, wuchs heran und machte zu Ministern, die sich entweder selbst aufschwäzten und eindrungen, oder ihm von andern als die tüchtigsten empfohlen wurden.

Nach dem im Jahr 1743. erfolgten Tod des alten Präceptors und Ministers von K. Ludwig XV. des Cardinals *von Fleuri*, wünschten die redlichen Männer in der Nation, daſs sich der

König an keinen dirigirender Minister mehr gewöhnen, wohl aber sich selbst den Geschäften des Staats mehrers widmen möchte. Der eben so staatskluge als rechtschaffene Marschall *von Noailles*, welcher damals in Flandern commandirte, klopfte, so zu sagen, auf den Busch, und liefs in ein Schreiben an den König einfliefsen: Dafs er ihm wohl ein und anders, das er auf dem Herzen habe, sagen möchte; er würde aber sein Stillschweigen eher nicht brechen, bifs es der König ausdrücklich befehlen würde. Ludwig XV. antwortete darauf dem biedern Mann in einem eigenhändigen Schreiben: „Der verstorbene König, mein Ur-Grofs-Vater, den ich nach aller Möglichkeit nachahmen werde, hat mir auf seinem Todbett empfohlen, in allen Sachen Rath einzuholen; zu suchen, den besten zu erkennen, und demselben sodann stets zu folgen. Ich werde also sehr erfreut seyn, wenn Sie mir diesen Rath ertheilen wollen. Ich öfne Ihnen also den Mund, wie der Pabst den Cardinälen, und erlaube Ihnen, das zu sagen, was Ihr Diensteifer und Ergebenheit vor mich und mein Reich Ihnen eingeben wird. Ich kenne Sie genug und lang genug, um an der Aufrichtigkeit Ihrer Gesin-

nungen und Ihrer Anhänglichkeit an meine Person im geringsten zu zweifeln„.

Der Marschall rückte darauf mit grofser Weisheit und Behutsamkeit mit seinem Text herfür, und stellte seinem König in einem ganz vortreflichen Schreiben *) für, wie räthlich es sey,

---

*) *Lettre du Maréchal de Noailles à Louis XV. Pardonnés, Sire, à la generosité de la nation, la noble fierté, qui ne sauroit lui permettre d'obéir à d'autres, qu'à ses Rois, et qui, méme sous leur nom, ne souffrent qu'impatiemment, que quelqu'autre lui commande. Le profond respect et la haute estime des François pour leurs Rois, qu'ils regardent comme incapables de vouloir autre chose, que la justice et la raison, quand ils gouvernent par eux-méme, font ce qui forme dans leurs cœurs le prémiers nœuds de ce fidéle attachement. Fortifiés, Sire, et reserrés des nœuds si forts et si précieux. Le gouvernement d'un Prémier-Ministre ne peut que les affoiblir et les relâcher, si le Ministre n'est pas lui-même assés entreprenant, pour essayer de les rompre. Memoir. de Noailles*, T. IV. p. 288. Die traurige Ursache, warum alle diese frommen Wünsche scheiterten, sind in einem Schreiben eben dieses biedern Marschalls an den Cardinal von Tençin unverblümt angegeben: *Je serois*, (schrieb er), *bien tranquille à tous égards, si le Roi connoissoit toujours la verité. Il l'aime; jamais Prince n'a eu des intentions plus pures, ni plus droites. Dieu lui a donné le discernement, qui est la qualité des Rois; mais la fausseté l'environne, et il peut être surpris. Je crains d'ailleurs, qu'il ne se défie trop de lui-même; et je voudrois pour lui et pour le bien de son état, qu'il s'écoutat plus, et qu'il écoutât quelquefois un peu moins les autres.*

daſs er keinen Premier - Minister habe, und wie nöthig dagegen, sich den Geschäften mit mehrerer Anstrengung zu widmen. Dieser Rath war um so dringender, da es die wenigste Sorge des Cardinals war, dem Character und der Tugend des Königs eine eigenthümliche Stärke zu verschaffen, und seine Seele auf die den Königen so nöthige, unabhängige Gröſse zu leiten, als vielmehr ihn gegen seine, des Cardinals, Vorschläge geschmeidig und nachgebend zu machen. Auf diese Weise wuſste er, ohne allen Anschein von Ehrgeiz, eine unumschränkte Herrschaft zu behaupten. Der schüchterne, bescheidene, gegen sich selbst miſstrauische König gewöhnte sich, immer nur durch andere Augen zu sehen, oder andere machen zu lassen, was sie wollten, wenn er gleich einsah, daſs es besser gemacht werden könnte. Diesen Gebrechen suchte der Marschall durch eine andere Ordnung der Dinge abzuhelfen. Der König sah auch die Richtigkeit der Gründe des Marschalls mit Ueberzeugung ein; er machte den Anfang, selbst regieren zu wollen. Er zog den Marschall selbst in den Staatsrath; er folgte aber nicht seinem Rath, lieſs die andern Ministers, jeden in seinem Departement, despotisi-

ren, wie sie wollten, überliefs sich seiner Trägheit, gerieth in die Fallstricke der Weiber und Maitressen, welche Ministers ein-und absezten, und vollendete so seinen Lauf mit Schmach und Schande.

* *

Als sein Enkel König Ludwig XVI. in Frankreich bald nach Antritt seiner Regierung starke Reformen bey seinem Hofstaat vornahm, nahm sichs der Prinz *von Beauveau* heraus, dem König zu sagen: Dafs, wenn der verstorbene König Veränderungen in seiner Hof-Oeconomie vorgenommen habe, er mit den Vorgesezten der verschiedenen Departements vorerst darüber zu Rath gegangen sey, und dafs solches zu einer beständigen Gewohnheit geworden. Der junge entschlossene Monarch erwiederte aber darauf: *Wenn ich befehle, so frage ich niemand um Rath!*

* *

Hätte der gute unglückliche König stets verstanden, *nur* zu befehlen, und hätte er *desto weniger* um Rath gefragt, so würde er wahrscheinlich um so gewisser Leben und Krone behalten haben.

* *

Wenn man Fürsten Königen und Monarchen beygesellen darf, so ist nicht zu läugnen, daſs manche Regenten-Häuser erbliche Eigenschaften, oder, um das Kind mit seinem wahren Nahmen zu nennen, Untugenden haben, die sich gleich einem Fideicommiſs auf ihre Regierungs-Nachfolger fortpflanzen: Zorn, Hitze, Rechthaberey, Stolz u. d. g., die sie von allen andern Familien gleichen Standes characteristisch auszeichnen. So sagte schon *Luther* zu seiner Zeit vom Landgrafen Philipp zu Hessen, genannt den Groſsmüthigen: *Er hat einen Hessischen Kopf;* welche Art Fürsten-Köpfe also damals bereits im Ruf der *Härte* gestanden haben müssen; und eben dieser Fürst schrieb von seinem Sohn, Landgrafen Ludwig, den 25. Merz 1561. an Herzog Christophen zu Würtemberg, dem er diesen Wildfang zur Bändigung überschickte: „Auf daſs aber E. L. seine Eigenschaft etlicher Maſsen wissen, *so hat er einen störrigen, zornigen Kopf,* den wollen E. L. ihm so viel mildern, als möglich ist„. Diese Genealogie Hessischer Köpfe hat sich noch spät in meistens unveränderter Cathegorie erhalten, wo hingegen weder in der Geschichte, noch im gemeinen Leben je gesagt worden: *Er hat*

einen Sächsischen Kopf; vielmehr nannte Dr. Luther seinen Herrn, den Churfürsten Johannes: „Einen frommen, aufrichtigen Fürsten, *der gar keine Galle hatte*„; und Churfürst Christian II. zu Sachsen, wurde wegen seiner alles umfassenden Menschenliebe von seinen eigenen Unterthanen *das fromme Herz* genannt.

Von jenem Landgrafen Philipp zu Hessen, erzählt *Luther* *) anderswo: „Im Colloquio zu Marburg fragte er Philipp Melanchthon um Rath in seinen Sachen und sprach: Lieber Magister Philipp! soll ichs auch leiden, daſs der Bischof von Mainz mir meine evangelische Prediger mit Gewalt austreibt? Da antwortete Philippus: Wann die Jurisdiction derselbigen Orte dem Bischof von Mainz zustehet, so könnens Ew. Fürstl. Gnaden ihm nicht wehren. Da antwortete der Landgraf: *Ich laſs euch wohl rathen, ich thue es aber nicht.* Ich, Luther, sagte damahls seinem alten Rath dem *von Boemelberg:* Warum wehret ihr nicht eurem Herrn und seinem Vornehmen? Da antwortete er: „*Ach, lieber Herr Doctor, unser Vermahnen hilft nicht; was er vornimmt, da läſst*

*) T. XV. Oper. Lips. p. 369.

läſst er sich nicht von bringen„. Die lange und harte Gefangenschaft L. Philipps nach der Schlacht bey Wittemberg mag wohl diesen Fürsten um etwas milder und weicher gemacht haben; biſs zum Schmelzen aber kam es gewiſs nicht.

L. Philipps Freund, Zeit-und Bunds-Genosse, Herzog Ulrich von *Würtemberg*, zeigte sich in seinem ganzen Leben und Thaten so sehr und ganz vor einen selbst-regierenden Herrn, daſs er über dem Miſsbrauch und Uebermaas seiner Selbst-Herrschaft von dem Kayser geächtet, von Landen und Leuten gejagt wurde, und fünfzehen lange Jahre hindurch als ein von Land zu Land Irrender sich durchbetteln muſste. Diſs alles gehörte aber noch zu der Wildheit der damaligen Fehde-Zeiten, von denen man sich heut zu Tage kaum mehr einen Begriff zu machen vermag.

* *

Es ist bereits anderwärts gezeigt und bewiesen worden, daſs die wahre Quelle der Selbstherrschaft- und Independenzsucht Deutscher Reichsstände in dem Westphälischen Frieden, und in einer übelverstandenen Nachahmung der

französischen Regierungs-Form zu suchen sey, und man kann ohne Beleidigung sagen: Dafs von diesem Zeitpunct an wenige Fürsten-Häuser auszunehmen seyen, welche nicht Beyspiele von mehr oder minderm, zuweilen in würkliche Tyranneyen ausartendem, Despotismus ihrer Regenten aufzuweisen hätten; wann sie es auch nicht so arg und so weit zu treiben vermocht, als in neuern Zeiten ein Herzog Carl Leopold von Meklenburg, und einige seines gleichen zu thun gewagt haben.

Um aber auch diese Behauptung nicht ganz ohne Beleg zu lassen, so mag es an demjenigen genug seyn, was *Spittler* *), der treffendste Fürsten-Mahler, von Herzog Johann Friedrich zu Braunschweig gesagt hat: „Was wohl der Herzog einmahl wollte, das pflegte er stark zu wollen; wo er einmahl mit gereiztem Argwohn eines blos eigensinnigen Widerstandes wollte, fuhr er mit Macht fort. — Des Herzogs Sinn war redlich, aher sein Herrschers-Gefühl reizbar. Ich bin Kayser in meinem Lande, das wars, was er geradehin erklärte; das wars, was in hundert Entschliessungen dessel-

*) In der *Geschichte des Fürstenthums Hannover*, II. B. S. 295. u. 306.

ben, ohne dafs er es selbst wahrnahm, sichtbar einwürkte. — Die Freyheit des Landes ward gegen den aufwachenden Finanzgeist kaum geschüzt; und der Herzog selbst, der sich an soldatischen Gehorsam und soldatische Schleunigkeit gewöhnt hatte, fand jede freymüthigere Vorstellung seiner Räthe, jede alttönende, landständische Bitte unerträglich. — So edel und gütig Johann Friedrich war, jeder muthvollere Widerspruch schien ihm unerträglich; so sehr er *Groten* persönlich liebte, selbst *Grote* durfte es nicht wagen, seiner einmahl gefafsten Meinung mit dem feinverhüilltesten Widerspruch zu begegnen. So grofsmüthig er wich, so billigkeitsvoll er selbst zurücktrat, so bald ihn die Wahrheit mit aller der zarten Langsamkeit, womit gewöhnlich die Zeit würkt, allmälig überschlich, so unerbittlich schien er zu stehen, wenn die Landstände *auf Recht* drangen, die alten Räthe als alte redliche Männer sprachen.

Mit Uebergehung vieler andern ähnlichen Zeugnisse und Beyspiele führe ich nur noch an, dafs noch im Jahr 1736. Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, ein originaler Selbstherrscher, in einer offentlich gedruckten Verordnung bekannt machen lassen: „*Das vielfälti-*

ge Raisonniren der Unterthanen wird hiemit bey halbjähriger Zuchthaus-Strafe verboten, und haben die Beamte solches auf Beschehen sogleich anzuzeigen, *maſsen das Regiment von Uns, nicht aber von den Bauren, dependirt, und Wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen.* Und obgleich die Beamten nicht *allzuhart* *) verfahren sollen, so wollen Wir doch Unsere *gnädigste* Befehle jedesmahl mit der äussersten Accuratezza beobachtet wissen„.

* *

Doch diese Beyspiele von Fürsten mögen hinreichen, um noch etwas von selbst-regierenden Königen sagen zu können.

K. Friedrich Wilhelm I. in *Preussen,* war der erste König, nicht nur in seinen Staaten, sondern in ganz Europa, der zu seiner Zeit selbst regiert hat. Er sah bey dem Umfang und bey der zerstreuten Lage seiner Länder die Unmöglichkeit ein, alle vorfallenden Geschäfte selbst unmittelbar zu besorgen, und wie unentbehrlich ihm dabey Minister, Collegien

---

*) Also immerhin hart; nur nicht, daſs es biſs zum Aufruhr komme.

und Räthe seyen. Anderer Seits hatte er aus eigenem Nachdenken und aus denen aus der Regierungs - Geschichte seines Vaters abgezogenen Bemerkungen wahrgenommen, wie oft die Minister nur nach eigenem Gutdünken und Leidenschaften verfahren; ohne Grundsätze, ohne Rücksicht auf das wahre Beste des Staats, nur für ihr eigenes Ansehen und Bereicherung sorgen, und nicht nur den Mit-Regenten, sondern den Meister und Herrn ihres Herrn zu spielen suchen; das Land, so gut wie jeder kann, drücken und aussaugen, sich selbst aber unter einander beneiden, verläumden, verfolgen und endlich aufreiben. Diesen Mifsbräuchen nicht nur abzuhelfen, sondern sie auszurotten und unmöglich zu machen, machte K. Friedrich Wilhelm den Plan, selbst - regierender Herr zu seyn, und seine Minister nur von seiner eigenen Leitung, Stimmung und Befehlen abhängig zu machen. Von allen ihren Verhandlungen, die nicht blos laufende Sachen, sondern von irgend einiger Wichtigkeit waren, mufsten ihm kurze und zuverläfsige Berichte erstattet, seine Entschliessung und eigenhändige Unterschrift darüber erwartet und mit dem unumschränktesten Gehorsam und buchstäbli-

chen Unterwerfung, ohne Verzögerung, Widerrede, geschweige Widerstand, befolgt werden.

„Von Recht und Unrecht (sagt zwar *Zimmermann* *) hatte Friedrich Wilhelm nicht immer ganz helle Begriffe. Sehr oft glaubte er recht zu handeln, wenn er vollkommen ungerecht war; und allerdings hat er auch zuweilen, wie man das nicht läugnen kann, nach der Sitte edler deutscher Vorzeit, mit dem Stocke regiert„; welche Corporal- und Prügel-Regierung auch von seinen eigenen Unterthanen und nahmentlich von dem alten und berühmten *Formey* †) bestätigt worden.

So freygebig dieser König mit Prügeln, Na-

---

*) In seinen *Fragmenten*, I. B. S. 27.

†) *Dans les Souvenirs d'un Citoyen*, T. I. p. 78. *Le Roi Fréderic Guillaume étoit sans doute sévére, dur et poussoit quelquefois la dureté au delà de ses justes bornes; mais on se plait à le représenter comme le Prince le plus féroce, le plus barbare, dont on puisse se former l'idée. — Il n'épargnoit pas en général les coups de bâton, mais cela ne lui est pas particulier; il en avoit des exemples dans ses prédécesseurs, et ils ont été imités plus d'une fois par son successeur. — Le Roi, mécontent de quelque sentence portée par une chambre de justice, fit ordonner à tous les membres de se rendre chés lui à une heure marquée. Ils comparurent; et à mesure qu'il en entroit un, le Roi le rossoit vigoureusement, en lui reprochant son iniquité.*

senstofsen etc. gegen seine Räthe nnd Diener war, so war ers auch in seinen schriftlichen Resolutionen mit allgewaltigen an den Rand hingemahlten Esels - Köpfen und Ohren, deren ich mich von meinen Jünglings - Jahren noch verschiedene in ihrer schönen Natur gesehen zu haben erinnere.

Dieser König trieb die Selbstsändigkeit seiner Herrschermacht so weit, dafs, nach des *von Poellniz* *) Bericht, keiner seiner vertrautesten Minister sich nicht einmahl unterstehen durfte, einen Befehl auszufertigen, oder auch nur zu contrasigniren; der König unterschrieb sie, und zwar allein, alle selbst; daher ihre Anzahl manchmal an einem Tage in die hunderte gieng.

* *

Als Anti - Machiavel nur noch Kron - Prinz, noch nicht König war, träumte ihm an einem

---

*) *Dans ses nouveaux Memoires de* 1791. *T. II. p.* 381. *Tout ce qui appartenoit au gouvernement, devoit passer sous ses yeux et par ses mains. Ses ministres n'osoient point, comme ils le font ailleurs, appliquer sa signature d'aucun acte. Ils signoit lui - même, sans s'en rapporter à eux, queique confiance qu'il eut en leur discretion et probité. Les ordres, qu'il addressoit aux officiers tant civils que militaires, et qu'il signoit de sa main, alloient quelquefois à plusieurs centaines dans un jour.*

schönen Frühlings - Morgen, zu sagen: „Das Wohl der Völker, welche ein Souverain regiert, ist es, das er allen andern Interessen vorziehen mufs. Was wird alsdann aus den Ideen, von Eigennutz, Grofsthun, Ehrgeitz und Despotism? Es findet sich, dafs ein Souverain, weit entfernt, unumschränkter Herr seiner Völker zu seyn, in der That selbst nur ihr erster Diener ist!„

Diese Sprache lautete freylich ganz anders, da er aus dem angeblichen *Diener* der erste und unumschränkte *Herr* seiner Völker wurde. Thatsache ist, dafs dieser noch gröfsere Sohn und Thronfolger seines Vaters lediglich in dessen Fufsstapfen gewandelt habe.

Auch Er, Friedrich II. erschien niemahls im Staats - Rath, um die Meinungen und Urtheile seiner Minister zu hören *). Er regierte sein Reich durch Cabinets - Befehle. Staats - und Landes - Collegien, Minister, Generale und andere Personen, mufsten ihm alles erhebliche, entweder von selbst, oder auf seinen Befehl, und zwar meistens mit ihrem Gutachten, berichten; und er antwortete ihnen entweder durch eigen-

*) *Büsching Leben Friedrichs* II. S. 214.

händige am Rand beygesezte Resolutionen, oder durch Cabinets-Befehle, die von den geheimen Cabinets-Räthen und von Ihm meistens nur unterschrieben, oft aber auch mit eigenhändigen Zusäzen begleitet waren. Seine eigenhändige Resolutionen waren oft in sehr scharfen und heftigen, auch wohl in spöttischen Worten, abgefafst; er befahl auch nicht selten den Cabinets-Räthen, ihre Aufsätze also abzufassen, insonderheit an Personen, von denen er entweder überhaupt, oder zu gewissen Zeiten, nicht viel hielt. Sie verursachten alsdann sehr schmerzhafte Wunden, die manchen unausstehlich waren. Wer aber in einer langen Reihe von Jahren dergleichen ungnädige und unsanfte Antworten und Befehle von Zeit zu Zeit zu lesen gewohnt war, empfand ihren Schlag und Stich nicht mehr so stark als im Anfang; und weder Minister noch Generale trugen grofses Bedenken, sie einander mitzutheilen, und zu den Acten zu legen; sie trösteten einander mit lächelndem Gesicht; es rieth auch wohl einer dem andern, dafs er die am Rande stehende harte Antwort wegschneiden solle, weil sie für andere und für die Nachwelt nicht bestimmt wäre.

Auf die Briefe und Berichte, die unmittelbar an den König abgiengen, wurde nur gesezt: *Au Roi!* Weil ein jeder seiner Unterthanen die Erlaubnifs hatte, an Ihn zu schreiben, auch auf den Brief und die Schrift, wenn er es entweder für nöthig oder doch für nützlich hielt, sagen konnte: Zu Seiner Majestät eigenhändiger Eröfnung; und weil er in diesem Fall alles selbst eröfnete, und alles, was für ihn bestimmt war, auf den Posten von den Cabinets-Räthen und von seinen Domestiken angenommen, und ihm zugeschickt und überreicht werden mufste, so konnten diejenigen, welche entweder etwas bey ihm angaben oder jemand verklagten, ganz frey schreiben. Also war kein Minister, kein General, kein Collegium u. s. w. vor Angaben und Klagen sicher; und fand der König Grund und Ursache zu unmittelbaren Verfügungen, so geschahen sie mit einer solchen Lebhaftigkeit, auch wohl Heftigkeit, das diejenigen, an welche sie ergiengen, dadurch in starke Bewegung gesezt und erschüttert wurden. Zuweilen litt ein Angeklagter auch wohl ohne Verschulden nicht wenig; allein im Ganzen war diese Regierungs-und Verfahrens-Art des Monarchen ein vortrefliches Mittel gegen den Mi-

nister-Despotismus, welcher in einem Staate der alleruneträglichste ist, und einen jeden Mann von Verstand und Muth berechtiget, sich bey einem solchen König, als Friedrich II. war, darüber zu beschweren.

„Nahm der König (schreibt *Büsching* ferner) auch Vorschläge und Rath an? Es sind allerdings Fälle und Beyspiele genug bekannt, da Er einen Vorschlag und Rath entweder von mehreren Ministern zugleich, oder von einzelnen, von Generalen und andern Personen, nicht angenommen, ja mit Unwillen, Bitterkeit und Heftigkeit verworfen hat, entweder wenn er Ihm nicht gefiel, oder, wenn Er wider denjenigen, der ihn that und gab, zu der Zeit, da es geschahe, etwas hatte. — Er hat sich aber auch oft die Vorschläge und Räthe gefallen lassen, welche die Minister und andere thaten, welches unzählige Berichte mit Anfragen, Gutachten und Vorschlägen, an deren Seiten Er geschrieben, *gut, bene,* oder ein anderes beyfallendes Wort, bezeugen. — Gesezt auch, dafs Er einem Minister, General, oder einem andern seiner Bedienten, auf seinen Rath, insonderheit wenn er unverlangt war, antwortete: Das versteht Er nicht, schweige Er davon

stille! so vergafs Er doch desselben, wenn es etwas wichtiges betraf, nicht, sondern leitete die Unterredung über einige Zeit wieder auf die Materie, die es betraf, und trug den Rath mit einiger Veränderung als seine eigene Gedanken vor. Es schien wohl in manchem Fall, als wenn Er sich weder etwas vorschlagen, noch widersprechen lasse; in der That aber kam viel auf die Klugheit desjenigen an, mit dem Er zu thun hatte und sich unterredete. Wenn ein solcher Ihm Beyfall gab, und seine Befehle sogleich und pünctlich auszurichten versprach, hernach aber seine Einwürfe in mögliche Schwierigkeiten, Hindernisse, Vorfälle u. s. w. einkleidete, und nm Verhaltungs-Befehle bat, so gefielen diese kluge Wendungen dem scharfsichtigen König, und Er bewilligte und that, was Er entweder bey unbedachtsamer Rathgebung, oder bey starkem Widerspruch, abgeschlagen und verworfen haben würde„.

„Nicht alle seine Cabinets-Befehle, welche durch Bittschriften, Klagen, Angaben und auf andere Weise veranlaafset wurden, waren uneingeschränkt, sondern Er überliefs oft etwas der Untersuchung und dem Gutfinden seiner Minister, Staats- und Landes-Collegien, ohne ein-

mahl Bericht darüber zu fordern. Dieses konnte Er um desto zuversichtlicher thun, weil Er aus Erfahrung wufste, dafs seine Unterthanen nicht unterlassen würden, sich auf alle Fälle wieder an Ihn zu wenden „.

* *

Friedrichs II. Zeitgenosse und Rival war *Joseph II. Römischer Kayser.* Er war unstreitig ein *gebohrner Herrscher*, und wenn er an einem Friedrich nicht einen so aufmerksamen Beobachter, wenn er einen *Granvella* zum Reichs-Minister gehabt hätte; wenn er um zweihundert Jahre früher zur Regierung gekommen wäre, so wäre, (nicht zum Vortheil der Deutschen Reichsstände) ein anderer Carl V. aus ihm geworden.

Ich habe es aus dem Munde des damahligen Chur-Brandenburgischen ersten Wahl-Botschafters *von Plotho*, dafs ihm der zu jener Zeit noch sehr schüchterne und mifskannte Römische König Joseph, bey der nach der Crönung im Jahr 1764. gehabten feyerlichen Audienz die Worte gesagt: *Ich werde mir den König, ihren Herrn, zum Muster meiner künftigen Regierung vorstellen.* Der Gesandte selbst hielt es, mit vielen andern, vor ein auswendig

gelerntes Compliment. Joseph hat aber nicht nur Wort gehalten, sondern seinen grofsen Lehrmeister (freylich nicht auf der glücklichsten Seite) noch übertroffen; und wenn man zur rechten Zeit sterben *kann*, so ist Er gewifs zur rechten Zeit gestorben.

Ich habe dem Kaiser Joseph selbst gedient, und diesen Monarchen in mehrfachen Verhältnissen persönlich, genauer als viele andere, kennen gelernt. Eben deswegen könnte aber mein Zeugnifs verdächtig und partheyich scheinen; ich lasse daher lieber einen andern scharfsinnigen Mann *) von ihm reden, der ihn zwar nicht persönlich gekannt, aber desto emsiger beobachtet hat: „Wenn Joseph (sagt er), manchmahl in den wichtigsten Angelegenheiten diejenigen Personen und Collegia nicht fragte, die er theils aus Achtung für diese Personen und Collegia, theils um der reifern Ueberlegung und der bessern Betreibung der Sachen selbst willen hätte fragen sollen; so that er dieses, allem Anschein nach, nicht sowohl aus despotischer Eigenmacht, oder aus einer übermäfsigen Schätzung seiner eigenen Kräfte und Ein-

*) Herrn Hofrath Meiners in dem *Göttingischen historischen Magazin*, VI. B. S. 730.

sichten, als aus übertriebenem Miſstrauen, das ihm natürlich war, und in Regenten meistens durch wiederholte niederschlagende Erfahrungen zu sehr gereizt wird„.

„Eine Folge dieſes eigenmächtigen Verfahrens war diese, daſs viele ein Vergnügen daran fanden, ihren Herrn anlaufen zu lassen, und daſs die wohlthätigsten Unternehmungen verunglückten, weil sie auf eine solche Art angefangen und ausgeführt wurden, die allgemeine Unzufriedenheit erregte. Manche Tadler *Josephs* glaubten, wiewohl fälschlich, daſs er die Menschen insgesammt entweder verabscheue, oder verachte, aber doch mehr verachte als verabscheue. *Joseph* konnte mit der gröſsten Ruhe Einwendungen gegen seine eigene Plane anhören; nur muſsten solche Einwendungen nicht geradezu, oder mit einer Mine des Besserwissens gemacht werden. Wenn man ihn auf die Schwierigkeiten eines Plans aufmerksam machen wollte, so wars am sichersten, sich zu stellen, als wenn man nicht wüſste, wie man dieses oder jenes anfangen, diese oder jene Bedenklichkeit heben solle; und alsdann ergriff er sogleich die Seiten der Dinge, die er biſs dahin übersehen hatte. Wollte man ihm irgend einen Vorschlag thun,

so mufste man ihm blos einen einzigen, als den befsten vorlegen; denn alsdann war er gewöhnlich mifstrauisch und vermuthete Neben-Absichten: Sondern man mufste ihm mehrere Vorschläge zugleich thun, und man konnte fast gewifs versichert seyn, dafs er den befsten wählen würde. Mündliche Vorstellungen ertrug *Joseph* viel besser, als schriftliche; denn diese schickte er nicht selten mit bittern Anmerkungen zurück. So mächtig und oft eigenmächtig *Joseph* auch war, so mufste er doch oft die herbesten Wahrheiten hören; und man kann ihn so gut, wie einen jeden andern Regenten, als ein Beyspiel anführen, wenn man beweisen will, dafs Fürsten sich im Ganzen viel härtere Dinge sagen und schreiben lassen müssen, als Privat-Personen nöthig haben„.

„Mit einem seltenen Scharfsinn und einem stets gespannten Beobachtungs-Geist verband *Joseph* eine beyspiellose Thätigkeit. Je näher man dem Kayser war, und je genauer man den Kayser kannte, desto allgemeiner und kräftiger betheuerte man es, dafs es beynahe unmöglich sey, ihm nachzuarbeiten, oder mit ihm gleich zu arbeiten. Leider gieng diese feurige und

an-

anhaltende Arbeitsamkeit oft in übereilende Hastigkeit und Ungeduld über. Daher geschah es; dafs bifsweilen mehrere Couriere hinter einander fortgeschickt wurden, unter welchen der leztere immer die Depeschen des vorhergehenden widerrief; dafs die Handschreiben des Kaysers oft widersprechend waren, und dafs jedes neue Gesetz durch viele nachfolgende Verordnungen abgeändert und eingeschränkt wurde. Die übereilende Hastigkeit *Josephs* mit allen ihren Folgen war ein Natur-Fehler, den die Erfahrung fast gar nicht verbesserte und der sich in den lezten Jahren seiner Regierung, wie in den ersten, äusserte. Es ist in der That traurig, dafs durch diese Schwachheit die grofsen Gaben und Absichten, welche *Joseph* hatte, so oft nicht nur vereitelt, sondern sogar nachtheilig wurden„.

„Hätte *Joseph* etwas mehr oder weniger Kopf, etwas mehr oder weniger Einsichten, etwas mehr Zutrauen gegen andere und Mifstrauen gegen sich selbst gehabt; so würde er wahrscheinlich einer der glücklichsten und glorreichsten Regenten geworden seyn„.

Pezzl's *) ganz in der Nähe und nach dem Leben genommene Zeichnung ist folgende: „Selbstherrscher zu seyn, war Kayser *Josephs* Lieblings-Idee. Sein thätiger, nicht zu ermüdender Geist, wollte alle Staatsgeschäfte, vom wichtigsten biſs zum geringfügigsten, überschauen, leiten, entscheiden. Er gieng also gänzlich von dem gewöhnlichen Regierungs-Systeme der meisten Monarchen ab. Er schuf sich ein Cabinet, das in seinen würklichen Regierungs-Jahren mit fünf Secretaren und einigen Kanzellisten besezt war. Zwar blieben die Hof- und Landes-Stellen beynahe alle, wie sie unter seiner Mutter bestanden hatten; es wurden auch einige ganz neue errichtet. Aber das Cabinet, das heiſst, *Joseph* selbst, war die lezte Instanz von allen Geschäften ohne Ausnahme. Jede Sache von irgend einer Wichtigkeit muſste erst Ihm selbst vorgetragen werden, ehe sie zur Ausführung kam. Hier nun veränderte, beschränkte, erweiterte, oder verwarf er die Vorträge der Stellen so oft; gab so oft donnernde Hand-Billets an die Chefs, an ganze Dicasterien oder an einzele Arbeiter;

*) In der *Characteristik Josephs* II. S. 314. u. f.

daſs man in den leztern Jahren, um desto sicherer zu gehen, ihm auch die Gegenstände von der mindesten Bedeutung in das Cabinet schickte, um erst seinen Willen und eigene Verfügung darüber zu vernehmen. — So regierte der Kayser wahrhaftig durch sich selbst. Aber eben diese, anfangs gutgemeinte, unmittelbare Theilnehmung an allen, auch unwichtigen und unter der Würde eines so groſsen Monarchen liegenden, alltäglichen Dingen, überhäufte und beschäftigte seinen Kopf allmälig so sehr, daſs die wahren Staatsmänner wünschten, er möchte weniger durch sich selbst regieren, und nur den gröſsern, seiner würdigen, Gegenständen eine solche Aufmerksamkeit weihen „.

Josephs Temperament war das cholerisch-sanguinische; und seine Handlungen verriethen es. Herrschen, würken, zerstören, bauen, war ganz und unaufhörlich seine Sache. Alle seine Fehler und Schwachheiten waren Resultate seines Temperaments. Rasch und aufbrausend, schnell ergreifend und eben so schnell wieder verwerfend, war seine Gemüthsart. Rasch sein Gang, rasch seine Geberde, rasch all sein Thun. Menschlichkeit war eine ihm unbekannte Sache; und Sorge und Schonung für

sein Leben waren ihm lästig. — Ohne Schmeicheley darf man es behaupten: *Josephs* erste und stärkste Leidenschaft war, herrschen, regieren, arbeiten. Dieser opferte er alles übrige auf. Ambition hatte *Joseph* ebenfalls; und ein Monarch eines so mächtigen Staats muſs sie haben. Zum Zorn machte ihn sein aufbrausendes Temperament geneigt; und dieses erfuhren zu Zeiten seine Bedienten, die er überhaupt strenge hielt, in spätern Jahren aber reichlicher beschenkte, als ehedem„.

* *

Es wäre wohl für die Menschheit nicht wünschenswürdig, wann viele *Friedriche* und *Josephe* auf einander folgten; ob aber das kommende Jahrhundert wieder einen ihresgleichen hervorbringen wird, wollen wir von denen einerseits aufs äusserste gespannten, andererseits biſs zum Hinsinken erschlaften Kräften der geistischen Natur gedultig erwarten.

* *

Nun zum Beschluſs und Abwechslung nur noch einige allgemeine Bemerkungen: Es giebt Herrn, nach allen Nummern und Graden von Gröſse, die ihre Allgewalt, Macht, und den ganzen Umfang ihrer Regenten - Rechte und

Pflichten darein setzen, sich um alle Kleinigkeiten des gemeinsten Details zu bekümmern; die selbst-regierende Herrn zu seyn wähnen, wenn ihnen alle Abende der Küchen- und Kellermeister die Rechnung dessen vorlegen müssen, was an diesem Tage am Hof verzehrt worden; die ihren Küchen-Zettel selbst machen, weil sie einmahl gehört haben, dafs der König in Preussen eben das gethan; an deren Hof kein Stallknecht noch Ofenheitzer ohne ihre höchste Genehmigung angenommen werden darf; die sich sogar, um ja nicht betrogen zu werden, ihre Hof- und Cammer-Rechnungen selbst revidiren, hingegen aus einer mifsverstandenen Anwendung des an sich wahren Satzes: Dafs alles Grofse im Kleinen steckt, das an sich würklich Grofse in den Geschäften ihres Hauses vernachläfsigen, übersehen, und sich einem kleinlichen Geist überlassen, der nur allzubald alle Empfänglichkeit vor grofse und ernste Anstrengung erheischende Plane tödtet; diejenige aber, die aus höhern Trieben damit erscheinen, lästig und zulezt mit aller ihrer Treue wohl gar verhafst macht. Solche Herrn würden sich immer zu guten Haushofmeistern geschickt haben; der Fürst ist und bleibt an ihnen verdorben, und

der Minister, so es bey ihnen aushalten und ihrer Gnade versichert bleiben will, mufs sich vorerst aller Selbstständigkeit begeben, in stete Verläugnung und Abhängigkeit sich hinein studieren, nichts eigenmächtig thun; über alles, und über die geringfügigigste Kleinigkeiten am meisten, erst anfragen; alles pünktlich befolgen, wie, sollte es auch noch so überzwerch seyn, es befohlen ist, und sich so befleissigen, wo nicht ein nützlicher Staatsdiener, doch ein guter Haus-Knecht zu werden.

* *

Ein anderer Herr arbeitet von Sonnen-Aufgang bifs zu deren Untergang, wie ein Taglöhner, wird seines Lebens wenig froh, läfst sich die Geschäfte mit wahrer Treue angelegen seyn, und meint Wunder, wie sehr er sich um sein Land verdient gemacht, da er sich an Schlaf und Ruhe, Gemächlichkeit und Erholung abbricht, um ja nichts zn versäumen, und als ein vermeinter Atlas die Last des Staats zu tragen. Beleuchtet man aber sein Thun und Lassen genauer, so findet man die blofse Treue eines Zimmersgesellen, der *Spähne macht.* Von dem Zusammenhang des ganzen Gebäudes, von dem Verhältnifs und Symmetrie der Theile zum

Ganzen etc. weiſs und versteht er nichts; dafür ist der Baumeister da. Er verdient sein Brod im Schweiſs seines Angesichts sauer und ehrlich; was kann er dafür, daſs sein Vater Fürst, und nicht auch ein Zimmermann war?

* *

Ich habe genau einen andern Fürsten gekannt, dem wochentlich zweymahl das Cabinets-Protocoll vorgelesen, seine Entscheidung von dem geheimen Secretair jedesmahl auf den zur Hälfte gebrochenen Bogen beygesezt, und jede Resolution, die gemeiniglich mit dem Vortrag beyfällig lautete, von dem Fürsten unterzeichnet wurde. Weil gewöhnlich alles von irgend einigem Belang einberichtet werden muſste, so war diſs Unterzeichnen keine Kleinigkeit, und der Fürst allemahl froh, diese Frohnd-Arbeit vollbracht zu haben. In einem vergnügten Augenblick nachgetragener Last eines solchen Referats, fragte er mich: Wie vielmahl meynen Sie wohl, daſs ich heute meinen Nahmen unterschrieben habe? Auf die Antwort: Doch wohl zehen biſs zwölfmahl! erwiederte der Fürst mit frohem Erstaunen: Was, zehen-bis zwölfmahl? sechs und dreiſsigmahl! Diſs unterschreiben seines Nahmens war in seinem Sinn, *regieren.*

* *

Ein Herr, der nur immer fragt, der nur immer hört; der nur immer, wenn er auch die beste eigene Gedanken hätte, der Mehrheit der Stimmen seiner Geheimen Räthe und Collegien folgt, wird nie selbst denken, nie selbst regieren lernen. Er gleicht nur, wenn er auch der beste wäre, einem Hausvater, bey dem das Gesinde den Meister spielt.

Der Fall ist selten, da ein Herr vorsetzliche und wissentliche Ungerechtigkeiten zuläſst, um hernach die Schuld auf die Collegien schieben zu können.

Auch ist davon die Rede nicht, wann es aus Zerstreuung, Gleichgültigkeit oder Geistes-Trägheit je zuweilen geschähe.

Der gewöhnliche Grund haftet in der Schüchternheit der ersten jugendlichen Erziehung; in dem Miſstrauen, das sie in ihre eigene Einsichten und Geistes-Kräfte zu setzen *gewöhnt* werden. Dieser Fall kann *nur* bey Fürsten statt finden, die selten oder niemahls selbst in den Krieg ziehen; denn da lernt sich das Befehlen und der blinde Gehorsam gar bald.

Endlich kann eine Ursache seyn, wenn ein Fürst ein *gebohrner Knecht*, und bey aller

unlaugbaren Herzens-Güte von Mutterleib her *geisteslahm* ist, der ohne Krücke und Führer keinen Schritt zu gehen vermag.

Ein Fürst von dieser Gattung sollte doch wohl billig, als Regent seines Staats, ein Löwe bey den Bösen und ein Lamm bey den Schwachen seyn. Nur allzuoft ist es aber gerade umgekehrt; sie sind selbst Schaafe bey den Bösen, und nur Tiger und Bären gegen die Guten und Schwachen.

* *

Endlich so befiehlt mancher Herr eine und eben dieselbe Sache wohl zehenmahl und noch öfter, und sie geschieht doch nicht.

Woher das wohl kommen mag? Zunächst daher, weil es einem solchen Herrn selbst an Respect, Energie und Nachdruck fehlet;

weil ein Herr glaubt, wanns nur befohlen ist, dann geschiehts;

weil weder er selbst, noch andere, über der Vollstreckung des befohlenen halten;

weil schlechte, faule, nachläfsige Chefs am Hof und in den Collegien sind;

aus allgemeiner menschlicher Gebrechlichkeit und Vergefslichkeit;

weil es einmahl so der Ton des Hofs und der Character der Nation ist, zehenmahl sich eine Sache heissen zu lassen, bifs es ihr das eilftemahl gefällig ist, es zu thun. So liefs z. B. die gütige Kayserin Königin Maria Theresia einst dem verstorbenen General Fürsten Christian von Löwenstein, wegen einiger freyen Reden, den Hof verbieten; der Fürst kam des andern Tags gleichwohl wieder; die Kayserin Königin liefs ihn bey seiner Erblickung zur Rede stellen, bekam aber die Antwort: „In Berlin wird nur *einmahl* befohlen, in Wien mufs mans einem *dreymahl* heissen, bifs mans thut„; die gütige Monarchin schmählte mit verbissenem Lachen über das *böse Maul* des Fürsten, und damit hatte das Verbot ein Ende.

Joseph II. hat sein Volk, seine Generals, seine Minister und Diener aller Gattung anders rechnen gelernt; doch ist's ihm auch, bey seinen zu oft und zu schnell hinter einander kommenden Befehlen, wiederfahren, dafs man sie und seine Verordnungen blofs defswegen unbefolgt gelassen, um erst abzuwarten, ob er sie nicht selbst in einigen Tagen oder Stunden widerrufen würde?

* *

Ein König und Fürst zeigt sich oft als das, was *Er Selbst* ist, erst im Unglück; diſs ist der wahre und eigentliche Prüfestein seines innern Werths, seiner eigenthümlichen Kraft und Seelenstärke; da kann er erst die Hoheit seines Geistes und die ganze Fülle der in ihm noch übrigen Ressourcen kenntlich und geltend machen, es sey nun durch Thun oder durch Leiden. Welche Reihen von beweisenden Beyspielen könnten aus der Geschichte älterer Jahrhunderte aufgeführt werden, wenn man die Handlungen des enthaupteten Kayserlichen Prinzens Conradins von Schwaben, der gefangenen Chur- und Fürsten Johann Friedrichs von Sachsen, Ulrichs von Würtemberg, Philipps von Hessen etc. in ihrem tiefen Unglück entwickeln wollte; mit welcher Gegenwart des Geistes biſs in den lezten Augenblick seines Lebens Carl I. *) den tödtlichen Schwerdstreich empfieng, und was derer durch Leiden und Unglück berühmt gewordenen Nahmen älterer und neuerer Zeiten mehrere sind; deren ehrwürdigen

*) Charles I. mourut plus grand, qu'il n'avoit vécu: et servit à l'observation, que l'on a souvent faite de toute la Famille de Stuarts, qu'ils supportent mieux l'adversité que la prosperité. *Burnet* Hist. d'Anglet. T. I. p. 91.

Reihen noch der in seinem Leben so schwach geachtete unglükliche König Ludwig XVI. in Frankreich beschlossen und in seinem Verhör den 11. Dec. 1792. noch mehr aber in seinem Todes-Gang, seine innere Stärke, Geistes-Gegenwart, Seelen-Gröfse und wahrhaft königliches Gefühl zur Erschütterung seiner eigenen blutdürstigen Feinde in dem schönsten Licht gezeigt, und dadurch das: *Est DEUS in nobis*, bewahrheitet hat.

VII.

Ueber das

L O B E N

der

Könige und Fürsten.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Matth. VII, 16.

Erstes Capitel.

Theorie des Lobes der Fürsten überhaupt.

* *

Welche Würde, welcher Vorzug, ein Fürst, ein Regent, *gebohren* zu seyn! die unschäzbare Gnade von Gott, das himmlische Glück, die köstliche Erlaubniſs zu haben, der Wohlthäter eines mehr oder minder nahmhaften Theils des ganzen Menschen-Geschlechts zu seyn; tausenden neben und unter sich ein glückliches oder doch leichtes und zufriedenes Leben zu bereiten; ihre Sorgen zu erleichtern, ihre Thränen zu stillen; wie ein Vater unter guten Kindern zu wohnen; ihrer Theilnehmung, Anhänglichkeit, Verehrung und willigen Gehorsams versichert seyn zu können; vor die Last und die Pflichten seines Amts, oder, nach dem modernen Ausdruck, seiner Staats-Verwaltung, mit tausendfacher Lust und Freuden belohnt zu werden; Gehülfen zu haben, die jede Last mittragen helfen; jeden Kummer ihres Herrn zu ihrem eigenen, und sichs zur Freude machen, ihm ein möglichst vergnügtes und ruhiges Leben zu verschaffen.

Glückliches Volk, dem ein Herrscher zu Theil wird, in welchem es das Ebenbild Gottes erkennen, den es als seinen Hirten lieben und als seinen Vater verehren kann. Glücklich! wenn ihm eine solche theure Gottes-Gabe auch nur auf einige Zeit anvertrauet und, gleich nach einer langen Dürre, das nach einem milden Regen schmachtende Land, durch die Erscheinung eines solchen menschlichen Engels wieder getröstet, erquicket und neu belebet würde.

Von Seiten eines solchen Staats oder Volks ist es daher nicht nur billig, gut und schön, sondern auch die reinste Gerechtigkeit und höchste Pflicht, ein so geartetes Geschenk der Vorsehung nach seinem ganzen Werth zu schätzen; mit der empfundensten Dankbarkeit ihm entgegen zu kommen; durch die Bezeugung seiner Erkenntlichkeit und Vertrauens seinen guten Herrn zu immer löblichern Handlungen anzufeuren, und ihn, je mehr er dergleichen aufzuweisen hat, desto herzlicher zu lieben und um so freudiger zu loben.

Weniger kann es nicht thun, als dieses; wohlfeiler als mit Loben und Danken kann es nicht davon kommen; Gott selbst ist für seine Wohl-

thä-

thaten mit Lob und Dank der Menschen zufrieden; es ist der kleinste, aber auch der feinste Ersatz für die Sorgen und Bemühungen eines guten Regenten, der ihn aber eben deſswegen, weil er gut ist, auch am meisten freuen wird.

So lieblich sieht's sich an in der Theorie; wie wünschenswerth wäre es, wann es eben so in der That selbst aussähe! Allein beyde, Regenten und Untergebene, sind *nur* Menschen; beyde mit ihren guten und bösen Eigenschaften. Die Könige und Fürsten tragen schon von ihrer Geburt her eine, durch ihre Erziehung noch mehr vervielfältigte, doppelte *Erb-Sünde* *) mit sich herum; dieses macht denn einen beständigen Conflict und Contrast mit dem Verstand und Willen anderer Menschen-Kinder; eine Ebbe und Fluth zwischen ihren beyderseitigen Absichten, Pflichten, Neigungen, Wünschen und Bedürfnissen; so daſs immer ein Theil den andern zu

*) Mit Erlaubniſs der neuern Theologen und Moralisten, dieses alte verhaſste Wort zu gebrauchen. Sie mögen immerhin sagen: Der Mensch sey *gut gebohren*; wi andere gemeine Layen, die wir aber öfter um die Götter der Erde sind und mehr mit ihnen zu thun haben, wissen's besser.

überreden, zu überschmeicheln, zu überloben und zu überlisten sucht.

* *

Die Könige und Fürsten sind, mit gewafnetem Auge betrachtet, eigentlich nur die Werkzeuge in den grofsen Planen der göttlichen Vorsehung in seiner allgemeinen Welt-Regierung, und zu Erziehung, Bildung und Vervollkommnung des Menschen-Geschlechts. Wie würden die Menschen, wie man sie im Ganzen nehmen mufs, allmählig ausarten, und endlich gar verwildern, wenn es lauter gute, billige, langmüthige Könige und Häupter der Völker, in einer ungetrennten Erbfolge gäbe; wie viele herrliche Beweise der Geduld, Selbst-Verläugnung und so vieler andern christlichen und bürgerlichen Tugenden würden andererseits unterbleiben, wenn nicht auch einmahl ein böser Fürst dazwischen zum Vorschein käme. Wie wollte Gott ein in seinem Eigendünkel erstarktes, in seiner Eitelkeit und Lüsten begrabenes Volk, zum Besinnen und Nachdenken bringen, und aus dem Schlaf und Taumel der Sinnlichkeit wieder erwecken, als durch einen harten, bösen und ungerechten König, und dessen Entschliefs- und Unternehmungen? Wie kann ein gedrücktes, geplagtes, aus der Tie-

fe seines Jammers um Rettung und Hülfe zu Gott schreyendes, seine Verirrungen und Abwege endlich beherzigendes Volk oder Land endlich wieder erlöset, getröstet, erfreuet und gesegnet werden, als wenn Gott auf seinen Pharao oder Saul wieder einen Antonin und David folgen läfst.

Dieser Wechsel ist, nach dem lauten Zeugnifs der Geschichte, in der Erfahrung aller Jahrhunderte gegründet. Es hat zu allen Zeiten gute und böse Fürsten gegeben, weil sie beyde *nur* Menschen waren; und so wird es fortgehen bifs ans Ende der Tage.

Obberührte Wahrheit hat ein grofser und weiser König unserer Zeit, Friedrich II. in Preussen, selbst erkannt und bekannt, da er noch im Jahr 1778. in seinem hohen Alter an seinen Freund *d'Alembert* schrieb:

„Ich betrachte mich als ein Werkzeug in der Hand des Schicksals," welches in der Verkettung der Ursachen gebraucht wird, ohne dafs es selbst den Zweck und die Folgen der Arbeiten kennt, zu deren Bewerkstelligung man es anwendet. Das ist ein aufrichtiges Bekenntnifs, so wie die Staats-und Kriegsmänner es selten ablegen; aber es stimmt sehr mit der Wendung

so mancher Unternehmungen überein, welche von mehreren Regenten vor mir gewagt wurden, und deren Entwiklung die Geschichte uns so ganz anders darstellt, als die ersten Urheber der Plane sie gedacht hatten„.

In einer andern Stelle des von ihm noch als Cronprinzen geschriebenen *Anti-Machiavells* *), sagte er nicht minder wahr und vortreflich:

„Es ist billig, dafs die Völker sich mit den Bemühungen begnügen, welche die Fürsten anwenden, zur Vollkommenheit zu gelangen. Die vollkommensten unter ihnen werden immer diejenigen seyn, welche am wenigsten dem von Machiavel aufgestellten Bilde gleichen. Es ist billig, dafs man die Fehler der Fürsten trage, wenn sie durch Eigenschaften des Herzens und durch gute Absichten im Gleichgewicht gehalten werden. Man mufs sich unablässig erinnern, dafs nichts vollkommenes in der Welt sey, und dafs Irrthum und Schwachheit das allgemeine Loos aller Menschen sey„.

Ferner liefs er in die von ihm selbst herrührende Geschichte des Hauses Brandenburg *) das

*) Cap. 25.

*) T. II. p. 74.

wichtige Bekenntnifs einfliessen: „Wann es Wahrheit ist, dafs die vollkommenste Regierungsform ein wohl verwaltetes Königthum ist, so ist es nicht minder gewifs, dafs die Republiken den Zwek ihrer Verfassung viel geschwinder erreicht und sich dabey weit besser erhalten haben, weil die *guten Könige* mit Tod abgehen, *weise Geseze* aber unsterblich sind„.

* *

Hingegen ist auch *kein* Mensch, selbst der nicht, so unter dem Schwerdt der Gerechtigkeit fällt, so schlecht, so tief gesunken, so ruchlos und verworfen, an dem nicht noch *Eine* gute Eigenschaft zu finden, an dem nicht noch Eine Spur zu entdecken wäre, dafs auch Er einst nach dem Bilde Gottes, so sehr auch immer die Züge verlöscht und verwischt wären, geschaffen sey.

Um wie viel mehr gilt dieses von denen durch die blofse hergebrachte Rechte der Geburt oder durch erkünstelte Wahl bestimmten Haüptern und Herrschern grofser und kleiner Völker.

Um die Resultate noch genauer und zusammenhangender darzulegen, so ist ausgemacht:

Es giebt keinen vollkommenen Menschen, folglich auch keinen vollkommenen Fürsten.

Die Wagschaale zwischen Mensch und Fürst bleibt immer die Regel der Beurtheilung.

Man erlaubt den Königen und Fürsten gerne, dafs sie *auch* Menschen seyen, und nimmt es bey ihnen nicht *zu* genau.

Der Glaube, das Vorurtheil der Völker, ist in der Regel allemahl *vor* die Könige und Fürsten, wenn sie sich durch eigene Schuld dieses Vertrauens nicht verlustig machen.

Die Völker haben vielmehr grofse und oft lange Geduld mit ihren blofsen Menschlichkeiten, und verzeihen ihnen vieles, was sie andern Geringern nicht zu gut halten würden.

Es wird ihnen auf alle Weise leicht gemacht, achtungs - und liebenswürdig zu seyn.

Je mehr einer ein vortreflicher, begabter, talentreicher Mensch ist, je ein besserer Fürst wird er auch seyn.

Diese zwo Eigenschaften werden häufig verwechselt; man legt nur allzuoft dem Fürsten bey, was nur an dem Menschen achtungs - und liebenswerth ist; daher kann einer ein schätzbarer Privat - Mann seyn, der einen sehr mittelmäfsigen Regenten darstellen würde.

Dagegen kann einer ein sehr fehlervoller, so

gar lasterhafter Mensch, und doch ein grofser, kluger und gerechter Fürst und König seyn.

Ein Mensch, der keinen *Character* hat, taugt überhaupt nicht zu einem Regenten.

Wenn aber vollends der *ganze Mensch* nichts nutz ist, so ist er es als König oder als Fürst sicher noch weit weniger; daher kommts, dafs man mehr mittelmäfsige und schwache als grosse und wahrhaft gute Fürsten findet.

Difs mag in Ansehung der allgemeinsten Säze hinreichend genug seyn; ich wende mich nun zu deren nähern Entwicklung.

* *

Einen Menschen zu loben, nur *weil* er Fürst ist, so wenig er sonst Lob verdient, ist baarer Unsinn. Ehrfurcht und Gehorsam ist man ihm schuldig, die kann Er von tragenden *Amts* oder doch seiner Geburt wegen fordern; Liebe und Lob mufs er verdienen. Mitleidige, erbarmende Liebe kann man auch einem bösen Fürsten angedeihen lassen, und Gott von Herzen bitten, dafs er doch einen bessern Menschen aus ihm machen möge; Lob aber nur alsdann, wann, so oft und so selten, er's verdient.

* *

Es ist kein Fürst oder Herr *so* klein, dafs er nicht seine Portion Lob verdienen kann. Ja von manchem kann man sagen: Je kleiner, je besser; je gröfser, je schlechter.

Es ist kein Fürst so schlimm, der nicht manchmahl eine einzele schöne und gerechte Handlung thäte. Man hat ja sogar glaubwürdige Geschichten von grofsmüthigen Raübern.

Kein Königs-und Fürsten-Haus ist so schlecht, dafs sich nicht unter seinen Ahnen *Ein guter* fände; keines aber ist so gut, dafs es nicht unter seinen Voreltern einen Narren oder Tyrannen aufzuweisen hätte.

Das ist jedoch betrübt, wann in Jahrhunderten eine ganze Geschlechts-Reihe auf einander folgt, die höchstens lauter Mittelgut sind; unter denen sich nicht auch nur ein Einziger als einen grofsen, guten und weisen Mann auszeichnet.

Das Publicum weifs sich aber in solchen Fällen zu helfen; es sucht so lange und geht so weit in die vorige Zeiten zurück, bifs es endlich Einen findet, zu dem es sich mit Ehren, oder doch ohne Schande, bekennen kann. So hielten's die Franzosen, dieweil sie noch Könige hatten, mit ihrem, bey allen seinen Schwach-

heiten und Untugenden, geliebten und bewunderten guten Heinrich IV. in Vergleichung mit seinem einfältigen Sohn, und mehreren der seit Ludwig XIV. nachgefolgten Könige.

So holten die Würtemberger noch immer ihren schon vor ein Paar hundert Jahren verstorbenen preiswürdigen Herzog Christoph wieder hervor, den sie einem neuen Regenten in Prose und in Versen als ein Muster vormahlten. So gieng es auch noch bey dem Herzog Ludwig Eugen; auf Pyramiden, Erleuchtungen, geschriebenen, gedichteten und gesprochenen Glükwünschen war nur Herzog Christoph als Fürsten-Spiegel dargestellt. Von andern nach ihm war überall ein tiefes und wohlbedächtliches Stillschweigen.

* *

Kein König und Fürst, so gerecht, gut und weise, so grofs und mächtig, oder so klein und unbedeutend, geliebet und gefürchtet er immer sey, kann sich von Menschen, und am wenigsten von seinen, mit ihm zugleich lebenden, ihn in seiner schönen oder häfslichen Natur sehenden, alle seine Gebrechen und Muttermähler ausspähenden und nach Belieben vergröfsernden Zeitgenossen, einen *ungetheilten*

Beyfall versprechen. Ist er ein Mann von wahrer Herzens-Güte, so hört man nur allzuoft die, zuweilen nicht ungegründete, Klage: Unser Herr hat den einigen Fehler, Er ist *zu* gut. Hält er an seinem Hof, in seinem Land, bey seiner Dienerschaft über Ordnung, Gesetzen und Pünctlichkeit, so heifst er ein harter, strenger, ja wohl ein *schlimmer* Mann. Kann's doch Gott, der Allerweiseste und Allergütigste, mit seiner Regierung nicht allen Menschen recht machen, um ihrem murrenden undankbaren Tadel zu entgehen!

Hingegen ist auch kein König und Fürst, grofs oder klein, so schwach, schlecht und bös, der nicht bey seinem Leben und *in* seinem Tod seine Lobredner oder doch Rechtfertiger und Entschuldiger findet.

Die *Nachwelt* ist's allein, die mit unpartheyischer Waage eines jeden *wahren* Werth bestimmt, Tugenden gegen Laster, Irrthum gegen Bosheit, menschliche Schwachheiten gegen Vorsatz, abwiegt, Temperaments-Tugenden von erworbenen und errungenen unterscheidet, und mit Einem Wort Jedem Gerechtigkeit wiederfahren läfst.

Es ist aber nicht genug, daſs der Gelobte oder Getadelte todt sey; alle diejenigen, welche ihn gelobt oder getadelt haben, müssen auch nicht mehr vorhanden — er muſs schlechterdings nur noch in seinem Regenten-Leben und Handlungen vorhanden seyn; er muſs, wenn er auch einbalsamirt worden, so trocken wie eine Egyptische Mumie — hingegen auch aller Geruch der Faülniſs und Verwesung gänzlich an ihm verschwunden seyn; niemand, der ihn loben oder schelten könnte, muſs ihn persönlich noch gekannt haben; jeder muſs ihn nur noch aus seinen Thaten kennen.

* *

Manchmahl wird ein Fürst auch *aus Furcht* gelobt, um wieder seine Gnade oder doch Sicherheit vors künftige zu gewinnen. So machte es der berühmte Graf *von Büssy*, nachdem er viele Jahre in der Bastille geschmachtet hatte, mit seinem Könige, Ludwig XIV. So der unglückliche Dichter *Schubart*, den Herzog Carl von Würtemberg, aus noch immer unbekannten Ursachen, lange Jahre in einem engen elenden Loch auf der Vestung Asperg einsperren lieſs, und ihm auf viele Vorbitten die Freyheit schenkte, ihn aber, zur lezten Strafe, zum Theater-Dich-

ter machte, um sich an seinem unbarmherzigen Wohlthäter vollends todt zu loben; anderer Beyspiele nicht zu gedenken. Gescheute Herrn müssen doch allemal ein solches erzwungenes Lob, wenn es auch noch so schön gesagt wäre, aus eigenem Bewufstseyn innerlich verachten.

* *

Man lobt nur allzuoft die Fürsten über Sachen, die *nur* Geld kosten, aber keine Application in Erfüllung ihrer Regenten-Pflichten, keine Verlaügnung ihrer Lüste und Sinnlichkeiten erfordern. Man erhebt einen Fürsten gen Himmel über das, was er vor Künste und Wissenschaften gethan: Dafs er eine Bilder-Gallerie, eine Bibliothek, einen botanischen Garten, ein Naturalien-Mineralien-und Kunst-Cabinet etc. angelegt, und betaübt ihn darüber mit dem falschen Schlufs: Ergo sind deine Unterthanen glücklich: Ergo ist Ordnung und Gerechtigkeit in deinem Land; du wirst nicht von deinen eigenen Ministern, Beamten und Dienern betrogen u. s. w. Das glauben dann die Herrn; wähnen, sie seyen's, wofür man sie lobpreist; wiegen sich mit diesem falschen Trost ein, und beruhigen sich über andere Dinge, wo der Cürafs

bey ihnen offen ist, und über Handlungen, die ihr eigenes Gewissen als verwerflich erkläret.

Man kann und darf, oft mufs man, *kundbar böse* Fürsten loben, wann sie mit unter auch einmahl was Gescheutes und Gutes thun, oder doch, welches gemeiniglich ihre einzige Tugend ist, gerecht sind.

Gar oft kann und mufs man auch bey Fürsten die *blosse gute Absicht* loben, die Folgen der Handlung mögen hernach der davon gefafsten Erwartung entsprechen oder nicht.

Difs war der nur allzugewöhnliche Fall bey Kayser Joseph II. dessen guten, edlen, rühmlichen, für die Erleuchtung, Aufklärung und Glück seiner Völker, (sein Monarchen-Fieber der Eroberungssucht etc. abgerechnet), hegenden wahrhaft wohlthätigen Absichten man mit voller Ueberzeugung Gerechtigkeit wiederfahren lassen konnte, und nur bedauren mufste, dafs dieser grofse, kühne, so vieles umfassende, würkende oder doch zerstörende Geist, das einige: *Eile mit Weile!* nicht gelernet hatte. So wahr ist es und kann auch auf diesen Despoten mit vollem Grund angewendet werden, was längst vor seiner Zeit ein weiser Mann *)

*) *Reich der Natur und Sitten.* III. Th. p. 78.

gesagt hat: „Die unersättliche Ruhmbegierde ist Schuld daran, dafs insgemein die Vorsehung durch die glücklichste Genies das wenigste Gute in der Welt ausrichten kann. Sie fallen gleich aufs Grofse, und lassen der Vorsicht nicht Zeit, die im Verborgenen aus dem Kleinen die grösseste Werke *nach und nach* zu Stande bringt. Ihre *Hitze* verderbt Alles; und sie verlassen sich ganz und gar auf ihre Kräfte, und besteigen aus Verwegenheit die gefährlichsten Höhen„.

* *

Um eine gute Handlung loben zu können, müfsten die Herren sie *selbst* gethan haben; daran fehlt es aber gemeiniglich. Doch kann man auch vor bekannt annehmen: *Quod quis per alium facit, id ipse fecisse putatur.* Man kann immer einen Fürsten loben, wenn er auch das Gute nur geschehen läfst und nicht hindert, wenn gleich sein besserer Minister sich Tage und Stunden lang mit ihm herumzanken, und schwizen mufs, bifs er ihn überzeuget, überredet, bifs er's endlich errungen hat.

* *

Sie müssen ferner die auf Lob Ansprache machen wollende Handlung, wo nicht ganz freywillig, doch *gutwillig*, wo nicht *con amore*,

doch nicht nur aus Furcht, aus *blofsem Zwang*, gethan haben.

Doch wann endlich das Gute, ganz oder halb, freywillig oder nicht, geschieht, so mag man es immer noch mit wenig Lobzucker bestreuen. Es bleibt allemahl ein grofses wahres Glük für manche Herrn, und ein noch grösseres für ihr Land, dafs und wenn sie nicht können, wie sie gern wollten, wenn sie *par force* weise seyn müssen; es sey nun, wenn sie in den Nothstall einer Kayserlichen Debit-Commission eingesperrt, oder auf andere Weise eingeschränkt werden. Wenn sich dann ein Herr unter dieses heilsame Joch gutartig beugt, so mufs man seinen *guten Willen*, wenn's auch ein *gezwungner Wille* ist, doch loben; ihn pflegen, wie man ein krankes Kind pflegt; die begangenen Fehler immer in die eine Wagschale legen, und sie durch bessere Handlungen späterer Weisheit aufwiegen lassen.

Zu einem verdienten Lob gehört billig mit, dafs die Fürsten die gute Handlung *gerne* gethan haben. Wenigstens mufs man so thun, als ob man's dächte und glaubte; endlich glauben's die Herrn selbst, und gewöhnen sich um so ehender daran, gut zu handeln. Man mufs oft den blofsen noch schwachen guten Willen ehren,

und man darf auch den kleinsten guten Vorsaz loben, um sie dadurch zu schönen, edlen, grössern Thaten zu ermuntern. Man mufs ihnen Sachen in den Mund und in die Feder legen, die zwar nicht aus ihnen selbst kommen, weil sie nie in ihnen waren; aber um sie beym Wort nehmen zu können, dafs sie es selbst gesagt, versprochen und unterschrieben hätten. Man mufs sie beym Punct der Ehre fassen, welch' ein Aufsehen es machen, welche Schmach es vor sie selbst seyn würde, wenn sie ihre eigene Zusage zurückziehen wollten; man mufs, mit Einem Wort, in tausend Vorfällen ihres Lebens, sie zu ihrem eigenen Besten und Ehre als Unmündige behandeln; versteht sich allemal dabey, wenn sie folgsam genug sind, um andere in ihre Seele *denken* zu lassen, und nicht zu viel Starrsinn, Eigenliebe und Hochmuth besizen, um nicht das Ansehen zu haben, dafs ein anderer sie nur *hofmeistern* wolle.

* *

Endlich so mufs man jede gute Handlung eines Königs und Fürsten loben, wenn es gleich Reichs-und Land kundig wäre dafs er sie *nicht umsonst* gethan, sondern dafür, oft schwer und reich-

reichlich genug, *bezahlt* worden ist. Wenn es auch nicht eine so alte, zu allen Zeiten und Jahrhunderten gebräuchliche, aller Welt bekannte Sache und Sitte der Regenten wäre, so wäre das eigene Geständnifs eines grofsen Kenners dieser Königlichen Kunst, schon hinreichend, welcher der Wahrheit die Ehre gab, selbst *) zu bekennen:

De nobles sentimens, dignes d'une grande ame,
On ne se pique plus en notre Siecle infame,
L'intérêt est le Dieu, qui se fait adorer,
Par ceux précisément, qui devoient l'abhorrer.

Damit man aber nicht glaube, dafs dieses eine versteckte Satyre auf irgend einen geizigen König sey, so fafst er es noch unverblümter in dem allgemeinen Satz:

On voit, que *les Rois* se plaisent à gagner,
Et sont de gros marchands, payés pour bien regner.

Alle Reiche Europens und insbesondere alle Provinzen Deutschlands können hierüber ihre Elegien singen. Bey absoluten Regierungen geht's freilich kürzer und geschwinder; jeder Herr taxirt sich selbst, und nimmt, so viel er

*) Dans les *Epitres diverses.*

will und kann. In Verfassungen aber, wo Landstände sind, sieht man erst eigentlich das Bieten und Wiederbieten, die Versteigerung dieses Fürstlichen guten Willens und wie Kaüfer und Verkäufer sich zuweilen von einander trennen, biſs höhere Gewalt, Noth und Betrug sie wieder unter sich nähern, und zulezt ein erlogenes Lob, woran keiner von beyden Theilen glaubt, noch in Kauf gegeben wird.

Den actenmäſsigen Beweis davon könnte man finden wenn man aus der Geschichte der deutschen Landtäge nur die einträglichen Artikel von Wildschaden, von Lotto, von schlechter Münze, vom Diensthandel u. s. w. ausheben, und bey jeder Rubrik die Summen beysezen wollte, wie theuer die Abschaffung dieser Beschwerden erkauft werden, und wie viel Dank und Lob noch dazu gelogen werden müssen. So wahr ist es was ein kluger Mann *) jüngst gesagt hat: Alles ist jezt so verkehrt, daſs man nöthig hat, zu loben, was von Rechts wegen gethan werden *muſs*, weil es so selten gethan wird.

* *

Ein Journal von lauter guten, schönen, löblichen Handlungen der Fürsten würde einem

*) *Berliner - Monatschrift.* Febr. 1785. S. 158.

Naturalien-Cabinet von lauter Papagayen, Arras, Colibrit etc. gleichen; die Schlangen Taranteln, Scorpionen und anderes Ungeziefer gehören mit in die Schöpfung.

* *

Man darf, und nach den Umständen mufs man, jede gute Handlung eines Regenten loben, wann auch deren Motif nicht allemal das beste, geschweige das reinste, gewesen wäre; wann sie auch nur auf vorgängige Vorstellungen, auf wiederholtes Bitten, aus Schaam vor andern, aus blofser Gefälligkeit vor eine geliebte oder geachtete Person, oder gar aus Stolz, um nicht erst daran erinnert zu werden, geschähe. Geschieht doch selbst manche gute Handlung (wie Möser *) mit Grund sagt) *aus blofser Langerweile;* wie viel mehr bey Fürsten?

* *

Es ist aber nicht genug, dafs ein Herr als einmahl *Eine* gute Handlung und dann wieder vor-oder nachher zehen schlechte dagegen begeht. Eine *einzele* gute Handlung beweist nichts, und das laute Lobpreisen derselben zeigt nur ein niederträchtig und kriechend geworde-

*) In den *patriotischen Phantasien* IV. B. S. 94.

nes Volk an. So was thut man nur einem Tiberius, vor dem man sich fürchtet, aber ihm nicht traut.

* *

Wenn ein Richter gar lobt, wo er nur tadeln, ahnden und bestrafen sollte, so ist es allemahl widersinnig und unrecht, nach Beschaffenheit der Umstände aber bald ärgerlich, bald lächerlich, zuweilen beydes zugleich.

Ein sonderbarer Fall dieser Art ereignete sich in einer bey dem Kayserlichen Reichs-Hof-Rath erhobenen gerichtlichen Klage. In dem den 16. Nov. 1782. ergangenen Concluso wurde diesem Fürsten sein verübtes Unrecht und Undank mit allem Ernst und Nachdruck des Reichs-Obrist-Richterlichen Amts vorgehalten und bemerkt: „Dafs samtliche oberzählte, mit Umgehung eines „rechtlichen Verfahrens erlassene Verfügungen „aber sich eben defswegen *in keine Weise* „*rechtfertigen liefsen etc.*„ Das heifst dann doch wohl mit *Einem* Wort: Weil sie *ungerecht* seyen. Ganz unmittelbar nach dieser Straf-Predigt folgt weiter: „Als versähen sich Ihro Kayser-„liche Majestät zu des Herren Fürsten *bekannten* „*Gemüths-Billigkeit und Gerechtigkeits-„Liebe*, es werde derselbe keinen Anstand neh-

„men, dem N. N. wegen dessen verlezten Ehre „die gebührende Genugthuung samt Ersetzung „alles daraus entsprungenen Schadens angedey„hen zu lafsen„.

Wie wenig aber dieser Fürst difs Lob verdient, und dafs man nicht in einer und eben derselben Sache und zu eben der Zeit zugleich gerecht und ungerecht seyn könne, hat der Erfolg bewiesen.

* *

Ein nun in seine Ruhe eingegangener Reichs-Hof-Rath liefs, über eine würklich rühmliche Handlung eines Fürsten, in den Entwurf des an ihn zu erlassenden Rescripts ein ziemlich fettes Lob einfliessen. Der nun auch verstorbene damalige Präsident *von Hagen* fand die Portion zu stark, und rügte es mit dem weisen Ausspruch: Ein Kayser mufs nie zu viel *loben* und zu viel *schelten.*

* *

Eine von einem König oder Fürsten seinem Land, einer Gemeine, Gesellschaft oder einem einzelen würdigen Mann bewiesene Wohlthat bedarf eben nicht eines so *diplomatischen Beweises,* wie die Geschenke, die Friedrich II. in Preussen verschiedenen seiner Provinzen und

Communen angedeyhen lassen, wo gemeiniglich dem Einen Armen genommen worden, um es einem andern noch Aermern zu geben. Es ist hinreichend, daſs sie an sich wahr seyen, und es die wissen, so dabey zunächst intressirt sind, welche aus Dankgefühlen eben so willig seyn und sich selbst gedrungen finden werden, die empfangenen Wohlthaten lobzupreisen, ohne daſs es einen eigenen Hof- und Staats-Trompeter dazu bedürfte.

* *

Das Lob muſs keine *Alltags-Sachen* berühren, welche die gnädigste Herrn mit tausend andern Menschen, die keine Könige, Fürsten oder Prinzen sind, gemein haben, sondern es müssen eigentliche Regenten-Handlungen oder doch solche Tugenden seyn, die sich, weil man sie nicht gewöhnlich bey andern Menschen und noch seltener bey Fürsten antrift, auszeichnen.

Freilich ist es für einen Mann von Ehrgefühl demüthigend, wenn er einen schlechten Herrn, nur damit er nicht noch schlechter und schlimmer werde, loben, und ihm über seine Alltagshandlungen schöne Sachen ins Gesicht sagen soll. Im Grund betrachtet, ist es aber nicht um Vieles beschwerlicher, als wann der Ehrenmann

zu einem Höfling, den er im Herzen verachtet, oder zu der Beyschläferin seines Fürsten, aus hergebrachter Sitte: Unterthäniger Diener! sagen, oder vor einem schmutzigen Bauer, dessen Gruſs erwiedernd, den Hut abziehen muſs.

*　　　　*

Der Gegenstand des Lobs muſs keine *Kleinigkeiten* betreffen: Wann, zum Beyspiel, ein König einem armen Lieutenant ein Pferd geschenkt, einem lahm geschossenen General mit eigener hoher Hand den Stuhl zum Nidersitzen gerückt, vor lieber langer Weile einem Bauren einige Ehlen weit pflügen helfen; wann ein Fürst durch eins seiner Landstädtgen gefahren, ein Paar Gulden in die Armen-Casse geschenkt hat, u. s. w.

*　　　　*

Wann aber auch eine Handlung an sich selbst noch so gut ist, so muſs nichts schiefes in deren *Bekanntmachung* liegen. Ein Fürst verschenkt in der besten und reinsten Absicht, aus Gefühl seiner Vater-Pflichten, an armen Unterthanen etliche Scheffel Korn, einige Klafter Holz, und die Zeitungsschreiber machen einen Loblermen davon als wenn er seinem Volk das ewige Leben geschenkt hätte. Der Fürst ist freilich *Persona publica*; mithin können auch sei-

ne guten Handlungen, so wenig als die schlechten, nicht leicht verborgen bleiben. Wann aber die Lehre Jesu: Seine Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thut, uns überhaupt gilt, so verbindet sie gewiſs wenigstens eben so sehr die Fürsten. Wie manchem sonst guten und wohlthätigen Fürsten ist durch solches Trompeten-Lob, wenn er anderst davon gewuſst und Belieben daran gefunden hat, der schöne und höhere Lohn der Ewigkeit schon weggeblasen worden?

* *

Mancher Fürst wird bloſs deſswegen gelobt, weil er *nicht die Untugenden seines Vorfahren* hat. Herzog Carl von Zweybrücken schafte das nach Verhältniſs seines Landes übermäſsige Wild ab, und es wurden deſswegen zu seinem Lobe so gar Medaillen geprägt; hingegen hatte er eine ganz unmäſsige Baulust, machte Schulden, an denen die Enkel noch zu nagen haben werden, hielt Maitressen etc. etc. Darauf wurden nun freilich keine Loblügen gemünzt.

Ein anderer Fürst zerstörte auch alles Wild in seinem Land und machte aus seinen altgewordenen Jägern Bettler; hingegen war er unersättlich in der Menge unnützer und allzukostbar

unterhaltener Soldaten. Doch es ist keine Thorheit, die ein König oder ein Fürst begehen könnte, so ausschweifend, keine seiner Ungerechtigkeiten so groſs und so schreyend, daſs sie nicht von einem seiner Sclaven gelobt, oder doch entschuldiget würde.

*   *

Es giebt eine Art Lob, das in den Augen des Kenners und Weltmanns vielmehr *der feinste Spott* und wahre Persiflage ist.

So schrieb der Französische Minister, der Herzog *von Choiseuil* *), nach seiner Ungnade an seinen König, Ludwig XV: „Personne ne doute, Sire, et moi moins que personne, *que Vôtre volonté ne soit toute puissante* et qu'elle ne puisse détruire ce que Votre bonté a édifié„; er, der wenige Seiten vorher von der *Bêtise* und *Mensonge* des Königs spricht, der seinen Freund sagen läſst: „Qu'il étoit d'un Don Quichotte, de marquer de la noblesse vis à vis d'un Prince, qui en étoit denué absolument et qui étoit entierement gouverné par une Catin etc.„; er, der nicht lange vor seinem Fall die blutige Satyre auf seinen König, unter der Masque der

---

*) *Dans ses Memoires, écrits par lui-même* 1790. T. I. p. 265.

Comödie (würdige Beschäftigung vor den Staats-Minister einer grofsen Monarchie) *le Royaume d'Arlequinerie* gemacht hatte, womit sich dann die Phrase von der Königlichen Allmacht nicht zusammen reimen läfst.

Eine Hofdame der Königin Anna von Oesterreich sagte deren Gemahl, K. Ludwig XIII. von Frankreich, da er sich mit Perlen-Aufreihen beschäftigte: *Sire, Sie können Alles, nur nicht was Sie sollten.* Von wie vielen Regenten kann man diese Art des Lobens wiederhohlen?

* *

Es ist gemeiniglich mifslich, zuweilen gefährlich, einen Sohn, oder einen Neffen, gegen seinen regierenden Vater oder Oheim zu loben, weil diese jene gewöhnlich als ihre Todtenwärter ansehen, die kaum den frohen Augenblick erwarten können, bifs sie das erstemahl sagen können: Mein höchstseeliger Herr Vater. Daher auch der Schwachkopf K. Ludwig XIII. sich auf seinem Sterbebett so erboste, als ihm sein Sohn auf die einfältige Frage: Wie er heisse? geantwortet: „Ludwig der Vierzehende„. „Noch nicht„, schrie der erzürnte Vater, „noch nicht, *ich* lebe noch„.

Weltbekannt ist, wie wenig K. Friedrich II. in Preussen, genannt der Einzige, seinen Thronfolger, den jezigen König, geliebet, wie wenig Regierungs-Talent er ihm zugetraut, wie viele Spott- und Stichelreden er sich über ihn erlaubt hat. Der alte Cammerherr *von Poellniz* war unter allen der einzige, der es wagte, dem eifersüchtigen alten König vor die Stirne hin zu sagen: Ew. Majestät irren sich an dem Cron-Prinzen; er ist besser, als Sie denken. Hingegen hielt der König den *von Poellniz* auch nicht vor das, was er doch war, machte sich oft über ihn lustig, und hielt ihn nicht selten würklich zum Besten; das dann den Eindruck wieder schwächte, den es ausser dem billig hätte haben sollen.

* *

In der Türkey soll es Mode seyn, dafs ein Bassa den Strick *küfst*, mit dem er auf Befehl seines Grofs-Sultans strangulirt werden soll. So, just so, ist es mit allem Lobpreisen *monarchisch-militarisch-despotischer Verfassungen*. Man mufs in denselben gebohren und erzogen seyn, es nicht anders wissen, nicht besser gesehen haben; nur alsdann ist das Prahlen mit seinen eigenen Ketten für einen sonst verständigen Mann entschuldbar.

* *

Man *verwechselt* manchmahl so wohl bey dem Loben der Fürsten als bey den Beschuldigungen des *Criminis laesæ* den Menschen mit dem Fürsten, und rechnet diesem zu gut, was nur jenen angeht.

* *

Es ist immer gewagt, zuweilen gefährlich, einen Fürsten wegen Tugenden zu loben, die der, zu welchem man spricht, nicht auch — sondern wohl gar das Gegentheil davon hat. Er sieht ein solches Lob als einen stillschweigenden Vorwurf, wo nicht gar als eine vorsetzliche Spottrede; läſst es den lobenden unangenehm empfinden, und, wann er kann und darf, rächt er sich wohl deſswegen.

* *

Die Könige loben selten anders, als mit denen Worten: Er hat als ein braver Mann seine *Schuldigkeit* gethan. Sie meynen immer, sie entziehen und vergeben sich selbst was, wenn sie andere loben; und es ist noch immer wahr, was vor bald hundert Jahren die Frau *von Maintenon* an den Marschall *von Noailles*, schrieb „: Enfin le Roi (Louis XIV.) Vous a donné de louanges, et il n'en sort gueres de

bouche des Rois„. Doch hat die Geschichte aber auch das Andenken von Beyspielen aufbehalten, wie Könige und Fürsten die um sie und ihr Reich oder Land vorzüglich verdiente Männer auch offentlich gelobt und im Leben und Tod geehret haben. Wie herzlich war das Lob, womit Heinrich IV. seinen Sülly pries, als den Mann, welchen er mit Vergnügen seinen Freunden und Feinden darstellte. Wie schön lobte die Königin in Schweden in offentlichem Reichs-Senat den grofsen Reichs-Canzler Oxenstiern. Von Kayser Joseph II. ist bekannt, mit welchem edlen Stolz Er bey Anwesenheit des Grofsfürsten von Rufsland in Wien seinen Kauniz und Laudon selbsten präsentirte, und die merkwürdigsten Männer der Monarchie zusammenberief, um mit ihnen, als dem gröfsten Schmuck seiner Cronen, grofs zu thun.

Auch bey Fürstlichen Deutschen Haüsern sind die offentlichen Denkmahle der Liebe und Hochachtung ihrer Herrn gegen würdige Ministers, die zu ihrem ehrenvollen Gedächtnifs geprägte Münzen, die offentliche Aufhängung ihrer Bildnisse, die zu ihrem Lob errichtete Grabmahle etc. eben nicht selten; ohngeachtet es bey manchem von ihnen auch geheissen haben mag:

Im Leben gepeinigt und nach dem Tode canonisirt *).

* *

Um einen festen, würdigen Mann, den ein König oder Fürst *aufrichtig* hafst †); ihm aber nichts Böses nachsagen, viel weniger aus Furcht Böses beweisen kann, *mit guter Manier* los zu werden, lobt er ihn gegen einen andern Herrn gelegenheitlich, als ein Kleinod, das er zu besitzen das Glück habe; macht ihn über das angebliche Glück eifersüchtig, und nach dessen gleichmäfsigen Besitz lüstern; verdoppelt gar seine Caressen, je mehr die Hofnung wächst, von einander zu kommen. Jenerseits werden geheime Unterhandlungen angestellt: Ob das Kleinod von *Mann* nicht zu haben sey? Der in der Stille längst nach seiner Erlösung seufzende Mann will aber aus Dankgefühl gegen einen ihn so freundlich behandelnden und mit seinen Fehlern und Schwachheiten gleichwohl immer Gedult habenden Herrn den schweren Dienst nicht verlassen. Andererseits werden die Anforderungen immer dringender; der Ehrenmann sieht sich endlich in der Nothwendig-

---

*) Cruciantur, ubi funt; laudantur, ubi non sunt.

†) Pessimum inimicorum genus laudantes. *Tacitus* in Agricola.

keit, sich leise verlauten zu lassen, daſs er einen anderwärtigen Ruf habe; sein Herr nimmt ihn gleich beym Wort: *Den* müssen Sie annehmen, *denn da* können Sie viel Gutes thun, und meine Sachen sind nun, Gottlob! *durch Sie* in die Ordnung *) gebracht. Hätten Sie mir doch ehender davon gesagt; *denn* der Fürst von * * ist mein bester Freund, den ich auf der Welt habe. Ich verliere Sie zwar ungern, aber dem * * kann ich nichts abschlagen. So ward der feste Mann zum Dienst hinaus *becomplimentiert.*

So schwazte mit lauter Loben K. Friedrich II. einem ihm ergebenen Reichs-Fürsten mehr als Einen auf, der ihm, dem Allgewaltigen, durch seinen männlichen Widerspruch ein Dorn im Auge geworden war.

Doch glückt dieser Kunstgriff nicht bey hellsehenden Herrn ohne Unterschied. Ich kenne genau einen Mann, der bey Joseph II. eines öftern Zutritts gewürdiget war. Einst fragte ihn der Kayser: Kennen Sie den * * in Chur-* * schen Diensten? Er ist mir als * * Rath vorgeschlagen worden. Antw. Ja Ihro Maje-

*) Um je eher je lieber wieder in neue Unordnung gebracht zu werden.

stät. Der Kayser: Was ist an ihm? Antw. Es ist ein sehr mittelmäſsiger Kopf. Kayser Joseph: Dachte ich's doch; wann er was nutz wäre, würde man ihn nicht *so* gegen mich gelobt, sondern ihn selbst behalten haben.

So betrügen die Fürsten sich selbst unter einander!

* *

Beym Loben kommt es viel auf den *National-Character* und *Regierungs-Verfassung* an.

Von den Franzosen, dieweil sie noch einen König hatten, war man das unmäſsige Loben ihrer selbst und die Verachtung anderer Nationen gewohnt.

Die Preussen folgten unter ihrem groſsen, vergötterten und siegreichen König Friedrich II. diesem Beyspiel nach, und seitdem ist es National-Sitte geworden.

In Wien fragte mich einst eine Frau von hohem Rang: Warum wir so genannte Reicher die Wiener immer beschuldigen, daſs sie so stolz seyn? Meine Antwort war: Weil der Reichsunmittelbare Hochmuth den Landsäſsigen Hochmuth nicht vertragen kann.

Ich

Ich kenne kein Deutsches Land, wo so vieles Gute gethan und so wenig davon gesprochen und damit geprahlet wird, als das Chur-Braunschweigische und — — (Hier mag meinetwegen ein jeder noch sein eigenes Vaterland dazu setzen).

*　　　*

Friedrich der Grofse machte, (nach der Erzählung der Anecdoten und Characterzüge) einen titelsüchtigen Trompeter zum *Geheimen Ober-Hof-Trompeter*, der dann bey Verrichtung dieses Amts nur immer à la Sourdine geblasen haben wird. An mehr als einem Hof habe ich solche *Geheime Cabinets-Trompeter* angetroffen, die ihrem Herrn zum Morgen- und Abend-Seegen und bey jeder andern Gelegenheit nichts als Schmeicheleyen, Beyfall, Lobs-Erhebungen und Bewunderung vorgeblasen und so nach und nach jede innere Stimme, jede bessern Gefühle von Reue, Beschämung, Nachdenken und Selbst-Erkenntnifs stumm und todt geblasen, jeden ernsten, biedern wahrhaften Mann weggeblasen haben.

*　　　*

Ein *feines Lob*, wenn es von Herzen geht, rührt allemal, zumahlen nachdem der Mann

ist, aus dessen Munde es kommt. Wie schön lobten sich Friedrich der Groſse und sein philosophischer Freund *von Suhm* wechselsweise! Wie plump hingegen lobte den König der schmeichelnde *Voltaire*, wie kriechend und furchtsam sein *Jordan*, *Argens* und selbst *d'Alembert!*

Ich kenne selbst einen Mann, der als Gesandter eines Deutschen Hofs dem Kayser Joseph II. nach angetretener Reichs-Regierung Glück wünschen sollte, und ihn bey der ersten Audienz also anredte: Allergnädigster *liebenswürdigster* Kayser! Der Monarch war über diese damahls mit vollem Recht verdiente feine Wendung dermaaſsen gerührt, daſs er sogleich nach der Audienz zu seiner Frau Mutter der Kayserin-Königin Maria Theresia eilte, und Ihr mit Freuden erzählte: „Ihro Majestät, ich habe heute „einen neuen Titel gekriegt„, und auch in der Folge diesen Mann mit ausgezeichneten Beweisen seiner Huld und Vertrauens beehrte.

* *

Eine *Schmeicheley* hingegen ist bald ein einschläferndes Opium, bald ein würklich tödtendes Gift, eine langsam auflösende Aqua Tofana. Alles kommt dabey auf die Stärke oder Ner-

venschwäche der Fürsten-Naturen an. „Grofse Seelen verachten die Schmeicheley; sie schmeicheln nie, um zu gewinnen, und lassen sich nicht schmeicheln, um sich gewinnen zu lassen. Sie jagen nicht nach Ruhm, aber sie erlauben sich keine Handlung, keine Enthaltung die nicht Ruhm verdient *) „. Weil es nun von Anbeginn starke und schwache Menschen auch unter Königen und Fürsten gegeben hat, weil sich bifs ans Ende der Tage solche finden werden die Ketten zersprengen, und wieder andere, und deren noch mehrere, die sich an seidenen Seilen führen lassen, so ward die Schmeicheley schon vor bald zwey tausend Jahren als eine Erbsünde, als ein altes fortgepflanztes Uebel verschrieen **). In diesem üblen Ruf stuhnden vorzüglich und vorlängst alle Familiaren der Könige und Fürsten, welche auch zu Ehren ihrer treibenden freyen Kunst Speichellecker, Tellerlecker, Augendiener u. s. w. genennt wurden, und über die der biedere *Luther* †)

---

*) Lavaters *Monathblatt für Freunde.* 1794. 6. St. S. 4.

**) Adulationes vetus in republica malum. *Tacitus.*

†) „Es ist kein Ort in der Welt, da von Rechts wegen weniger Schmeicheley seyn sollte als an Höfen, da sie jezund am meisten ist. Denn, so der Fürst verführt

in dem ihm eigenen barschen Ton schon zu seiner Zeit geeifert hat.

„Loben und schmeicheln kann endlich ein jeder; und ist eben dieses die Quelle und vornehmste Ursache des Verderbens aller Regenten, dafs ihnen die Wahrheit so verdriefslich, und das Liebkosen so angenehm ist; sie möchten aber gewifslich glauben, dafs sie keinen gröfsern Schatz, als gewissenhafte und wahrheitsliebende und redende Diener haben können„; sagte mehr denn hundert Jahre nachher der politische ehrwürdige Heilige, *Veit von Seckendorf* *); und noch ist wahr, dafs unverdientes Lob und Schmeicheley mehr Unheil anrichten, als der beissendste Spott und ungerechteste Tadel, indem, nach des *Helvetius* auf Erfahrung sich gründenden Meinung, eine Schmeicheley einen sonst wohl denkenden Fürsten unvermerkt von dem Weg des Rechts und der Tugend ab-

---

oder vom Guten abgezogen wird, schadet es allen Unterthanen. Es ist auch nichts schadlichers in einem Lande, als ein Schmeichler am Hofe. Wir dürfen nicht klagen über Krieg, Schwerdt und Waffen; denn eines Schmeichlers Zunge ist ärger als alle Schwerdter. Darum sollte man solche Tellerlecker weit von Hofe wegjagen und ernstlich ftrafen„. *T. IV. Lips.* p. 79.

*) In seinem *Christen-Staat.* S. 228.

leiten, da hingegen eine beissende Satyre einen Tyrannen schrecken und zurechtbringen kann *).

Freilich kommt es viel darauf an: Wer auf beeden Seiten des Lobens und Tadelns der Mann ist, aus dessen Munde eines oder das andere kommt: Wie die Melodie ist, in deren beedes vorgesungen wird; ob es ein weiser Nathan ist, der dem empfänglichen Herzen eines sonst rechtschaffenen Königs seinen Ehebruch unter der sprechenden Allegorie des geraubten Schaafs selbst fühlbar machen kann; oder der nur durch das Horazische: *Ridendo dicere verum*, oder durch sein:

Misce stultitiam consiliis brevem;
Dulce est, desipere in loco,

dem überall verpanzerten Mann beyzukommen vermag.

Die Regel steht fest: Je schwächer ein Fürst ist, desto gewisser wird er durch Loben und Schmeicheln verdorben, und noch schwächer und schlechter gemacht. Difs geschieht aber nicht nur durch die Neger-Art der meisten Hofleute und kriechender Cabinets-Würme, sondern eben so sehr durch allzugefällige Hof-

*) V. l'Esprit p. 59.

prediger, durch unverständige Beichtväter oder eigennützige Bauchpfaffen, welche sich mit Schmeicheleyen und Loben bey ihrem unlautern Egoismus besser als bey dem *Mene Tekel* eines Daniels befinden; von welcher Menschenart der freymüthige *Plank* *) ein merkwürdiges Beyspiel anführt.

Was für Schaden nicht nur für den also unwürdig Gelobten entsteht, sondern welche weit nachtheiligere Folgen für dessen Familie, Kinder und Nachfolger daraus entspringen, welche sich um so leichter bey allen ihren Untugen-

*) „Er (Churfürst Johann von Sachsen) freute sich, von seinen Theologen als Vertheidiger der Sache Gottes und als Bekenner des Evangelii gerühmt zu werden; nicht, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, denn diese Leidenschaft beunruhigte ihn wenig; sondern weil er das Bewuſstseyn einer guten That nöthig hatte, um sich bey seinem Gewissen wegen so mancher andern entschuldigen zu können, die er aus Trägheit unterlieſs, und wegen so mancher Fehler entschuldigen zu können, die er wohl an sich erkannte, aber zu verbessern weiter nicht eilte. Der ehrliche Johannes glaubte sich getroster gewisse Lieblings-Schwachheiten übersehen, sich zum Beyspiel ruhiger des Mittags betrinken zu dürfen, wenn er sich sagen oder sagen lassen konnte, daſs er des Morgens etwas für das Evangelium gethan habe; deſswegen zeigte er sich so bereitwillig alles zu thun, wozu Luther oder sein Hofprediger ihn aufforderte". *Geschichte der Entstehung etc. des Protestantischen Lehrbegriffs* II. B. S. 340.

den und Schlechtigkeiten beruhigen, läfst sich gar nicht berechnen; nnd es wird auch nach uns, trotz allen Lob- und Minnesingern, von vielen unsern Königs- und Fürsten-Söhnen noch wahr bleiben, was *Horaz* gesungen hat:

Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores; mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Bey allen diesen gerechten Klagen sind doch (man kann es nie *zu* oft wiederhohlen, die Grossen weniger zu tadeln, als zu bemitleiden und zu bedauren. Wir andern gewöhnlichen Menschen, wenn wir nicht in Verachtung sinken, neben andern fort- und wohl gar oben schwimmen wollen, *müssen* wohl unsere Kräfte anstrengen, uns selbst treiben, man mag uns loben oder nicht. Bey den meisten Grofsen hingegen ist das Loben ein wahres Bedürfnifs; lobt man sie *zu viel*, so seegnen sie sich, nach dem den fürstlichen Menschen vorzüglich eigenen Egoism selbst; halten sich zu gut, was sie an sich bessern sollten; rechnen auf die Indulgenz ihrer Unterthanen und des Publicums gegen ihre Temperaments-Fehler, Unarten und Schwachheiten; und so gewöhnen sie sich all-

mälig an eine unseelige Zufriedenheit mit sich selbst. So lernen sie allmählig das crasseste Lob vertragen, hingegen aber auch nicht den leisesten, bescheidensten Tadel leiden. Oft beleidigt sie schon das blofse Stillschweigen eines mit dem schmeichelnden Augendiener nicht einstimmenden weisen und bedächtlichen Manns.

Wenn man sie aber *gar nicht* lobt, immer wieder streichelt, und durch Beyfall und loben stets von neuem zu guten und löhlichen Thaten ermuntert, ihre eigenen Gefühle durch den Ruhm ihres Nahmens bey ihrem Volk und durch den Dank der Nachwelt spornt und belebt, so überlassen sich viele von ihnen ihrer Gemächlichkeit, Geistes-Trägheit etc. bifs sie endlich selbst vermodern, oder petrificirt werden, und so auf eine oder die andere Weise den Roman ihres Lebens endigen.

Woher nun dieses alles? Weil die Fürsten selten wahre, und noch seltener weise, am allerseltensten so strenge Freunde haben wie *Sülly*, der den Muth hatte, aus Eifer für die Ehre seines Königs, in dessen eigenen Gegenwart, ein unbedachtsames Versprechen zu zerreissen und sich aus Herzens-Treue lieber von seinem Herrn einen Narrn schelten lassen, als

zu einer unwürdigen Handlung behülflich seyn wollte; weil die *Clarendons*, die *Fürste*, die Berliner-*Münchhausen*, die *Granvella*, die *Bilfinger*, und was noch ferner zu dieser Helden-Familie gehört, immer nur Cometen an dem politischen Himmel bleiben werden; weil die Könige und Fürsten, je länger je mehr, nur Jaherrn, und selbst, wo es noch gut geht, nur treue Handlanger und Tagelöhner verlangen, und, (Vergebung für diſs *harte* Wort!) die mehresten von ihnen auch nichts bessers werth sind; endlich, um auch noch diſs Wort auszusprechen, weil die mit einem so hohen Grad von Tugend und Weisheit begabte Männer, die aus Liebe und Ueberzeugung loben mögen und können, zugleich aber zu rechter Zeit, am rechten Ort, nach Wichtigkeit der Sache, mit Weisheit und Sanftmuth zu tadeln, zu warnen, zu widersprechen, sich zu widersetzen verstehen, und aus treuer, auch wohl erbarmender Liebe zu ihrem Herrn es thun *mögen*, so selten sind, als Adepten, die sich in ihrer Verborgenheit allzeit am glücklichsten befinden; und allenfalls lieber mit einem stillen Marterthum zufrieden sind, als daſs sie sich um die Glorie eines politischen Scheiterhaufens, dem

gewöhnlichen Ende der mehresten königlichen und fürstlichen Freundschaften, erst bewerben sollten.

* *

Die Grofsen sind nicht nur gegen sich selbst sehr schonend und nachsehend, sondern haben's gemeiniglich auch nicht gerne, wenn man über Personen ihres gleichen in ihrer Gegenwart raisonnirt, weil sie immer heimlich fürchten, dafs ihnen nach dem Vergeltungs-Recht mit gleichem Maafs werde gemessen werden. Darum ist es auch mifslich, in ihren Tadel und Spott über andere Fürsten, oder in die Herabwürdigung ihrer eigenen Vorfahren *mit einzustimmen*, es müfste denn ihr eigenes noch gröfseres Lob auf eine delicate Weise darunter verborgen werden *); desto geneigter aber sind sie selbst, sich über andere lustig zu machen, einander herumzunehmen, sich muthwillige,

*) Ohngefähr so wie Ludwig XIV. vor Erbauung von Versailles sagte: Dafs das Louvre doch seinen Vorfahren zur Wohnung grofs genug gewesen sey; und darauf von einem feinen Hofmann erwiedert wurde: Da sprechen Ew. Majestät aber auch von possirlichen Königen, (des plaisans Rois); um ihm dem Weyhrauch ins Gesicht zu blasen: Wie können jene nur eine Vergleichung aushalten?

auch wohl beleidigende Beynahmen zu erlauben; und es müſste eine drolligte Sammlung ausmachen, wenn man auch nur die bekannten in gedruckten Schriften zerstreuten Königlichen Tischreden dieser Art zusammentragen wollte.

Alle groſse Herrn von lebhaftem Verstand und Einbildungskraft haben schon einen natürlichen Hang zu Spöttereyen, die, wenn sie nicht in ihren jüngern Jahren abgewöhnt und unterdrückt, sondern von andern Spottgeistern vielmehr noch angefacht und genähret werden, ihnen selbst schädlich, ja fatal werden können. Was für Züge dieser Art hat die Französische Geschichte von ihrem lieben und jovialischen Heinrich IV. aufbewahrt! Wie haben sich in neuern Zeiten König Friedrich Wilhelm I. in Preussen und König Georg I. von Engelland wechselsweis mit den Zunahmen: Mein Schwager, der Corporal, und: Schwager, der Comödiant, beehret? Nannte doch Friedrich der Groſse seinen eigenen Groſsvater, Friedrich I. in Preussen, wegen seines ausgewachsenen Rückens den Königlichen Aesop. Dieser König ward, nach dem Muster seines Freunds und Lehrers Voltaire und anderer Französischen Spottvögel, so sehr in dieser Kunst geübt, daſs er, ohngeachtet er

das Lehrgeld mit seinem eigenen Schaden einigemahl theuer genug bezahlen müssen, noch lange nach ihm als Meister vom Stuhl wird erkannt werden. Man kann nicht sagen, sein Rival, Kayser Joseph II. habe ihn nachgeahmt. Er war hierin zu sehr Original, und man hat ihn noch bey seines Leibes Leben offentlich in seiner eigenen Residenz beschuldigt: Daſs er ehender eine ganze Provinz verlohren gehen liesse, als daſs er einen launigten, witzigen Einfall, eine Spötterey, sie mochte noch so beleidigend seyn, hinunterschluckte; welches mit auffallenden Beweisen belegt wurde.

* *

Man muſs den Groſsen der Erde gleichwohl auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daſs sie eine Sache an andern ihres Geschlechts loben, *wenn sie dieselbe nur nicht selbst thun dürfen.* Dieses ist der gewöhnliche Fall bey einem geizigen, seine Dienerschaft nur defensive besoldenden König gegenüber einem freygebigen; der Fall eines den erbetenen Beystand des reichen Monarchen an seine armen Minister wohl bezahlenden Fürsten; oder auch wenn bey Vergleichen, Ehepacten u. d. g. die herkommlichen Geschenke einerseits in baarem

klingendem Geld gefordert, und andererseits mit hochangerechnetem Porcelain, wobey man doch allemahl das Macherlohn erspart, erwiedert werden.

* *

Ein Fürst wird zuweilen *wegen Gesetzen, Landes-Anstalten und Verordnungen* gelobt, und ihnen Gründe der Weisheit, Billigkeit, Einsicht, Menschen- und Volksliebe unterlegt, woran kein wahres Wort ist, und die weder der Fürst selbst, noch seine Ministers, sondern nur die Thoren glauben. In dieser Kunst, das Volk zu betrügen, waren die Franzosen in den Prologen ihrer Finanz-Edicten vorlängst Meister. Was für ein Freuden-Geschrey erschallte nicht durch ganz Deutschland über K. Josephs Toleranz-Anstalten, wodurch so viele Leichtgläubige betrogen, und die täglich von den eigenen Länderstellen eingeschränkt und nach Möglichkeit untergraben wurden. Der Sitz der Toleranz war auf der Mauth. So weit und so tief sahen aber die Wenigsten. Eben so machte es K. Friedrich mit dem den Jesuiten vergönnten Schutz und der allgemeinen Kirchlichen Freiheit; so Rufsland mit den Colonien der Evangelischen Brüder-Gemeinen; so verschiedene protestan-

tische Fürsten mit der andern Kirchgenossen vergönnten Religions-Uebung etc. Eigennutz war's, sonst nichts; denn was fragen die Könige und Fürsten nach der Religion, wenn sie ihnen nichts einträgt? Welche Folgen und Würkungen dem ohngeachtet, nach dem grofsen Zusammenhang der allerweisesten göttlichen Weltregierung daraus entstanden, kann nicht auf Rechnung menschlicher Absichten und Klugheit gesezet werden.

* *

Wodurch *ersparen* sich, wenigstens bey der Nachwelt, Könige und Fürsten ihr Lob? Antwort: Wenn sie überhaupt, wie bey dem berühmten Quinquennio Neronis, schlimmer werden;

wenn sie mit den zunehmenden Jahren, wie Salomo, schlechter werden;

wenn sie die verlassenen bösen Wege wieder betreten;

wenn sie die Trophäen ihrer vorherigen bessern Regierung durch nachfolgende Handlungen selbst wieder vernichten, und schlechter endigen, als sie angefangen haben.

* *

Sonst waren die Geschichtschreiber in den Clöstern verborgen, versahen aber zugleich wegen

der Unwissenheit des Adels und der Layen das Canzler-und Schreiber-Amt an den Höfen, und hatten dadurch die tägliche Gelegenheit, die gnädigsten Herrn in ihrer ganzen schönen Natur kennen zu lernen, und sie hernach in Stunden der Einsamkeit nach Musse zu conterfeyen und nach ihrem wahren oder geglaubten Character zu schildern. Wenn mehrere Regenten eines Hauses einerley Nahmen führten, so wurden sie durch Beynahmen von einander unterschieden; daher entstuhnden der Carl der Grosse, Carl der Dicke, Carl der Kahlkopf, Ludwig der Strenge, Ludwig der Faule, Ludwig der Fromme, der Teutsche, Ludwig der Müssiggänger, Heinrich der Vogelfänger, Friedrich der Rothbart; und der hatte von Glück zu sagen, der mit einer blossen cörperlichen Signatur davon kam, ohne mit einem moralischen Stempel gebrandmarkt zu werden. Unlaugbar ist, dass dabey viele Partheylichkeit mit untergelaufen ist, und diejenigen Herrn, welche sich gegen die Geistlichkeit am gefälligsten und freygebigsten erwiesen, oft mit den zierlichsten Beynahmen geschmückt wurden.

Weil in Deutschland insbesondere jedes Land seine Clöster und jedes Haus seine Annalisten

und Chronikenschreiber hatte, so gehörte es zum guten Ton der damaligen Zeit, jeden Regenten mit dem ihm vorzüglich eigenen Wahrzeichen zu characterisiren. Um nur einige Muster anzuführen, so hatte das Haus Oesterreich (1310.) Friedrich den Schönen, Albert den Weisen und Lahmen, Heinrich den Sanftmüthigen, und Otto den Lustigen, (1400.) Albert genannt Mirabilia Mundi, Albert den Verschwender (1440).

Das Haus Sachsen hatte seinen Conrad den Grofsen, Otto den Reichen, Albert den Stolzen, Dietrich den Afflictum, Heinrich den ein Theil den Erleuchteten, andere den Hammer nennten, Ludwig das Kind, Ludwig den Bärtigten, Ludwig den Springer, Ludwig den Eisernen, den Frommen, den Heiligen, den Gütigen, Albert den Unartigen, Friedrich mit dem gebissenen Backen, Friedrich den Ernsthaften, den Magern, den Strengen, den Streitbaren, den Einfältigen, den Sanftmüthigen, den Weisen, Johannes den Beständigen, mit welchem in dem Churhaus die von Mönchen und Gelehrten eigenmächtig gegebenen Titulaturen ihr Ende erreichten, so wie überhaupt diese Sitte nur bifs an und in die

Zei-

Zeiten der Reformation dauerte, die wenigen Fälle ausgenommen, da man noch im vorigen Jahrhundert einen Ernst den Frommen von Sachsen-Gotha, einen Bernhard den Grofsen von Sachsen-Weimar, und etwa noch einen und den andern findet, dem seine Zeitgenossen und die Nachwelt diese Ehrennahmen zugestanden haben.

Soll man es bedauren, dafs diese Gewohnheit abgekommen ist? Zur Erlernung der Geschichte wäre sie allerdings behülflich gewesen; aber auch nur der älteren, über drey Menschen-Alter reichenden hinaus näher zu unseren Zeiten gilt nur: *Loben oder Schweigen*, oder doch sich weislich und möglichst verbergen wenn man tadeln will. Denn sonst würden zwar von unsern Augustissimis, Potentissimis, Serenissimis und Celsissimis nicht minder wahre Beynahmen erdacht werden können, von denen aber der Erfinder, wenn er anderst nicht ein unverschämter Lobhudler wäre, sich schwerlich um das Macherlohn melden würde. Denn gegen Eine mit Wahrheit so genannte Majesté Pacifique oder Sagesse Serenissime, welchen ganz andern und höchstcharacteristischen Cathegorien würde man nur von unsern und unserer Väter

Tagen her begegnen, wenn man alle die Königliche und Fürstliche Schlosser, Knopfmacher, Geiger, Trommler, Comödianten, Geisterseher, Goldmacher, Parforce-Jäger, Lottohändler, Dienstverkäufer, u. d. g. in Reyhe und Glieder stellen und eine unpartheyische Musterung passiren lassen wollte.

* *

Doch die Wahrheit behauptet auch hierinn ihre ewig unzerstörlichen Rechte. So gewifs es ist, dafs das Lob des Gerechten, folglich auch der guten Fürsten, ewiglich währet; so wahr einst die Gerechten, mithin auch die guten Fürsten, leuchten werden wie des Himmels Glanz, und ihrer eine ewige Belohnung wartet; so wahr und gewifs ist auch keine irrdische Macht so grofs, so fürchterlich und so unumschränkt, welche verhindern könnte, dafs böse und schlechte Fürsten auch hienieden vor das, was sie sind oder waren, auch ohne jene diplomatische Beynahmen, erkannt und genannt werden.

Dieses Volks-Gericht über seine Häupter, diese Herrschaft der allgemeinen Meynung, ist so unerschütterlich und felsenfest gegründet, dafs das einige Bekenntnifs des grösten, gefürchtetesten und geschmeicheltetsten Königs in

diesem Jahrhundert, Ludwigs des Vierzehenden in Frankreich, eine ganze Wolke minderer Zeugen aufwiegen kann. Als nehmlich in denen unruhigen ersten Regierungs-Jahren des Königs Philipps V. in Spanien, zwischen Paris und Madrit eine beständige Ebbe und Fluth von wechselsweisen Lügen, Verläumdungen und Historienträgereyen war, und der junge König sich darüber bey seinem Groſsvater beschwerte, gab ihm dieser die aus dem Munde eines alten Königs merkwürdige Antwort *): „Ich wünschte, daſs man die Discurse aufhören machen könnte, worüber ſich Ew. Majestät beklagen. *Es ist aber unmöglich, dem Publiko die Freyheit zu reden zu nehmen. Es hat sich solche zu allen Zeiten, in allen Ländern und in Frankreich noch mehr, als anderwärts, herausgenommen. Man muſs eben suchen, der Welt nur Gelegenheit zu Lob und Beyfall zu geben;* und ich hoffe, Sie werden während Ihrer Regierung häufige Veranlaaſsungen dazu finden„.

Die Arten, wie sich die Zeitgenossen eines bösen Regenten noch bey seines Leibes Leben

---

*) *Memoir. de Noailles* T. III. p. 269.

an ihm rächen, sind unzählige. Der unterste und glimpflichste Grad ist wohl der, wenn sie, nebst dem stummen Tadel, ihren erheuchelten öffentlichen Zusicherungen, Verheissungen und Versprechen, ihren erlogenen Betheurungen von landesväterlicher Liebe ihrer Unterthanen, ihrer unwahren Sorge vor das gemeine Beste, kurz allen ihren Worten nicht mehr *glauben*.

Halb oder ganz böse Fürsten können immer noch von Glück sagen, wenn es nur bey diesem Nichtglauben bleibt; wie leicht ist aber der Uebergang vom Denken zum Reden und von diesem zum Schreiben! Wie plötzlich, wie volltönigt, wie fürchterlich rächt sich oft ein gedrücktes Volk durch Mund und Feder seiner Sprecher und Werkzeuge, an seinem Despoten und Plager, heimlich und offentlich durch blutende Epigrammen, durch Spott- und Strafschriften jeder Gattung, durch die anschaulichste Darstellung ihres eigenen lasterhaften oder doch unrühmlichen Lebens. Ein religioser, ein wahrer Ehren-Mann, wird sich freilich mit Beschäftigungen dieser Art nie abgeben, sondern dergleichen Arbeiten den litterarischen Abdeckern überlassen, und, selbst bey gereiztestem Unwil-

len, die Sache dem anheimstellen, der *allein* recht richtet und einst einem jeglichen vergelten wird nach seinen Werken; er wird so gar, wenn sein Herr auch ein Herodes wäre, und er Amts- und Propheten-Berufs wegen ihm sein ärgerliches Privatleben ins Angesicht vorhalten müfste, doch seiner von Gott zu Lehen tragenden *persönlichen* Würde möglichst schonen; ihn in den Augen seines Volks nicht herabwürdigen; das Gebot des Evangelii: Du sollst dem Obersten deines Volks nicht fluchen, sich zur strengen Vorschrift auch alsdann noch seyn lassen, wenn er sich durch sein Leben und Thaten schon selbst offentlich entehrte; sich mit der entschlossensten Nicht-Theilnehmung an allen Ungerechtigkeiten, Lastern und Schlechtigkeiten begnügen; mit seinem eigenen leuchtenden Wandel und Beyspiel bestrafen, und sich darüber Schmach, Spott und alle Arten von Ungnade gefallen lassen. Denn vors Kopfabhauen ist wenigstens für Deutsche Johannes so lange gesorgt, als wir noch Gesetze und einen obristen Richter im Reich haben, und keine Gallicanisch-Republicanische Güillotinen bekommen.

Doch *so* denken und handeln die Wenigsten.

Vielmehr ist je eine Zeit furchtbar vor böse Fürsten und fruchtbar an öffentlichem und geheimem Tadel schlechter Regierungen, an Straf- und Spottschriften der mannichfaltigsten Gattung gegen böse, schlechte und schwache Regenten gewesen, so ist es die jezige seit den Zeiten des sogenannten siebenjährigen Kriegs, oder seit 40. Jahren.

Man wartet heut zu Tag nicht mehr so lange, bifs sie von dem Schauplatz abgetreten und der Todtengeruch völlig verdampft ist, man scalpirt sie noch unter ihrem Nahmen, bey ihrem Leben; und wenn alle in Journalen und anonymen Schriften enthaltene Satyren, Epigrammen, alle auf schlechte Regenten und heillose Ministers gefertigte Lieder, Kupferstiche, würklich geprägte oder ausgedachte Münzen nur von der Hälfte dieses Jahrhunderts her in Eine Sammlung gebracht und die etwa dunkle Stellen behörig commentirt würden, so dürfte sie eine noch bändereichere Bibliothek der garstigen Wissenschaften werden, als wir bereits eine von den *schönen* haben, und in Kurzem das berühmte Theatrum Diabolorum an Corpulenz übertreffen.

Noch mehr gilt alles dieses von dem unbestechlichen und unerbittlichen Richter, der eigentlich so genannten *Geschichte;* welche das Privat-und Regenten-Leben eines Fürsten nicht nur oberflächlich beleuchtet, sondern mit anatomischer Pünctlichkeit und Strenge in die Quellen seiner Tugenden und Laster, in die innerste Triebfedern seiner Handlungen eindringt; sie so abhaütet, wie noch erst neuerlich König Gustaven III. in Schweden wiederfahren ist *), oder sie so skeletirt, als von dem pragmatischen Brittischen Geschichtschreiber, Bischof *Burnet* **), mit dem geistlosen Pedanten, König Jacob I. und seinen noch schlechtern Nachfolgern aus dem Hause Stuart geschehen ist.

---

*) In dem Journal: *Genius der Zeit.*

**) *S. Memoires T. I. p.* 14. *L'eclat des grandes actions de la Reine Elisabeth, qui l'avoient rendue l'astre de son siecle, et l'arbitre de la Chretientè, fut si prodigieusement terni, pour ne pas dire si parfaitement effacé, que le Successeur de cette incomparable Reine étoit regardè comme l'opprobre de son tems. On l'encensoit à tour de bras, et mille plusieurs affamés le flattoient à toute outrance dans les lieux, ou il étoit maitre; mais toute l'Europe le méprisoit comme un pédant sans jugement, un Roi sans courage et sans fermeté, esclave de ses favoris et vendu à l'Espagne.*

Die Wahrheit dieses Satzes an sich hat zu allen Zeiten, selbst in der Epoque der Neronen, unerschütterlich fest gestanden und wird durch eine solche Zeugen-Wolke bestätiget, dafs es überflüssig wäre, nur Ein Wort weiter davon sagen zu wollen. Dem philosophischen Geist unserer Zeit haben wir es aber zu verdanken, dafs wir in das Wesen der Geschichte selbst viel tiefer eingedrungen sind *). Dem zu immer mehrerm Licht emporstrebenden menschlichen Geist, dem wachsenden Freyheits-Sinn unserer Zeit, der allgemeiner werdenden Aufklärung und Publicität haben wir die verminderte Abgötterey vor unsere Könige und Fürsten, und deren gerechtere Wardirung nach ihrem innern moralischen Werth zuzuschreiben. Der seit Voltairs und seiner Gesellen Aufenthalt in Deutschland epidemisch gewordene arge Spottgeist unserer Tage aber, verbunden mit der Gewinnsucht der Buchhändler und dem eigenen bösen Beyspiel, Nachsicht und Indolenz einiger Könige und Fürsten, haben den Reiz noch mehr vermehret, und das Uebel, wenn man es so nennen kann, unheilbar, die Mittel dagegen aber immer

*) S. vorzüglich davon die lehrreichen Briefe von *Wegelin* über den Werth der Geschichte, Berlin 1783.

schwerer, bedenklicher, ja beynahe unmöglich gemacht.

* *

Moralische Krankheiten waren immer in der Welt, wie physische; jene haben aber auch, wie diese, ihre Zeiten des Anfangs, ihrer Fortschritte, Wachsthums und allgemeinern Verbreitung gehabt. Man weifs und nennt von manchen Krankheiten die Zeit, die Nation, wodurch sie zu uns gekommen, die Ursachen der Entstehung und die besten Methoden der Heilung. Wie wünschenswürdig wäre es, wenn wir dergleichen Haus- und Heilmittel auch gegen moralische Uebel, insbesondere gegen die, von dem Licht und Geist der Wahrheit so himmelweit unterschiedene, immer, ungestümmer, wilder, unverschämter werdende Frechheit unserer Tage hätten.

Die Cur wäre leicht und kurz, wenn wir nebst bessern Menschen auch bessere Fürsten hätten; wie bald würden sich alle Stimmen, Hände und Herzen zu mehr als Plinianischen Lobreden vereinigen. So wie die Sachen aber jezo stehen, so wäre es eine Beleidigung des menschlichen Verstandes, eine Verschuldung gegen die Menschheit selbst, ihrem Volk Liebe

und Hochachtung zuzumuthen, so lange sie sich selbst deren nicht besser, als bisher, würdig machen. Denn wie viele sind noch unter ihnen, denen im Grund nicht gleichgültig ist, ob man sie liebt oder haſst; ob man sie lobt oder tadelt? Die vielmehr innerlich sich mit dem: *Oderint, dum metuant*, beruhigen; die sich daran genügen lassen, ihr Reich, Land oder Ländgen zu haben und es nach ihren Gelüsten und Phantasien geniessen zu können; die zufrieden sind, wenn es nur hält, so lang *sie* leben; die sich um die Nachkommen, die sonst immer das zweyte Wort in den Mund und Sinn alter guter Fürsten waren, nichts bekümmern; die sich über das Urtheil der Welt, ihrer Zeitgenossen und der Geschichte, mit einer unverschämten Fühllosigkeit hinwegsetzen; die nichts mehr rührt, als ihr Stolz, Ehrgeiz, und unersättliche Habsucht; die, wo es noch am erträglichsten geht, mit dem alten Fabulisten, Reineke Fuchs, denken und sprechen:

Johannes, der fromm heilig Mann
Zeigt uns den Weg zur Wahrheit an,
Den wir ja billig hören sollen;
Wir thun darnach, was wir wollen.

Wie froh wollte ich mich über die Unähnlichkeit dieses Bildes von der Wahrheit selbst lügen strafen lassen; besorglich ist aber die Schilderung leider nur allzutreffend.

*　　*

Tief zu graben und *fest* zu bauen ist wohl schon lange her, in keinem Sinn, mehr eine Sache unserer Fürsten gewesen; schnell niederreissen und eben so flüchtig zu bauen, war mehr nach ihrem Geschmack. Aber woher, möchte man fragen, der schleunige Uebergang der fast unbegreiflichen Fühllosigkeit und Unempfindlichkeit so vieler unter ihnen gegen Lob und Tadel, gegen gute und böse Gerüchte? Die *wahre* Ursache liegt ganz nahe: In ihrer Gottes-Vergessenheit, in der Mifskennung ihrer Abhängigkeit und Verantwortlichkeit gegen Gott, in der stolzen Verachtung ihres von Gott, als seine Stellvertreter, tragenden hohen Amts und Berufs, kurz in ihrem *practischen Unglauben*, kraft dessen sie in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott! kraft dessen sie lieber den Staat zu ihrem Götzen machen und dessen Verwalter seyn, als: Von Gottes Gnaden, Knechte Gottes, seine Statthalter auf Erden seyn und heissen wollen. Und dann wun-

dere man sich noch, daſs Herrn, die nach Gott nichts fragen, die selbst berühmte und öffentliche Spötter der Religion, und durch ihr Leben, Reden, Grundsätze und Schriften, im Leben und nach ihrem Tode noch Verführer und Verderber ihres bessern Volks und so vieler andern waren, daſs diese und andere durch sie verdorbene noch viel weniger, in ihrem stolzen Eigendünkel, nach allen Urtheilen der Menschen fragen.

Zu diesem theils wie eine Pest im Finstern schleichenden, theils genug offenkundigen Unglauben, fehlen dann nur noch ein Paar theoretische Spötter, welche frech genug sind, öffentlich zu laügnen: Daſs alle Obrigkeit von Gott komme, welche also die Behauptung ihrer Göttlichkeit vor eine altväterische scholastische Grille erklären. Wann diſs vollends erst Volksglaube, Glaube ihrer eigenen Legionen wird, wie mag's alsdann erst mit der Sicherheit der Kronen und Thronen, wie mag's in dem gepriesenen *Reich der Ideen* aussehen?

Doch: *Manum de tabula. Dixi!*

* *

Die schönste Theorie des Lobes gegen die Groſsen, um bey dem Schluſs dieses Capitels

doch noch ein milderes Wort zu sagen, ist in den Worten enthalten, womit der weise fromme *Gellert* seinen lieben Grafen *Moriz von Brühl* einsegnete:

Mein Lob ermuntre dein Herz; denn, wenn sie keines verdienen,
So lob' ich selber die Könige nicht.

Zweytes Capitel.

Von den Graden und Gattungen des Lobes.

* *

Die *Grade der Lobenden* möchten etwann seyn:

Lob-Künstler. Lob-Redner. Lob-Dichter.
Lob-Hudler. Lob-Schmierer. Lob-Sudler.
Lob-Lügner.
Schmeichler.

* *

Es ist ein wesentlicher Unterschied, *wer* einen König oder Fürsten lobt; nicht nur überhaupt: Ob es die Stimme des Volks und seines Landes, oder nur hie und da eines einzeln Menschen? Ob es das Lob seiner eigenen Diener, seiner Hofleute oder Mitesser, der von seinem Aufwand und Wohlthaten lebenden Künstler und Handwerker, seiner Günstlinge und Freunde sey? Sondern ob es von einem wahren Menschenkenner, von einem Weisen, oder von einem Schmeichler und Narren herrühre?

Es ist eine alte Regel: Weit davon ist gut loben *); daher folgt natürlich im Gegensatz:

*) *E longinquo reverentia.*

Dafs, je öfter und je länger man beysammen ist, je genauer einer den andern kennen lernt. Daher kommt auch wohl das alte Sprüchwort: Dafs derjenige erst ein lobenswerther Fürst sey, der von seinem Kammerdiener gelobt werde. Als Sprüchwort, als ein launigter Einfall, mag es gelten, weiter aber nicht. Denn so wahr es immerhin ist, dafs die Nächsten um einen König und Fürsten, es seyen nun Kammerdiener oder Kammerherrn, die beste Gelegenheit haben, ihren Herrn in seinen Tugenden und Schwachheiten am genauesten kennen zu lernen, so bleibt ihr Zeugnifs in Lob und Tadel doch immer verdächtig; und gewifs noch mehr, wenn sie loben, als wenn sie über ihren Souverain spotten und schimpfen; und das Wort des weisen *Marmontel* in seinem Belisaire wird wohl eine ewige Wahrheit bleiben: Dafs unter allen menschlichen Garantien diejenige die unsicherste sey, womit die Höflinge ihrem Herrn die Liebe und Ergebenheit seiner Unterthanen und die Lobpreisungen seines Volks verbürgen *).

---

*) *A moins de quelque evenement singulier, qui fasse éclater l'amour des peuples et rende solemnel cet hommage des cœurs, quel Prince osera se flatter, qu'il est sincére et*

Von einem eigenen lobswürdigen *), wahrhaften, unpartheyischen Mann gelobt zu werden, ist erst einem Fürsten, so wie jedem rechtlichen Mann, wahre Ehre.

Oh! wie mufs der Beyfall, das mit Empfindung ausgesprochene Lob eines gewissenhaften verständigen Ministers das Herz eines guten Fürsten erfreuen! Welche süfse Belohnung mufs ihm vor alle Regenten-Sorgen und Bürden seines hohen Amts seyn, wenn er unbekannt und unerkannt auf geheimen Reisen innerhalb seines eigenen Landes, oder im Ausland aus unverdächtigem Munde, als ein weiser, gütiger, väterlich gesinnter Fürst gepriesen wird! Wie kräftig mufs es ihn anfeuren, difs Lob zu allen Zeiten zu verdienen!

*   *

Der beste Fürst ist wohl der, von welchem persönlich am wenigsten gesprochen, der nur in und durch seine Thaten und Handlungen gelobt, und am seltensten getadelt wird. Von dieser edlen Familie war der seelige Fürst Carl von

---

unanime? Ses courtisans lui répondent; mais qui lui répond de ses courtisans?

*) *Laudari a viro laudato.*

von Nassau-Weilburg; und noch kurz vor seinem Hingang schrieb mir den 17. Jan. 1784. einer seiner vertrautesten und liebsten Diener: „Mein Herr thut und handelt gut, nur allein damit Gutes geschehe; niemand soll weiter davon sprechen. Er will seine Handlungen ohnbemerkt belassen wissen, und nie glaubt er, seine Regenten-Pflichten ganz genug zu erfüllen; er ist eben so ungerne gelobt, als getadelt. Dergleichen köstliche Menschen giebt es freylich wenige auf Gottes Erdboden„.

Diese Gesinnung mag auch wohl die Ursache seyn, warum in der nach dem Ableben dieses treflichen Fürsten aus der Feder seines Präsidenten, Freiherrn *von Bozheim*, viele seiner merkwürdigsten Regenten-Thaten nur berührt, nur angedeutet, nicht detaillirt worden, wie der Wunsch Vieler war, und noch ist.

Das beste und schönste Lob eines Königs und Fürsten ist der Anblick seines wohl gebauten und bevölkerten Landes, und wohl genährten, vergnügten, zufriedenen und frölichen Volks.

Ich bat einst einen grofsen Menschenkenner, mir eine Schilderung von seinem Fürsten zu entwerfen: „Er ist nicht so schlecht„, war

seine Antwort, „als ihn seine Feinde, und nicht so gut, als ihn seine Freunde machen„.

Eine treffend - charackteristische Physiognomie von der gewöhnlichen Art der meisten Könige und Fürsten.

* *

Man mufs mit dem Loben der Könige und Fürsten so sparsam seyn, wie sie es mit ihrem Belohnungen des Verdiensts sind; sonst halten sie das Loben sogar für eine Schuldigkeit.

Ein rechtschaffener Minister mufs hundert Dinge in Einem Jahr an seinem Herrn, dessen Frau, Kindern und Hofgesinde sehen, geschehen lassen und dazu *schweigen*, weil Reden nichts helfen, sondern Uebel nur ärger machen würde. Eben so ökonomisch mufs er aber auch mit seinem Lob seyn, über Sachen, worinn sein Herr nur die allgemeinsten und die ersten Schuldigkeiten seines Regenten - Amts erfüllt; nicht gleich ein Aufhebens machen, als wenn er den Himmel damit verdiene; sich mit einem stillen heitern *Blick* von zufriedenem Beifall begnügen; gute Handlungen etwa mit zwey, drey schönen Wörtgen einsegnen, und das eigentliche wahre Lob auf die Gala ausgezeichneter edlen, grofsen, wohlthätigen Entschlüsse, Vor-

sätze und Handlungen, hauptsächlich auf grofsmüthige Verläugnungen von Lüsten, Gelüsten, Capricen, Zorn, Rache u. d. g. versparen. Dann wird's helfen, dann wird's Frucht bringen; dann wird der Fürst sich selbst sagen: *Diefs* Lob hab ich *verdient.* Zweymal in meinem Leben habe ich diese himmlische Wonne genossen, wo ich Kampf und Sieg eines Fürsten *mit sich selbst* mit gerührtestem Herzen beloben konnte und mufste; Thränen der Freude und eine herzliche Umarmung folgten seiner Seits nach.

Ja! man kann einem Herrn mit reiner Treue dienen, ihm willig in allen billigen Dingen gehorchen, sein Bestes mit Eifer fördern und mit Wachsamkeit seinen Schaden verhüten; man kann von Herzen zu Gott um seinen Seegen und Leben beten; und doch kann der Fall eintreten, dafs man in seinem ganzen Leben sich nicht bewogen und überzeugt findt, ihn zu *loben.*

* *

Die *Grade des Lobens* möchten auf Seite des Gelobten seyn:

Ein *guter* Fürst. Difs ist das schönste, höchste Lob nach seinem wahren innern Gehalt; allein der unterste Grad des Lobes nach dem ver-

dorbenen Gebrauch der Welt, weil *gut* und *schwach* nur allzuoft miteinander verwechselt werden; weil man einen Fürsten lobt, wie man eine einfältige Frau lobt, dafs sie doch gut gewachsen sey; weil es höflicher ist, von einem Herrn zu sagen: Dafs er ein gutes, ja wohl das beste Herz von der Welt habe, als wenn man von ihm bekennen mufs: Dafs er ein Schwachkopf sey, der alles glaubt, was man ihm vorschwäzt und vorlügt; der alles gehen läfst, wie es geht, wann nur Er damit nicht beunruhiget oder belästiget wird.

Vor dem in hohem und reinem Sinn *würklich guten* Fürsten möchte man stracks hinknien, und ihn, so sehr er auch noch Mensch wäre, als einen Engel Gottes anbeten. O! möchten es doch alle wissen, fühlen und glauben! O! möchten sie doch die Vorzüge, wohl thun zu *können*, zu ihrer höchsten Fürsten-Lust machen, und reichlich säen, um dereinst um so frölicher zu erndten!

* *

Von dieser Temperaments-oder sogenannten Herzens-Güte ist aber die Mode-Tugend der Artigkeit, Höflichkeit, so genannten Herablassung, und wie diese Firnifs-Küuste mehr heifsen

können, wohl zu unterscheiden. Ein Fürst kann sehr höflich, und dabey in hohem Grade falsch seyn; so wie hinwiederum ein anderer kalt, trocken, nichts weniger denn artig, nach Befinden auch wohl grob, und doch nach seinem innern Werth ein köstlicher, edler, güldener, in allen seinen Reden und Handlungen *wahrhafter* Mann seyn kann.

Ohne ein übertriebener *Laudator temporis acti* zu seyn, so kann man doch mit Wahrheits-Grund sagen: So, wie jezt, war's vor Zeiten nicht! Die deutsche Treue, Biederkeit, Ehrlichkeit war sonst das höchste Lob eines Fürsten, war sonst eine *National-Tugend*, gegen über der sonst eben so verschrieenen *Gallica fide*. Wo ist sie noch zu finden?

> Zwar hat der Himmel uns nicht so weit übergeben,
> Daſs von der alten Zeit nicht theure Reste leben.
>
> *Haller.*

Aber im Ganzen ist nicht nur der Geist von uns gewichen, sondern die Form ist so gar verloren gegangen. *Sonst* tranken unsere Fürsten miteinander, besoffen sich auch wohl in Pocalen, machten zusammen beym Becher der Freu-

de Brüderschaften und schlichteten beym Wein ihre Händel und Streitigkeiten; jetzt trinken Ihro Liebden meistens alle Wasser oder ein Gläsgen Liqueur, hingegen zanken und betrügen sie sich um jede Kleinigkeit. *Sonst* kamen sie häufiger in Selbst-Person zusammen und dann drückten und schüttelten sie sich einander die Hände; *jetzt*, wenn ja diese Zusammenkünfte noch geschehen, wie man die neueste grofse Beyspiele von K. Joseph II. im Lager zu Neisse und zu Cherson, und von seinem Nachfolger zu Pillniz hat, so embrassiert und complimentirt man sich auch noch in die Wette; jeder sinnt aber zugleich am ernstlichsten darauf, wie er den andern aushohlen und später oder früher überlisten könne? — Ich übergehe, was noch mehr über diesen fruchtbaren Text gedacht werden könnte, und wiederhole nur noch ein wahres Wort, das *Waser* *) sagte: „Das Gerade, das Natürliche, das Menschliche wird heut zu Tage aller Orten so sehr ins Politische, Kleine, Herrschsüchtige und Eigennützige verwickelt, dafs es im Grofsen und im Kleinen von diesem Strickfaden erdrosselt wird,

*) Ueber Hudibras p. 183.

und für diesen gnädigen Tod, der ihm angethan wird, noch danken soll „.

Wenn man einen Fürsten *gut* nennt, so ist's nicht just beziehungsweis auf den Menschen, sondern auf den Fürsten, unter denen, im Verhältniſs gegen ihre Anzahl, noch immer so viele schlimme, kurzsichtige, schwache und Alltags-Menschen sind; wenn er auch nur diſs Lob eines guten Fürsten verdiente, wie ein tiefdenkender und launigter Mann *) einen dieser Gattung geschildert hat, so wenig er auch übrigens zum Muster angeführt werden dürfte.

---

*) In: *Meines Vaters Haus-Chronick*, 1790. S. 70. Starb Fürts * * am Jagdschnupfen. Er klagte über Stockschnupfen, gieng *doch* auf die Jagd und gab den zweyten Tag seinen Geiſt auf. Das heiſs ich einen gewaltigen Jäger! Doch Friede ſeiner Aſche! Er war ein braver Mann und jagte, wenn er gleich indessen etwas viel Gescheuteres hätte thun können, eben doch nur Wölfe, Schweine und Hirsche, seinem Volk zum Besten. Hätt's freilich durch seine Jäger eben so gut thun lassen können; aber er *wollt's* halt selber thun. Da sagt nun keiner von allen Zeitungs-Trompetern: Fürst * * war ein *guter Mann*. Hätt' er *Menschenjagd* getrieben, so würden die kleinen Kerls alle, die so gern vom grofsen Mann reden, getrompetet haben: Fürst * * war ein grofser Mann. Warum denn das, ihr kleinen Männlein? Weil er euch Zeitungs-Artickel lieferte? So!

Er ist, das mag das zweyte Lob seyn, ein *gerechter* Fürst; ein erhabenes Lob, wenn man es einem Könige oder Fürsten beilegen *kann*.

Um aber solches mit *voller* Wahrheit zu *verdienen*, mufs ein Herr nicht nur gegen andere, oder gegen einzele Stände, wie Friedrich der Grofse in der Müller-Aroldischen Sache, sondern gegen sein ganzes Volk gerecht seyn.

Es mufs eine gerechte Handlung nicht nur in einer Anwandlung von Laune geschehen, sondern diese Liebe zur Gerechtigkeit mufs Ein schöner Zug, wie die grossen Initial-Buchstaben in einer Hand- oder alten Druckschrift, durchs ganze Regenten-Leben durch seyn. Ich war selbst Augenzeuge, dafs ein sonst gewaltthätiger, jähzorniger und von vielen Seiten böser Herr, in einem Rechtsstreit mit einem armen Closter, gegen das zweifelnde Gutachten seiner Augendiener im Geheimen Rath und der Regierung, wider sich selbst sprach, und nicht nur alle fernere Eigenmächtigkeiten abzustellen, sondern auch allen bifsherigen Schaden zu ersezen befahl. Die Handlung ware um so löblicher, da der Streit eine Waldung betraf, deren dieser Fürst in seiner damaligen

Lage gar sehr bedurfte. Diese Handlung floss aus einem blossen Gerechtigkeits-Gefühl, wo nicht gar aus Fürstenstolz, weil er's zu tief unter sich hielt, sich mit einer Hand voll Mönche herum zu zanken.

Ein gerecht heissen wollender Herr muss eine reine unpartheyische Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person oder Sache, sich zur wesentlichen Pflicht seines hohen Amts seyn lassen. Es muss stets eine ganze, nie eine halbe oder gemischte Gerechtigkeit seyn; ohne Vorliebe vor begünstigte Personen, ohne Vorurtheil vor in Schuz nehmende Meinungen und Sachen. Die Devise: *Suum cuique,* muss nicht nur in Kupferstichen oder auf Ordens-Sternen zu lesen seyn, sondern sie muss in Thaten selbst erscheinen.

So habe ich auch einmahl den traurigen Fall unter meinen Augen und in meinen Händen gehabt, da einem Fürsten der Muth entfallen war, eine wissentlich begangene und ihn beängstigende Ungerechtigkeit bloss darum nicht wieder gut zu machen, weil er sich fürchtete, derjenige, auf dessen Anrathen und Trieb er unrecht gethan hatte, möchte ihm dieses Zu-

rückziehen durch Entziehung anderer Vortheile entgelten lassen.

Vorzüglich mufs ein König oder Fürst, der gerecht gepriesen seyn will, gerecht *gegen sich selbst*, gegen seine Lieblings-Neigungen und Leidenschaften, gegen seinen Stolz, Hochmuth, Ehrgeiz, Geldgeiz, Habsucht, Vergrösserungssucht, gegen die Gelüste und Versuchungen seines eigenen Geistes und Cabinets-Politik seyn. Sonst wird aus der vorgeblichen Gerechtigkeit niemahls Regel, sie bleibt immer nur Ausnahme. Die Forderung ist stark, deren Erfüllung aber ist nicht ganz unmöglich, so lange die Geschichte noch Beyspiele von ganz gerechten, auch gegen sich selbst gerechten Königen und Fürsten aufzuweisen hat, so sehr auch, leider! das Wort allgemeiner und wahrer ist, das ich lieber durch die Feder des Republicaners *Bayle* *) sagen lasse, als selbst aus-

*) *En conversation Agesilaus ne parloit que de justice: c'étoient les plus beaux discours du monde, que les siens. Entendant dire qu'une certaine chose etoit agreable au grand Roi (de Perse): Par où est-il plus grand Roi que moi, s'il n'est plus juste? demanda-t-il. Voila une belle Theorie; mais la Pratique n'y repondoit pas, lors qu'il s'agissoit de son Roiaume. Je veux croire, que pour des interêts particuliers il n'auroit pas facilement contrevenu*

spreche. Ich sage hier nur so viel: Man kann ein grofser Mann, und doch weit gefehlt seyn, um auch mit Grund ein gerechter Fürst heissen zu können. Wer den Beweis dazu verlangt, der suche ihn nur nicht auf der Landcharte von Polen.

Eben so wahr ist es aber auch durch die laute Beystimmung der ganzen Geschichte, dafs die ärgsten Tyrannen, die schlimmsten Despoten, oft die strengsten, schnellsten, wo nicht allemahl die reinsten, Justitiarii gewesen sind; gleichfalls ist's wahr, dafs, wenn man einen Schwächling von König über nichts anders mehr zu loben sich getraute, man ihn, wie Ludwig XIII. in Frankreich, noch Ehren und Schanden halber *Louis le Juste* benannte; den Mann, unter dem so viele würdige Patrioten, so viele unschuldige Männer, dem Ehrgeiz und der Rachsucht eines Richelieu aufgeopfert wurden.

à ses lumieres: et c'est par là que je pretens qu'il avoit l'Esprit et la Religion d'un Souverain. Combien y a-t-il des Rois et des Princes zélés pour leur religion, équitables et honnêtes de leur personne? Mais s'agit-il de nuire à leurs ennemis, ils suivent tous, ou presque tous, les maximes de Lacedemone. Ce seroit, je crois, un livre de bon debit, que celui de la Religion du Souverain; il feroit oublier celui de la Religion du Medecin. Diction. v. Agesilaus.

* *

Das dritte Lob eines Königs und Fürsten könnte seyn: Er ist *weise*. Was Weisheit heisse? wissen wir Alten noch aus den Psalmen des längst aus der Mode gekommenen Jüdischen Königs David, der in seiner Einfalt die Furcht des Herrn zu der *Weisheit Anfang* rechnet, und sogar zum Preis ein ewiges Lob darauf sezet; die Jüngern aber lernen solches aus allen Wörterbüchern, Encyclopedien, Almanachen und Compendien, bifs auf *Kant*, den neuesten Fürsten der Philosophen, *salvo beneficio Ordinis* der noch grössern Nachkommenden.

Was ehedem ein *weiser Fürst* genennt ward, zeigt uns die Geschichte, die uns belehret, dafs, bey allen dieses Lobes Würdigen, Herzens-Güte mit Verstandes-Klugheit immer innig vereiniget war.

Was man heut zu Tage unter einem weisen Fürsten verstehen müsse und könne? weifs ich nicht — und nur so viel, dafs viele der jeztlebenden an der Herz-oder Kopflosigkeit, manchmal an beyden zugleich, krank liegen, und daher, wenn dieses Uebel gar epidemisch werden sollte, gar sehr zu besorgen sey, dafs das alte Sprüchwort: *Mundus parva sapientia regi-*

tur, oder nach der Vermehr- und Verbesserung eines andern groben Gesellen: *Mundus Dei sapientia et hominum stultitia regitur*, auch im künftigen Jahrhundert Wahrheit bleiben werde.

Wenn man über die siebenzig Jahre hinaus ist, so fällt es immer schwer, alter Vorurtheile und Aberglaubens sich zu entwöhnen. Von der Grofsmuth meiner Zeitgenossen verhoffe ich aber mit einiger Zuversicht, dafs sie einen Greis, wenn er auch radotirte, einige Pinselstriche eines Ideals zu gute halten werden, wornach er sich einen weisen Fürsten, freilich nur nach altem Schrot und Korn gedacht hat.

Ein weiser Fürst wäre nach diesen Umrissen forderst der, der difs unter allen Fürsten-Ehren für die gröfste hält, Gottes Stellvertreter unter den Menschen, Gottes Mitarbeiter zu ihrem zeitlichen und ewigen Glücke zu seyn;

der sich daher, ohne sich auf seinen Verstand allein zu verlassen, vor Gott, dem Allerhöchsten, demüthigen und Ihn um Weisheit bitten *mag*;

der seinen Stand als ein ihm von Gott zu dereinstiger Verantwortung anvertrautes Amt und Beruf erkennt;

der die Religion mit seinem eigenen Beyspiel ziert;

der keinen Verfolgungs-Geist,

wohl aber den Geist weiser Duldung hat;

der Bauch-Pfaffen, Miethlinge und Maulschwätzer von wahren Dienern des Evangelii zu unterscheiden weifst,

der mit dem Geist seiner Zeit in Wachsthum der Kenntnifs jeder heilsamen Wahrheit fortschreitet;

der überhaupt Wahrheit, auch unangenehme, grob gesagte, aber aus treuem Herzen fliessende, Wahrheiten vertragen kann;

der mäfsig von sich selber denkt,

der auf seinen guten Nahmen hält,

der Lügner und Schmeichler hafst und flieht;

der weise Leute sucht und ehrt, und ihrem Rath folgt;

der auf die Volksstimme achtet und sie respectirt;

der zu jedem guten Zweck auch die besten Mittel wählt;

der Verdienste sucht und belohnt, *wo* er sie findet, ohne Ansehung der Stände;

der nicht nur über Recht, Gerechtigkeit und

Ordnung, sondern auch über die Reinigkeit der Sitten wacht;

der das Gleichgewicht der Stände, zwischen Hof, Adel, Soldaten und Bürger zu erhalten weiſs;

der die Wissenhaften zwar befördert; zwischen bloſser Gelehrsamkeit, und nützlichen, oder bloſs angenehmen Künsten aber den gerechten Unterschied beobachtet;

der alle seine Unterthanen als seine Kinder, seine Landstände aber, wenn sie es anders verdienen, als seine angebohrne Freunde betrachtet;

der die Zeichen seiner Zeit bedenkt und zu berechnen versteht;

der sich nicht in fremde Händel mengt, sondern um so angelegener sein Reich oder Land wohl zu regieren sucht;

der mit seinem Stand und dem besitzenden Grad der Gewalt, Macht und Ansehens zufrieden ist, und sich an der Lehre: *Spartam, quam nactus es, orna*, begnügen läſst;

der daher nicht höher fliegen will, als ihm die Federn gewachsen sind;

der sich nicht von Weibern, Favoriten und Ministern regieren, führen und verführen läſst;

der nicht aus Eitelkeit oder aus Gewinnsucht

ein grösseres Militare unterhält, als wahre Noth und die Sicherheit seines Landes erfordert oder dessen Kräfte gestatten;

der folglich die Unterthanen nicht wie Waaren oder wie sein Mast- und Schlachtvieh ansieht, um sie an den Meistbietenden zu verhandeln;

aber auch dagegen keine Pasteten-Regierung begünstigt, weils am Ende eins ist, ob ein Land von unnüzen Soldaten oder müssigen Junkern aufgezehret wird;

der, um Anfang und Ende mit Einem Wort zusammen zu fassen, lebendig in sich überzeugt ist, dafs er ohne Gott, dem Stifter aller obrigkeitlichen Gewalt, und ohne sein Volk, es mag nun durch Erblichkeit oder durch Wahl geschehen, Nichts ist, als jeder anderer Mensch, vom Weibe gebohren.

Doch lafst uns billig seyn, ohne mehr zu fordern, als was unsere Herren nach ihrer Erziehung *), nach ihren Vorurtheilen und nach dem Geist ihrer Zeit, der eben so wohl seine Ab-

*) Das ist so einer von den Fällen, wovon die Frau von Maintenon im Jahr 1699. ihrem vertrauten Freund, dem Cardinal von Noailles, fchrieb: *Le Roi ne veut point les trois mots, sous les quels j'ai tirè une ligne; c'est une suite de la naissance et de l'education,* *q u i s e d e r o b e*

Abwechslungen und Launen hat *), leisten können und wollen, auch wie weise sie nach ihrer Lage, Bedürfnissen und Verhältnissen mit andern seyn *dürfen.* Denn, wie so Vieles andere in der Welt, so ist auch die Weisheit nur relativ; sie hat ihre Grade und Abstufungen von Salomo dem Ersten und Zweyten an, biſs zu dem nur mit dem ganz schlichten und gemeinen Menschen-Verstand grossen oder kleinen Herrscher. Ja Salomo †) hat ein Wort hinterlassen, das man manchem seiner Königlichen Nachkommen ins Herz und über seine Cabinetsthüre schreiben möchte: Sey nicht *allzuweise*, daſs du nicht verderbest. *Mittelgut*, möchte man wohl sagen, ist also auch hier das Beste.

Ich habe selbst aus dem Munde eines alten erfahrungsreichen Ministers, der seine Verwun-

---

toujours à la verité et qui croit anéantir les choses en n'en parlant pas.

*) Die Vorfahren unserer Fürſten sündigten durch die grosse Gleichgültigkeit gegen das Glück ihres Volks; die unsrigen durch die Voreiligkeit mit der sie pflanzen wollen, statt den Boden zu bereiten. *Von Ungern-Sternberg Blicke in die moralische Welt.* S. 188.

†) *Im Prediger* 7, 17.

derung, ja Erstaunen, gegen mir bezeugte, wie zuweilen sein nichts weniger als für einen weisen Mann geachteter Fürst, mitten unter den verwickeltesten Geheimen-Raths-Berathschlagungen, mit seinem Einfall dazwischen gestolpert, und meistens allemahl den rechten Punkt getroffen hatte. Das war, erwiederte ich, der Sieg der hohen Einfalt über feine Klugheit.

* *

Bey aller Gefahr, gegen den guten Ton, gegen feinere Lebensart, ja fast gegen den Sprachgebrauch selbst, anzustossen, kann ich mich doch nicht erwehren, diesen des Lobens werthen Eigenschaften die Tugend der Gedult beyzugesellen, indem ich einen *gedultigen Fürsten* für einen sehr ehrwürdigen Mann halte.

Die Sache selbst war zu allen Zeiten da; denn wo hat je ein Mensch auf Erden gelebt, ohne Gedult nöthig gehabt zu haben? Nur war sie bey Königen und Fürsten unter andern Nahmen da, weil man sie nur vor eine gemeine Bürger- und Bauren-Pflicht, aber nicht vor eine Herrscher-Tugend hielt *). Daher erschien

*) Ein einiges, hundert Gemeinplätze aufwiegendes, von einem grossen, wohl geprüften König herrührendes,

sie auch unter dem prächtiger lautenden Prädicat von Herzens-Güte, Grofsmuth, Philosophie, Beständigkeit, Seelen-Grösse u. d. g. Von einem gedultigen Fürsten, ausser höchstens bey Leichen-Predigten, sprechen zu wollen, würde wohl hie und da vor einen Eingriff in seine Landes-Hoheit, wo nicht gar des Westphälischen Friedens gehalten worden seyn. Es gieng den Fürsten mit der Ungedult, wie dem Lord Chesterfield, der in einem Brief an seinen Sohn Stanhope vom Jahr 1765. *) die Gicht

---

Selbst-Bekenntnifs mufs man doch hiebey ausnehmen, da Friedrich II. in Preussen im Jahr 1768. an seinen philosophischen Freund d'Alembert schrieb: „Der Fürsten Gedult mufs eben so wohl geprüft werden, als die Gedult des Privat-Mannes, weil sie aus einerley Leimen geknetet sind„. Und fchon einige Jahre vorher 1762. an seinen vertrauten d'Argens: „Kurz, ich glaube, von Ewigkeit her dazu bestimmt zu seyn, dafs ich in meinen alten Tagen meine Gedult auf alle mögliche Art geprüft sehen soll. Herr! dein Wille geschehe„!

*) „Ich habe Schmerzen in Beinen, Huften und Armen; ob sie von Gicht oder Flüssen herrühren das weifs Gott. Mich deucht aber, beyde fehlen miteinander, ohne dafs sich der Streit für eins von beyden erkläret. Ich wollte nur, die *Gicht* gäbe sich zu erkennen, denn sie ist *die Krankheit eines Edelmanns;* hingegen Flüsse sind die Krankheit eines Miethkutschers oder Sänftenträgers, die genöthigt sind, sich zu allen Stunden bey allerley Witterung herauszumachen„. In seinen *Briefen* VI. Band. S. 87.

für die Krankheit eines Edelmanns ausgab. So auch wird wohl die Ungedult nur ein Königs- und Fürsten-Recht seyn dürfen.

O wüfsten die Götter der Erde, oder wollten sie es wissen, dafs sie durch Gedult ganz vorzüglich das Bild Gottes, ihres höchsten Oberherrn, als seine Repräsentanten, tragen; dafs darinn erst die wahre Weisheit und ächte Gröfse besteht! Denn, wenn es auch Salomo und Syrach nicht so oft und so schön gesagt hätten:

Wer gedultig ist, der ist weise.

Ein Gedultiger stillet den Streit.

Ein Gedultiger ist besser, denn ein Starker, und der seines Muths Herr ist, denn der Städte gewinnt.

Ein gedultiger Geist ist besser, denn ein hoher Geist.

Es ist ein köstlich Ding, gedultig seyn und auf die Hülfe des Herrn hoffen u. s. w.

Und wenn alle diese Schriften längst untergegangen wären, so würde es doch eine durch tausendfache Erfahrungen bestätigte ewige Wahrheit bleiben.

Welch schöner, hoher und heiliger Anblick! einen demüthigen, nicht nur gedemüthigten, sondern sich unter die Hand Gottes, des All-

mächtigen, willig und tief beugenden Monarchen oder Fürsten zu sehen! Die Geschichte hat uns das Andenken davon in verschiedenen ältern und neuern Beyspielen aufbehalten; und es ist zu hoffen, dafs diese Art noch nicht ganz ausgegangen sey. Gott weifst es am besten, der das Verborgene der Herzen durchforscht, und die Viele der jezigen *Johannes sine terra* kennt. Die Folge ihres Lebens wird zeigen, was für Früchte sie bringen werden.

Gedult sezt aber Gottes-Kenntnifs, Selbst-Kenntnifs, Menschen-Kenntnifs und Demuth voraus — und daran fehlt es bey vielen Königen und Fürsten offenbar. Nach Gott fragen sie nichts; sich selbst zu kennen sind sie zu eitel und zu voll von Eigenliebe; Menschen genugsam kennen zu lernen, sind sie zu faul oder beurtheilen sie nur nach sich selbst, und gegen Demuth straübt und empört sich ihr philosophischer oder auch unphilosophischer Stolz. Da sie von ihrer Wiege an nur allzusehr gewöhnet werden, ihren eigenen Willen und wenige oder gar keine Gedult zu haben, und daher auch in dem Fortgang ihres Lebens, jeden Anblick oder Vorstellungen menschlicher Noth und Elends mit dem leichtsinnigen Ausspruch

wegschütteln: Er mufs Gedult haben; da sie einen, dem sie nichts Gutes erzeigen, aber auch nichts roh' abschlagen wollen, mit der kalten Sentenz abfertigen: Zur Gedult verwiesen — und dieses immer wiederholen, so oft und so lange, bifs der Leidende durch Erlösung aus aller Noth keine Gedult mehr nöthig hat.

* *

Wenn ein Herr als gedultig gepriesen werden soll, so mufs es keine blosse Temperaments-Eigenschaft, sondern die Tugend eines verständigen, über sich selbst wachenden, gegen seine Neigungen, Leidenschaften, auch wohl Heftigkeit und Zorn streitenden und sie besiegenden Fürsten seyn; sonst ist es das unverdiente Lob einer solchen Schlafmütze, wie K. Friedrich III. *), oder der noch unwichtigere Ruhm von der Gelassenheit und Sanftmuth Kayser Leopolds I. des gröfsten Phlegmatikers sei-

*) *Grunbeck* in dem Leben K. Friedrichs III. „Er ist gegen den Nachreden und Schmachworten, so ihm in das Angesicht oder sonst heimlich sind zugefügt worden, also mildsam und sanftmüthig gewesen, dafs, ob auch einer die Kayserlich Majestät verlezt darum er den Hals verfallen wäre, er nichts anders gehandelt, dann gesagt: Die Zungen wären von Natur gefreyet; man möcht sie auch frey nutzen und brauchen, sie wären auch mit keiner Ketten der Gesetz gebunden."

ner Zeit, den weder die Spottgeissel des bekannten Pater Abrahams von S. Clara aus seinem Seelen-Schlaf erwecken, noch die Sturmglocke auf St. Stephan zu Wien erschüttern konnte.

Ueberhaupt ist, wenn man von der Gedult der Könige und Fürsten sprechen will, von keinen Leiden, Beschwerden, Ungemächlichkeiten, u. s. w. die Rede, die sie als Menschen entweder selbst auszustehen, oder mit andern Erden-Söhnen gemein haben, sondern nur von solchen, die sie als Herrscher berühren, und sie von wegen führenden Regenten-Amts zu tragen und zu dulden haben. Wie viele, Grofse und Kleine, würden sich zu allen Zeiten alsdann in dem Fall befinden, dem König Friedrich II. in Preussen das Wort nachzusprechen: Ich bin nicht König für mein Vergnügen! Wie viele Bände könnte man damit anfüllen, wenn man nur aus der Geschichte des Regenten-Lebens etlicher Könige oder Fürsten die Thatsachen ihrer Gedult mit würklichen Beyspielen belegen wollte. Dieses würde eine eigene, hieher nicht gehörige, weitläuftige Abhandlung erfordern. Um aber doch nur mit einigen Pinselstrichen die Wichtigkeit und Gerechtigkeit des Lobes

eines gedultigen Fürsten anzudeuten, so mag einstweilen die bloſse Skizzirung dieses Bildes genügen.

Der erste und schwerste Fall von der Gedult eines Regenten ist wohl das Gefühl seiner eigenen Schwäche und Untüchtigkeit zu würdiger Führung seiner Regierung, wenn er entweder, wie von dem Markgrafen Christian Ernst zu Brandenburg-Culmbach erzählt wird, Gott mit Thränen in seinem Gebet klagen muſs: Daſs ihm seine Räthe zu gescheud seyen; oder, wenn er am Ende seines Laufs, wie Pabst Adrian VI. selbst befehlen muſs, auf seinen Sarg zu setzen: *Adrianus VI. hic situs est, qui nihil sibi infelicius in vita duxit, quam quod imperaret.* Doch diſs sind alles Fälle aus den vorigen Jahrhunderten, die in unsern erleuchteten Tagen nicht mehr vorkommen; seitdem man von nichts als *angebohrner* Weisheit, und *angestammten* fürstlichen Tugenden weiſs, und den Göttern der Erde die Ohren so voll schwatzt, daſs endlich der gröſste Schwachkopf davon übertäubt wird, an seine eigene Thorheiten glauben zu müssen, und sich, je schwächer und dummer er ist, würklich, weise zu seyn, wähnt.

Zur Ehre unserer Zeiten könnte man wohl

sagen: Daſs wenigstens die Erziehung der meisten Fürsten an ihrer Unwissenheit und Untüchtigkeit zu ihrem künftigen Regenten - Amt unschuldig sey. Sie wiſsen ehender zu viel als zu wenig; und der Fall des guten Kaysers Maximilians I. der so tief über seine Unwissenheit der Lateinischen Sprache trauerte, kann unsere Tage nicht mehr treffen, da unsere gnädigste Herrn nur Französisch reden und schreiben, und es keine Seltenheit mehr um einen Deutschen Fürsten ist, der nicht einmahl ein in seiner eigenen Landessprache geschriebenes Buch zu lesen vermag, oder einen Deutschen Brief und Aufsatz ohne Hülfe seines Deutsch-Franzosen versteht. Wenn jedoch ein Ludwig XVI. über seine schlechte Erziehung unter der Leitung des Herzogs von Harcourt selbst klagen muſste, so ist diſs weniger zu verwundern, weil, schlecht erzogen zu werden, von jeher ein Königliches Privilegium gewesen ist.

Wenn aber auch in der ersten Grundlage ihrer Erziehung nichts versehen oder verabsaümet wird, so werden sie durch die frühe Vorliebe für den Militarstand und durch den frühzeitigen Eintritt in denselben, vor der Zeit wieder *hart*. Am schlimmsten aber ist, wenn sie sich gar

Helden geworden zu seyn einbilden. Der wahre Held allein ist geschmeidig und gedultig; nicht so der Corporal-Fürst.

Wie unzählig mehreren Gedults-Uebungen, denn irgend ein Privat-Mann, ist ein grosser oder kleiner Regent durch seinen blossen höhern Stand und durch die Etiquette seines Hofs ausgesezt! Ein König in Spanien mufste halb lebendig verbrennen, eine Königin mufste sich bey einem Sturz vom Pferde fortschleppen lassen, weil die zu ihrer Rettung nach der Rangordnung berechtigte Personen nicht gleich zugegen waren. Ein König in Frankreich kann seine Leib-Bedienung nicht selbst wählen, sondern mufs lauter eingekaufte Leute um sich leiden; eine Königin darf nicht einmahl ein ihr noch so angenehmes Kleid, um ihrer Hofdames und Cammerleute willen, länger denn ein Vierteljahr tragen. Der philosophische Herzog von * * reiste in seinem Land und von einem Lustschlofs zum andern gerne allein oder nur mit einem kleinen Gefolge; seine Junkern stellen ihm aber vor, dafs dieses unter seiner Würde und wider alle Etiquette wäre, und der gute schwache Mann glaubts, dafs eine Gröfse hinter dem lange nachschleppenden Schweif ver-

borgen sey, und folgt ihnen. Wie lästig ist für einen freyen Geist überhaupt der Zwang des Ceremoniels! Wie oft mufsten sie sich ehedem, noch öfters als heut zu Tage, aber doch bey grossen Feyerlichkeiten noch jezt, lange und abgeschmackte Orationen vorleyren lassen; und wie reichlich erfahren sie in tausend ähnlichen Gelegenheiten die Wahrheit des Sprüchworts: Je grösser die Würde, je schwerer die Bürde!

Seit Friedrich Wilhelms I. Friedrichs II. und Josephs II. Zeiten sind unsere Grossen auf das entgegen stehende andere Ende verfallen und haben sichs wenigstens vor ihre Personen leichter und gemächlicher gemacht, wenn sie auch zum aüssern Schein die schlecht genug besoldete oder gar nur betittelte vornehme Hof-Aemter beybehalten haben. Kleinere Potentaten habens je länger je mehr jenen Monarchen nachgeahmt; um sich aber an ihrer Hoheit nichts zu vergeben, behielten sie oft bey ihrem Aufenthalt an gröfsern Höfen, nach dem Muster sparsam reisender Könige, die Maske des Incognito bey. Auch difs, (so schwer ist's, die Mittelstrasse allemahl zu treffen), ward ihnen allmählig zur

Last; sie reisen jetzt lieber so schnell, und gemeiniglich so leicht dabey, wie ein Courier.

Wie schwer ist das gewöhnliche Loos aller Könige und der mehresten grofsen Fürsten, dafs sie nicht nach eigener Wahl und Neigung heurathen können und dürfen, sondern nach Staats-Interesse, nach dem Willen und Befehl ihrer Väter und Vormünder, nach betrüglichen Porträten, nach dem Gutfinden eines ehr- oder geldgeizigen Ministers, nach geographischen Absichten, nach Intriguen, und auf Empfehlungen von andern, difs wichtige unauflöslich seyn sollende Band schliessen müssen. Es geräth aber auch mit einer solchen erzwungenen oder erkünstelten Liebe darnach, und ist noch immer von Glück zu sagen, wenn sich nur einer von beyden in ein solches Joch zusammen gespannten Theilen zu Tode grämt. Doch sie wufsten sich, von beeden Seiten, zu allen Zeiten zu helfen; und dieser Fall ihrer Gedultsübung gehörte wohl von jeher unter die seltenen.

Schrecklicher und härter, zum Glück aber auch rarer, ist derjenige Fall, wenn ein Prinz zum Unglück gebohren und prädestinirt ist, wie der unglückliche Iwan in Rufsland, oder als ein Jüngling zum Cronenträger gezwungen wird,

wie Peter III. um hernach desto gewisser ermordet, oder wie Iwans Vater und Brüder ins Elend geschickt zu werden; oder, wenn er bey männlichen Jahren das Spiel fremder Mächte seyn, mit oder ohne seinen Willen den Thron, dem er nicht gewachsen ist, und den er doch nicht wieder verlassen darf, besteigen mufs, wie Carl VII. aus Bayern und die beyden Stanislaus in Pohlen, und am Ende, nach Noth, Sorgen und Gram ohne Zahl, sich von seinen eigenen Bundsgenossen verrathen, von seinem eigenen Volk und Freunden verlassen, von Wenigen bedauert, und von den Meisten verachtet wird; wenn er, von der Last der Crone und seiner eigenen Indolenz zu Boden gedrückt, um eines ehrgeizigen Weibes willen, den schon verlassenen Thron wieder einnehmen mufs, wie Philipp V. in Spanien um seiner herrschsüchtigen Farnese willen thun mufste; oder wenn er gar ein erzwungenes Testament machen und seine Staaten oder sein Reich einer gehässigen Familie, wie Carl III. in Spanien, überlassen, oder, wie Gaston von Florenz, bey lebendigem Leibe seinen Todtenwärter um sich sehen mufs:

Wenn ein tugendhafter Monarch, ein verständiger Fürst, lauter schlechte Menschen, Ver-

schwender, Thoren, Schuldenmacher, Goldmacher, sittenlose Religionsspötter u. s. w. zu Vorfahren gehabt hat, und nun, wie der unglükliche Ludwig XVI. oder ein Deutscher Fürst, durch eine Kayserliche Debit-Commission für alle ihre Verschuldungen büssen mufs.

Oder, wenn der bessere Nachfolger, nach einer einzelen, aber langen und despotischen Regierung, sein Reich oder Land durch ungerechte Kriege entvölkert, sein Volk verwildert, in seinen Grundsätzen vergiftet, in seinen Sitten verdorben, gegen die Religion spottend und kalt, mit einer pestartigen Menschen-Gattung überschwemmt sehen mufs:

Oder, wenn ein grosser Mann, wie Peter I. in Rufsland, einen ausgearteten und irre geführten Sohn zum Nachfolger hat, von dem er vorher weifs, dafs er alle Werke seines Geistes und Fleisses wieder vernichten und zertrümmern werde:

Wenn ein König oder Fürst bey aller Weisheit seiner Absichten, bey aller innern Güte nnd Vortreflichkeit seiner Plane, von seinem eigenen Volk und dem Publicum verkannt, widersprochen und getadelt wird; wenn er se-

hen mufs, dafs seine besten Anschläge scheitern, wie es Joseph II. mit der Reforme in den Niderlanden und mit Verbesserung des Reichs-Justiz-Wesens ergangen ist; wenn er endlich sieht, dafs ers nicht zwingen kann, sondern, um nur Uebel nicht ärger zu machen und gar Rebellionen zu erwecken, selbst nachgeben und seine Befehle und Anstalten, wie Joseph II. in Ungarn, wieder zurücknehmen, ja denen Widersetzlichen, um sie nur zu besänftigen, zulezt noch gute Worte geben, ihre Vorwürfe aber dulden und verschlucken mufs; wenn er die allmählig in die ganze Verfassung eines Reichs eingewebte und durch dessen Grund-Gesetze vollends sanctionirte Mängel, Gebrechen und Mifsbraüche gerne verbessern oder gar abschaffen möchte, und durch seinen Eyd, oder durch seine eigene Reichs- und Landstände daran gehindert wird, oder, um seiner eigenen Ohnmacht und Unkraft willen, nicht kann und nicht darf; überhaupt, wenn er um der Noth der Zeiten willen nicht nur gegen seine Neigung und Ueberzeugung, sondern auch gegen seine sonstige Grundsätze handeln und der höhern Gewalt weichen mufs.

* *

Doch diese und andere ähnliche von aussen her sich zudringende Gedult-Proben sind zwar drückend und niederbeugend; vor einen feurigen, raschen, kühnen und unternehmenden Herrscher-Geist bleibt aber allemahl die schwerste Lektion die *Gedult*, die er *mit sich selbst* haben mufs: Wenn sie, um nur einige Winke davon anzugeben, gerne zugleich säen und erndten wollen, wie man Friedrichs des Grossen Handlungs-Projeckten nicht ohne Grund Schuld gegeben hat; wenn sie pflanzen wollen, ohne den Boden vorher zubereitet zu haben, oder drauf los bauen, ohne erwarten zu wollen, bifs sich das Erdrich und die Mauern gesezt haben; wenn sie keine Fremde in ihren Diensten haben, sondern aus National-Stolz mit ihren Landes-Eingebohrnen Solo spielen wollen, ehe sie noch die Leute und Instrumente dazu haben; wenn sie ihre Raschheit damit bedecken wollen, dafs sie so lange haben warten müssen; an welchem Verzug doch die menschlichen Postpferde unschuldig sind, dafs sie nicht ehender eingespannt worden; wenn ein solcher Herr wider Willen mit Ochsen fahren mufs, weil er keine Pferde kriegen kann,

und

und sich doch zu schwach fühlt, die gesammte Staats-Equipage allein zu tragen; wenn er aus Ungedult lieber Grund und Boden des Staats umkehren, alle alte Bäume ausrotten und lauter neue, eben so rasch wie er, lauter schönen geraden Wuchses, dafür einsetzen möchte, aber doch noch zu menschlich denkt, um so viele Unglückliche, und es zu machen wie K. Joseph II. der, in Einem Jahr, 1700. alte Staatsdiener, die sich nach seinem Sinn schon überlebt hatten, auf Wasser und Brod *jubilirt* hat.

Wie sehr sind in diesem Sinn die Cron-und Erbprinzen zu bedauren, welche die Zeit kaum erwarten können, biſs auch ihnen die längst gewünschte Schäferstunde der Nachfolge schlägt; die sich bey Leibesleben ihres Vorfahren schlecht behelfen, lauter ihre Reden auffangende und alle ihre Handlungen beobachtende Spionen um sich, ein verschuldetes oder durch Krieg und andere Zufälle ruinirtes und entvölkertes Land vor sich, und zweydeutige Leute von Ministers etc. neben sich sehen müssen; die endlich in hundert, auch guten, Sachen doch anders denken, als ihre Väter und Vorfahren u. s. w.

So gewiſs alles dieses ist, so ein unlaugbares

Glück ist es vor jedes Reich, Haus und Land, wenn die Kron- und Erb-Prinzen erst in reifen Jahren zur Regierung kommen; erst über ihre Amt und Pflichten nachdenken, erst *warten* lernen müssen. Das Privilegium der Güldenen Bulle, welches die Chur-Prinzen, und das gleichmäfsige einiger alt-fürstlichen Häuser, das die Erb-Prinzen mit dem achtzehnden Jahr für regierungsfähig erklärt, ist daher für die gesunde Vernunft empörend und konnte nur aus dem Gehirn eines herrschsüchtigen oder geldgeizigen Reichs-Ministers kommen, da die Natur seit Erschaffung der Welt keinen solchen Sprung gethan, um dem Knaben-Alter Manns-Weisheit beyzulegen.

* *

Wie ehrwürdig, ja Gott ähnlich, diese Tugend einen Fürsten mache, zeiget sich endlich in der Gedult, welche sie mit ihren Ministern, Räthen und Dienern haben; wenn sie nicht nur ihre Schwachheiten, Kränklichkeiten, Eigensinn, Eigenheiten, Gemächlichkeiten, Trägheiten, Zerstreuungen, üble Launen u. d. g. um ihrer übrigen guten und brauchbaren Eigenschaften willen ertragen, und sich das: *Nihil humani a me alienum puto*, auch in Anwen-

dung auf diese gesagt seyn lassen, sondern wenn sie in dieser Tugend so erstarken, daſs ihnen *Gedult zu haben* endlich zu einer heiligen Pflicht und Gewohnheit wird.

Diese schöne politische Ehestands-Tugend erwirbt man aber nur in der Schule der Weisheit und langer geprüfter Erfahrung. Es wird vielleicht bey einer andern Gelegenheit die Rede davon seyn können, was für Gedult wir Untergebene unsers unterthänigen Theils mit unsern allergnädigsten und gnädigen Herrn haben müssen; hier ist nur von Ihrer Gedult mit uns die Frage, und da steht die Regel fest: Der König, der Fürst, ist der Herr; und wir sind die Frau, es sey nun *pro mutuo adjutorio*, oder uns von ihm liebkosen oder plagen zu lassen.

Wann die Gedult überhaupt eine hohe Tugend ist, so könnte man sie, in Hinsicht auf die Ministers, noch vorzüglich eine Königliche, eine Monarchen-Tugen nennen; nicht zwar in dem Sinn, wie der einfältige Ludwig XIII. in Frankreich, welcher an dem Cardinal *von Richelieu* noch einen König über sich hatte, und daher bey dessen Tod für Freuden ausrief: Gott lob! nun bin ich wieder König. Denn gewöhnlich wählen schwache Regenten noch schwächere

Ministers, von denen sie nicht fürchten dürfen, übersehen zu werden, und suchen die Stärkern nur aus Noth; wohl aber wie sich ein Deutscher Kayser manchmahl mit einem eigensinnigen Reichs-Vice-Canzler, Reichs-Referendar, deren Ernennung nicht von ihm abhängt, wie sich ein König in Pohlen mit seinem *Conseil permanent*, der in Schweden mit seinem Reichs-Räthen schleppen mufste, oder wie Catharina II. in Rufsland die ewigen Jalousien zwischen ihren Generals und Ministern immer wieder ins Gleiche zu bringen suchen, oder ihren treuen, aber phlegmatischen, Grafen Panin über die wichtigsten Staatsgeschäfte fünf bifs sechsmahl wieder erinnern mufste; wenn er sich in der Wahl seiner Ministers versieht, und hernach mit Ehren, oder doch ohne Schande, Schaden und Unbilligkeit, nicht wieder loskommen, und am Ende gleichwohl, entweder, wie Ludwig XIV. mit seinem Minister *Arnaud* *) durch-

*) Die Schilderung, die K. Ludwig unter seiner eigenen Hand von ihm machte, lautet freilich nicht günstig: „Im Jahr 1671. besetzte ich die erledigte Stelle eines Staats-Sekretairs mit einem Mann, den ich nur aus seinen lange und mit meiner Zufriedenheit bekleideten Gesandtschaften kannte. Es fand sich aber bald, dafs die ihm übertragene Stelle zu grofs und zu viel umfas-

greifen, oder so lange mit ihnen wechseln mufs, wie ein Kranker mit seinen Aerzten, bifs er darüber stirbt; wenn er, wie in Engelland, einen Mann, den er persönlich nicht leiden kann, gleichwohl zum Minister nehmen, und seinen Königlichen Willen unter die Stimme des Volks beugen mufs; wenn seine eigenen Grundsätze mit denen seiner Ministers contrastiren; diese ihm alles erschweren, wie dem K. Joseph II. und er selbige doch nicht entbehren kann; wenn er die besten Absichten hat, aber daneben Ministers, denen es entweder an Stärke der Einsicht und Klugheit oder an seinem eigenen Vertrauen fehlt; und was dieser Fälle unzählige mehrere seyn können.

* *

---

send war. Ich habe viele Jahre lang unter seinen Schwachheiten, Eigensinn und Mangel von Arbeitsamkeit gelitten. Es hat mir beträchtlichen Schaden gethan, und ich mufste vielen Vortheilen entsagen, die ich sonst hatte haben können; und difs alles aus Gefälligkeit und Gutheit für ihn. Endlich mufste ich ihm doch befehlen, seinen Abschied zu nehmen, weil alles, was durch seine Hände gieng, an der Gröfse und dem Nachdruck verlohr, die sich vor die Befehle eines Königs in Frankreich geziemen, der nicht unglücklich ist. Hätte ich ihn eher von meiner Seite geschaft, so hätte ich manche mir begegnete Unfälle vermieden, und würde mir nicht vorzuwerfen haben, dafs ich durch meine Ge-

Es ist ein herzrührender Anblick, einen alten König oder Fürsten und neben ihm seinen Graukopf von Minister, einen Heinrich IV. und ihm zur Seite seinen Sülly zu sehen; es ist erbaulich zu lesen, was *Luther* *) von einem ehemaligen Chur-Sächsischen Saatsdiener, der Alters halben seinen Abschied forderte, erzählet. „Friedrich von Thuna, Ritter„, sagt er, „ein verständiger weiser Mann in Churfürst Friedrichs zu Sachsen Diensten, verlangte endlich seinen Abschied von seinem Herrn. Dieser antwortete ihm aber: Lieber Thun, du siehest, dafs Regieren ein schwer Ding ist, und ich bedarf dazu geschickter Leute; ich kann deiner nicht entbehren; wiewohl es dein Alter nicht länger ertragen will, dafs du zu Hofe seyest, so must du doch Gedult haben, gleichwie ich auch mufs geduldig seyn. Denn wenn ich es nicht thun will und du auch nicht, wer wills denn thun? Darum kann ich dich nicht von mir lassen. Es ist lieblich zu hören, wenn ein Fürst (wie ich dieser Rede Zeuge bin) zu einem um sein

fälligkeit gegen ihn dem Staat selbst geschadet habe„. *Memoir. de Noailles* T. VI. p. 271.

*) In seinen Tischreden, nach *Lindners Auszügen* II. B. S. 205.

Haus und Land verdienten Minister spricht: Wir sind alt miteinander worden; wir müssen beysammen bleiben, uns kann nichts als der Tod scheiden„. So zärtlich nahm auch K. Joseph II. in seinen lezten Lebens-Stunden von seinem *Kauniz* Abscheid, unter dessen weisen Leitung Er selbst aufgewachsen war. Alles übertrift aber an tiefer Weisheit eine Bemerkung, die Friedrich II. in Preussen, als er noch Cronprinz war, in seinem Anti-Machiavell *) gemacht, von der man rühmen kann, daſs er derselben in dem langen Lauf seiner Regierung meistens getreu verblieben sey: „Die Souverains„, sagt er, „welche nicht Philosophen sind, werden leicht ungedultig; sie ereifern sich leicht über die Schwachheiten derer, so ihnen dienen; sie beungnaden sie, und machen sie unglücklich. Die Fürsten, welche tiefer nachdenken, kennen die Menschen besser; sie wissen, daſs sie alle das Gepräge der Menschlichkeit an sich tragen; daſs nichts Vollkommenes in dieser Welt ist, daſs grosse Eigenschaften gleichsam im Gleichgewicht stehen mit grossen Fehlern, und daſs ein Mann von Genie aus Allem seinen Vor-

*) Cap. 22.

theil ziehen kann. Aus dieser Ursache behalten sie, den einigen Fall von Untreue ausgenommen, ihre Ministers mit ihren guten und schlechten Eigenschaften, und ziehen die, welche sie einmahl haben, denen vor, welche sie erst bekommen könnten; ungefähr so, wie geschickte Musiker ein Instrument, dessen Stärke und Schwäche sie einmahl kennen, lieber spielen, als ein neues, dessen Güte ihnen noch unbekannt ist„.

* *

Sollte man zum Schlufs dieser Betrachtung die Frage aufwerfen: Ob die vorigen oder die jezigen Könige und Fürsten mehr Gedult üben müssen? so möchte die Wagschaale ziemlich im Gleichgewicht stehen; die einigen Plagen und Hudeleyen ausgenommen, welche vor Zeiten die Deutschen Könige und Fürsten, zum Theil in schreklichem Maafse, von den Päbsten und der übrigen Clerisey zu erdulden gehabt haben.

Wenn man aber die ungeheuren Lasten und Sorgen im Ganzen überdenkt, welche alle Herrscher der Völker zu tragen haben, und anderer Seits dagegen ansieht, wie leicht und gemächlich sichs die meisten von ihnen machen; wie

sorgenlos und lustig sie gröstentheils in den Tag hinein leben, so wird wohl niemand so einfältig seyn, zu glauben, daſs Gott sie mit zwo Portionen Seele begabt, oder daſs sie mit Herculischer Geistes-Stärke die Centner wie Lothe wegzuschleudern wüſsten; sondern ehender dringt sich der Gedanke auf: Daſs sie von dem Schöpfer mit einer ausserordentlichen *Unempfindlichkeit*, von der wir andere gewöhnliche Menschen nichts wissen, beschenkt seyn müssen, und daſs würklich etwas Wahres daran sey, was Friedrich II. in Preussen bereits im Jahr 1741. dem ersten seiner Regierung, an seinen damaligen Freund Voltaire geschrieben hat: „Gott hat, wie mich dünkt, die Esel, die dorischen Säulen, und uns Könige, dazu geschaffen, daſs wir die Lasten dieser Welt tragen sollen, in welcher so viele andere Wesen zum Genuſs der Güter bestimmt sind, die sie hervorbringt„.

* *

Das letzte Lob unter allen, das man einem König und Fürsten geben kann, ist, wegen des dabey unterlaufenden greulichen Miſsbrauchs, wenn man ihn *groſs* nennt. Es versteht sich zwar von selbsten, daſs mit diesem Beywort nicht die körperliche Gröſse angedeutet wer-

de, indem einer ein Kolofs von Person und ein Zwerg von Verstand seyn kann; sondern dafs dadurch wahre und allgemein anerkannte *Geistes-Gröfse* bezeichnet werden wolle. Da nun Thatsache ist, dafs dergleichen Geistes-Riesen überhaupt in der Menschheit selten sind, und jedes Jahrhundert etwann ein Paar dergleichen hervorbringt, so ist eine selbstsprechende Folge, dafs man mit dem Beynahmen: Grofs, gegen Könige und Fürsten, zu allen Zeiten viel zu freygebig gewesen sey.

Gröfse und *Macht* werden oft mit einander verwechselt. Grofs sind alle Könige durch ihre Geburt oder Wahl; mächtig aber nur der, der durch Klugheit seine innere Stärke weislich zu benutzen weifs. Man kann defswegen grofs seyn, aber nicht mächtig; hingegen kann man auch zugleich grofs und mächtig seyn. In diese Cathegorie gehört Alexander der Grosse, der mit einem kleinem Heer andere noch grössere Könige überwand; Friedrich der Grosse, der sieben Jahre lang vielen andern mächtigern Königen wiederstuhnd, und zulezt doch noch durch einen rühmlichen Frieden siegte; Gustav Adolf von Schweden, der mit einer Hand voll Leute

die verbündete Oesterreichische und Spanische Macht vor sich zittern machte.

Es giebt eine köstliche, unsichtbare, intensive, fast möchte man sagen, negative Gröſse, wenn ein König oder Fürst über sein widriges Schicksal sich selbst durch Gedult und Standhaftigkeit erhebt; in seinem Unglück durch Gelassenheit und Verläugnung sich selbst zu besitzen lernt. Es mag immerhin eine Ketzerey seyn, getrost sage ich *Hallern* nach:

Du bist ein gröſsrer Mann, als alle
Weltbezwinger.

* *

Wenn man zu wählen hätte, so möchte immer wünschenswürdiger seyn, lieber *gut* als *groſs* genannt zu werden; und es ist ein wahrer Gedanke, den der geistreiche *Niemeyer* in einer seiner Schriften vorträgt: „Es ist das Loos der Fürsten, derer wenigstens, die sich über das Gemeine erheben, daſs meist das Zarte, Weiche, ihrer Empfindungen unter ihrer *Gröſse* verlohren geht. Es ist vielleicht beydes in der Natur miteinander unverträglich, so oft es auch in moralischen Betrachtungen, Lobreden und Lobgedichten, neben einander zu stehen pflegt„.

Die Frau *von Maintenon*, die Frau, die so lange an dem damahls glänzendsten Hof von Europa lebte, schrieb sogar an ihren Freund, den Herzog *von Noailles* *), voll Verwunderung: *A propos de tendresse, je ne puis oublier la scene de Sceaux, ou nos Princes firent éclater une si touchante les uns pour les autres; quoiqu'il leur en ait couté, j'en ai été ravie: Je n'aurois jamais cru, qu'on pût être Prince et sensible.*

* *

Das Weiche, Zarte und Empfindsame möchte endlich noch hingehen; man könnte es ihnen noch gar schenken, weil ein Fürst neben seiner Herzens-Güte auch *fest* seyn mufs, alle Festigkeit aber an eine gewisse *Härte* gränzt, wenn sie auch nicht so weit reichte, dafs er dadurch in der Geschichte seines Hauses den Beynahmen: Der *Eiserne* **), verdiente; doch

---

*) Den 11. Dec. 1700.

**) Wie der alte ehrliche *Cyriac Spangenberg* in seinem Jag-Teufel S. 307. von einem unbekannt reisenden und bey einem Schmied seines Landes einkehrenden Landgrafen von Hessen erzählt, welcher des Morgens seinem mit einem grossen Hammer das Eisen zusammen schlagenden Wirth zusahe, als dieser auf einmahl mit Fluchen sagte: „Werde hart! Wollte Gott, dafs der

dafs er noch menschlich sey, die Rechte des Menschen kenne und in Ehren halte, seine eigenen Pflichten übe, kein Despot, viel weniger ein Tyrann, und am allerwenigsten Verführer und Satan seines eigenen Volkes sey; wenn er das Hirten-Recht, seine Schaafe zu scheeren, nicht in die Kunst, sie zu schinden, verwandelt; wenn er seinem Volk nicht nur, durch Indianische Scalpier-Methoden, die Haut, sondern auch das Blut abzieht, und so seinen eigenen Staat, weil doch alles heut zu Tage Staat heissen soll, zum Leichnam macht.

Landgraf auch so hart wurde, wie du! Werde hart, sage ich, du unseeliger Landgraf, und lafs dein weiches Gemüth fahren; denn wie willst du sonst deinen Unterthanen nützen? Siehst du nicht, wie deine Räthe die Unterthanen drücken und aussaugen? Der und der (er nannte sie alle mit Nahmen) wird von dem Deinen reich, und Du wirst zum Bettler; der und der handelt mit dem Deinigen wie er will, beraubt den Unterthanen„, etc. Er rügte darauf ferner, dafs, wenn man auch dem Herrn es klagen wolle, niemand vor ihn kommen könne u. s. w. und fluchte den Landgrafen in die Hölle hinein. Der über diese Bufspredigt gerührte Fürst ritt des Morgens davon; nahm, wie die Legende sagt, alles zu Herzen; fieng von der Zeit an, gegen seine Schelmen und Diebe härter zu werden, und sich dadurch, wahrscheinlich von diesen Blutigeln selbst, den Titel, des *Eisernen*, zu verdienen.

* *

Den Ehren-Nahmen: Der *Grosse*, haben die Könige vornehmlich den Bischöfen, den Mönchen und den Chroniken-und Annalen-Schreibern in den Klöstern zu verdanken. Durch sie haben wir Theodosius den Grossen, Carl den Grossen, Otto, Constantin, und noch mehrere andere Grosse bekommen, deren wahre Gröfse sich aber zum Theil in einer Nufsschale verbergen liesse. Je freygebiger ein König dieser Zeit gegen die Kirche, die Klöster und Geistlichen war, je sicherer konnte er auf diesen Nachruhm Ansprache machen; und konnte er nicht just *Magnus* heissen, so wurde er doch mit dem Lobspruch: *Pius*, beehret.

Nach ihnen folgten, oder zu ihnen gesellten sich alle Gattungen von Schmeichlern und Loblügnern. Je unverschämter, je hungriger einer war, je verschwenderischer war er mit Austheilung seiner Lobsprüche, zumahlen bey einem eitlen und ehrgeizigen Herrn, der sich mit diesen Zephyrs von Lob nur um so gieriger abkühlte, je mehr ihm sein inneres Bewufstseyn sagte, wie wenig er es verdiene. So fiel, um nur mit Einem Beyspiel das Gesagte zu belegen, König Philipp dem IV. in Spa-

nien, als er die Königreiche Portugall und Catalonien nebst andern Provinzen verlohren hatte, endlich noch ein, sich den Nahmen des *Grossen* beylegen zu lassen; worüber der Herzog von Medina-Celi sagte: Unser Herr ist, wie ein Loch; je mehr man davon wegnimmt, je *gröſser* wird's.

*　　　*

Man trift in der Geschichte ganze Reiche an, deren Königen, so groſs sie immer waren, von ihrem Volk dieser Ehren-Nahme doch niemahls beygelegt worden ist; zu dessen Beweis die neuere Englische Geschichte unter der wahrhaft groſsen und weisen Königin Elisabeth dienen kann.

Noch weniger findet man Fürsten-Häuser, denen die Stimme ihres Volks, oder die Geschichte, den Nahmen: *Groſs*, beygelegt hätten. Man trift zwar unter ihnen häufig auf groſse Jäger, groſse Trinker, groſse Schuldenmacher, etc. Schwerlich würden sie selbst aber, und eben so wenig andere, dieſe Gattung Lobes für eine Ehren-Bezeugung aufnehmen wollen.

*　　　*

Die Stimme des Volks und der Geschichte muſs einen König oder Fürsten, entweder noch

bey seinem Leben, oder nach seinem Hingang aus der Zeit, für grofs erklären.

*   *

Wer das gröfste Reich oder Land und die beste und zahlreicheste Armee hat, ist nicht nur grofs, sondern auch unter andern von geringern Kräften der Gröfste; defswegen aber *heifst* er noch nicht der *Grofse.*

Doch ist heut zu Tag auch ein jeder Fürst, *so lang er lebt*, grofs, den seine Hof-Dichter, Hofleute, zuweilen auch die Hofprediger und die Professoren auf Universitäten und Gymnasien dazu machen. Ist er todt, so machen sie ihm, nach K. Josephs II. gewohntem Ausdruck, alle aufs Grab.

*   *

Es ist ein, obgleich nur grammaticalischer, jedoch wesentlicher Unterschied: Ob die Benennung: *Grofs*, vor oder hinter dem Namen eines Königs oder Fürsten steht; indem sonst ein Mifsverstand und Doppelsinn daraus entsteht, der sich nicht allemahl so vereinigen läfst, als wenn man z. B. sagte: Friedrich der Grosse war ein grofser Religions-Spötter; sondern es würde daraus die Kezerey folgen: Dafs jeder *von*

Adel

Adel gebohrner deſswegen auch ein *edler Mann* sey, welchem Irrthum die kundbare Erfahrung widerspricht.

*　　　　*

Alle Könige und Fürsten haben insgemein den Ehren-Nahmen: *Groſs, nur* durch Kriegs-Ruhm, durch Kriegs-Glück, und durch persönliche militarische Talente erworben. Von Beyspielen, daſs ein Herr durch andere, noch so wahre und glänzende, sein Volk beglückende, Regenten-Tugenden, eine Ansprache auf diesen Titel erlangt habe, ist mir wenigstens keins bekannt, noch erinnerlich.

*　　　　*

Man kann es wohl nicht anders als einer National-Eifersucht zuschreiben, daſs zuweilen zween zu gleicher Zeit lebenden Monarchen der Nahme, der Groſse, beygelegt worden, deren Einer nach höchstem Recht der Kleine genannt zu werden verdient hätte. So giengs zwischen den Franzosen und Oesterreichern; kaum hatten jene ihren Ludwig XIV. als den Groſsen ausgeposaunt, als diese mit ihrem Kayser Leopold nachfolgten, an dem nichts Groſses nach Seel und Leib war, als sein Phlegma und sein groſses Maul.

* *

Das Lobpreisen der Monarchen als Groſse ist zulezt so gemein, so sehr miſsbraucht worden, daſs es endlich gar keine Ehre mehr für sie war, so genennt zu werden, und ihre Schmeichler und Lobhudler auf andere Beynahmen sinnen muſsten, wenn sie nicht, wie gleichwohl von einigen geschehen ist, das *Magnus* gar in *Maximus* verwandeln wollten. Daher ist entstanden, daſs die Franzosen ihren Schwachkopf Ludwig XV. den *Vielgeliebten* nannten, und aus Friedrich dem Groſsen in Preussen Friedrich der *Einzige* wurde, unbeschadet des Rangs, wenn noch ein Gröſserer, als Er, nach Ihm käme.

* *

Nachbarliche Gröſse erweckt Neid, Eifersucht, Conflict der Macht, die sich gemeiniglich; und wenn nicht Klugheit oder Furcht das Gleichgewicht der Schwerdter erhält, oder, nach der neuesten Politik, der Gröſste und Mächtigste den minder Groſsen und Mächtigen bey dem groſsen Theilungs-Mahl noch mitessen läſst, endigt sich die Scene mit Gewalt. So wahr bleibt noch immer, was *Lessing* *) in einer andern Deutung gedichtet hat:

---

*) In seinem *Nathan*.

Der grofse Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah' gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Findt sich hingegen überall in Menge.

Oder, wie längst vor ihm *Lucanus* sang:

Nec quemquam jam ferre potest Cæsarve priorem
Pompejusve parem.

* *

Ein mittelmäfsig grofser Mann wird den Mann von der ersten Gröfse beneiden und verachten; zween gleich grofse Männer werden sich beyde Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dieses habe ich irgendwo gelesen, ohne mich entsinnen zu können, wo? Es ist defswegen nicht minder wahr, auch von Königen und Fürsten.

In frischerm Andenken ist mir noch eine Sentenz von *Lavater* *):

Kleine Menschen belauren die *Schwächen* grösferer Menschen.

Grofse Menschen belauren die *Kräfte* kleinerer Menschen.

Grofse Seelen verschlingen die kleinen Gebrechen der Grofsen.

* *

*) In dem *Monathblatt für Freunde.* XI, 22.

Mit der moralischen oder eingebildeten Titular-Gröſse geht es, wie mit der physischen Gröſse. Sie schrumpft endlich ein. Der gröſste Mann wird allmälig kleiner, je länger er lebt; der Stärkste wird schwächer; ihre Empfindungen, Gefühle, werden mit ihren Nerven und Muskeln, welche bey Königen von Natur gemeiniglich schon hart sind, noch härter *), und der Stolz, von aller Welt gefürchtet zu seyn, verwandelt sich noch bey ihrem Leben in eben so allgemeinen Haſs **); sie überleben sich selbst, sinken von ihrer eingebildeten Gröſse zu der Stufe gemeiner Könige herab, und endigen zulezt damit, daſs sie, unter folternden Gewissensbissen, wie Ludwig XIV. seinem Urenkel, ihrem Nachfolger sagen müssen: *Je Vous avoue, que du côté de la guerre je ne Vous ai pas donné de bons exemples. Ne m'imités pas.*

---

*) *Il est des Souverains, qui réduisent leur dureté en maxime. Ils font un art de leur tyrannie; et loin de sentir toute horreur de leur conduite, ils s'en applaudissent, et croient devoir une partie de leur gloire imaginaire à la duretè de leur cœur et à leur peu de sensibilité pour les hommes.* Lettres Juives *T. I. p.* 201.

**) *C'étoit la principale passion de Louis XIV. de se faire craindre, sans faire reflexion, que, qui se fait craindre, se fait haïr.* Annal. polit. de St. Pierre p. 343.

C'est la partie de ma vie et de mon gouvernement, dont je me repens davantage †).

* *

Der gedoppelte Mensch in einem Fürsten, der Conflict der Moral und Politik, verdient eine eigene und ernstliche Erwägung. Es kann einer, versteht sich nach seiner Art, ein religioser König seyn; er ist deſswegen noch kein groſser König. Es kann einer ein frommer Bischof und zugleich ein schlechter Regent seyn.

* *

Was nun die subjectiven Eigenschaften des Lobes betrift, so ist wohl die erste derselben: Daſs die Sache, die man lobt, an sich *wahr*, nicht nur halb oder von Einer Seite wahr sey.

Wenn also zwey Könige, die sich Jahre lang mit aller Bitterkeit bekrieget, endlich Friede mit einander machen und sich auf den Geist der Eintracht, der sie wieder vereiniget und dem Blutvergieſsen ein Ende gemacht, beziehen, so ist dieses nicht wahr: Noth, Ohnmacht und Entkräftung hat sie dazu gezwungen, einen erlogenen ewigen Frieden und erheuchelte Freundschaft mit einander zu schlieſsen, biſs

---

†) *V. Louis XIV. et sa Cour, par d'Anquetil.* T. IV. p. 375.

ein Theil wieder Kräfte genug gesammelt zu haben glaubt, den andern wieder befehden, berauben, oder doch überlisten zu können.

Wenn ein Fürst durch Jahre lange Bedrückungen, und nach vergeblichen Bitten, Flehen, Vorstellungen und Drohungen, sein an den nahen Abgrund des Verderbens gebrachtes Volk endlich nöthiget, zu dem obristen Richter im Reich und andern die Verfassung des Landes garantirenden Mächten seine Zuflucht zu nehmen, und er nach ebenfalls Jahre langen Klagen, mühsamen Negotiationen und unermeſslichen Kosten endlich *gezwungen* wird, sich mit seinem Land zu vergleichen, und dieser Fürst noch die Unverschämtheit so weit treibt, mit seinen landesväterlichen Gesinnungen, als dem edelsten Motif seiner Handlungen, prahlen zu wollen, so ist es, aufs gelindeste gesagt, nicht wahr.

Zu dieser Wahrheit gehört auch die Originalität der Handlung selbst; es muſs nichts Nachgeahmtes, von andern Copirtes, nichts Nachgeäftes seyn.

Der Oesterreichische Fürst * * hatte die lächerliche Eitelkeit, alle die schönen Menschlichkeiten Kayser Josephs II. von denen er wuſste,

in Mignatüre nachzuahmen, um es hernach in den Zeitungen ausposaunen lassen zu können. K. Joseph kam einst bey einer grofsen Ueberschwemmung der Donau den nothleidenden Einwohnern in der Leopoldstadt, mit eigener Gefahr, in einem Nachen mit einem Vorrath von Brod zu Hülfe; gleich machte es sein fürstlicher Affe auf seinem Dorfe nach; doch mit dem Unterschied, dafs er sich wohl hütete, sein eigenes theures Leben dabey der Gefahr auszusetzen: Der nämliche Mann, der mit einem seiner Beamten einen vieljährigen ungerechten Prozefs führte; den treuen Diener an den Bettelstab brachte, und ihn ins Armen-Recht sich gerichtlich zu schwören nöthigte, endlich von dem Richter selbst in mehrere tausend Gulden Ersatz und Kosten verurtheilt wurde.

* *

Viele dieser Lobs-Erhebungen sind blofse conventionelle und Canzleysprache, von welcher weder die vor gute Bezahlung Räuchernden, noch die Beräucherten selbst, das wenigste glauben. Von dieser Art Wind kann man sagen: Er bläset, *wie* man will; und es mag lustig zu lesen seyn, in den Fürsten-Diplomen, die bey der Wiener-Reichs-Canzley vorher ein-

zureichende sogenannte *Merita* eines Menzikof, eines Orlow, eines Potemkins, die gräfliche Standes-Erhöhungen einer chur-oder fürstlichen Maitresse und ihrer Bastarte, die Lobgesänge des ihr Alter weit übertreffenden Verstandes in denen Volljährigkeits - Erklärungen mancher fürstlichen Knaben, die Adelsbriefe vor einen obscuren Ritter, dessen Voreltern, in Ermanglung aller eigenen Verdienste, einst gegen die Türken, als die Erbfeinde des christlichen Namens gefochten haben sollen, zu vernehmen, und was dergleichen durch hergebrachten Misſbrauch privilegirte Unwahrheiten mehrere seyn mögen, welche nicht mehr Glauben fordern oder verdienen, als wenn ein König am Schluſs eines Schreibens sagt: *Je prie Dieu, qu'il vous aye dans sa sainte et digne garde!* Oder wenn ein Fürst ein Rescript, worinnen er einen seiner Diener abdankt, mit der Versicherung unterschreibt: Daſs er ihm in Gnaden gewogen bleibe; gerade so, als wenn die Ministers eines kurzsichtigen Fürsten alles gleichwohl seinem hocherleuchteten Ermessen und hochvernünftigen Einsicht anheimstellen.

*　　　　*

Das Lob mufs aber auch *vernünftig, billig, gerecht* und *verdient* seyn.

Ein so geartetes Lob erhöht blofse Temperaments-Eigenschaften nie zu Tugenden, die sich allemahl, wenn sie dieses Namens werth seyn wollen, auf eigene Anstrengung und erworbenes Verdienst gründen müssen. So wird eines Königs sanguinische Herzens-Güte überall gepriesen, welche andere ernstlichere Männer mit eben so starken Gründen an ihm als eine grofse Schwachheit tadeln, weil diese Güte ihn in die Bande unwürdiger Günstlinge verschlungen und dadurch zu manchen zweydeutigen und unrühmlichen Entschlüssen verleitet hat.

Man kann Temperaments-Fehler, Gebrechen der königlichen Menschlichkeit, zumahlen wenn man keinen Beruf dazu hat, sie aufzudecken, verschweigen; bemänteln sollte sie ein wahrheitsliebender Mann nie; am allerwenigsten es so machen, wie ein kriechender Hof-Prediger, der bey der Taufe eines unehelichen fürstlichen Kindes dessen zugegen gewesenem Vater das dumme Compliment machte: Dafs Gott der Allmächtige Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht hohe Leibes-Kräfte fernerhin stärken wolle! d. h. noch mehrere Bastarte zu erzeugen.

* *

Zu einem *vernünftigen* Lob mufs auch gerechnet werden, dafs es sich in die Zeiten schicke, worinnen man lebt. Vor 200. Jahren, wo der alte *Spangenberg* noch seinen Fluch- und Sauf-Teufel schrieb; vor 150. 100. auch noch vor 50. Jahren, wo auf das Heidelberger-Fafs Medaillen geprägt wurden und der Saufruhm der Pfälzischen Höfe durch ganz Europa erschallte, wo die Lehens-Becher zum Ceremoniel und das Gesundheittrinken aus vollen Bechern zur guten Lebensart gehörte, mochte die Mäfsigkeit eines Fürsten ihm noch zum Lob haben angerechnet werden können; heut zu Tage würde man darüber lachen, denn die meisten gnädigsten Herrn trinken ja alle Wasser, höchstens ein Gläsgen ausländischer Weine oder Liqueurs.

Sonst gehörte Fluchen und Schwören zum guten Ton der Höfe; heut zu Tage würde man sich dadurch verächtlich machen, und den verspotten, der einen König darüber loben wollte, dafs er nicht das beliebte *Ventre saint gris* des Heinrich IV. nachahmen wollen.

Eben so verhält's sich's damit, wenn man einen König oder Fürsten wegen seiner Beschei-

denheit in Kleidung rühmen wollte. Sonst wards als Symbol der Vorzüge der Geburt und des Standes geachtet, in Gold und Silber gekleidet, gestickt und bordirt seyn; heut zu Tage geht alle vornehme Welt entweder in militarischer oder Hof-Uniform, oder gar in vorgeschriebener Amtstracht. Die Noth der Zeiten, die beständigen Kriege, das Schuldenmachen der Grossen und Kleinen, haben uns in kurzer Zeit so kräftig simplificirt, daſs Bescheidenheit in Kleidung nichts mehr als *nur* Mode ist, und wir bald vollends werden singen und sagen können:

Hic vivimus ambitiosa paupertate omnes!

* *

Doch was ist, das bey unsern Göttern der Erde noch mehr, als nur *Mode* wäre? Wahre Tugend, wahre Grösse sind zu allen Zeiten selten; Scheintugend, falsche Gröſse, gehören zur gangbaren Mode. Alles ist bey uns nur Mode, selbst die Art und Kunst zu regieren *).

---

*) *Un des plus grands malheurs de ces maitres du genre humain, c'est de vouloir toujours, que le peuple, qui leur est soumis, soit heureux, ou plus heureux, comme ils disent, à leur mode. Quand il ne faut que vouloir pour être obéïs, on s'egare dans un labyrinthe de contra-*

Die Herrn sind grofsmüthig, sind Menschenfreunde, weils der Ton ihrer Zeit ist; ihre angebliche Grofsmuth ist aber, beym Licht der Wahrheit beleuchtet, nichts weniger als Edelmuth, sondern Stolz und Selbstsucht. Ihre vorgeprahlte Güte und Langmuth ist meistentheils Geistes-Schwäche. Ein Fürst mag immerhin sagen: Ich denke zu grofs, um mich um das, was man von mir spricht, zu bekümmern; ich denke zu grofs, um das, was man über mich schreibt, nicht zu verachten. Es ist nicht wahr, wenn er so was von sich selbst sagt. Bewufstseyn seiner Härte, Stimme des bösen Gewissens, Furcht vor noch mehrerer Publicität, Furcht, das Murren eines gedrückten und mifsvergnügten Volks nicht noch lauter zu machen, Trotz auf seine Gewalt, Vertrauen auf seinen langen Arm ist es, der ihn diese Sprache führen macht; und so lernt einer vom andern, einer wird der Verführer des andern, selbst des Guten und Bessern. So geht dann das zarte innere Gefühl allmählig verlohren, Kunst kömmt an die Stelle der Natur:

---

dictions. Voyès l'instabilité et la multiplicité des ordonnances de Joseph II. et de tous ses frères les Despotes. Doutes sur la libertè de l'Escaut par le C. de Mirabeau p. 159.

Die Kunst, wahrscheinlicher zu lügen, als
selbst die Wahrheit spricht;

und so erwächst dann die unseelige, sich alles zu gut haltende und erlaubende, sich über alles hinwegsetzende jezt höfische so genannte *Zufriedenheit mit sich selbst*, welche die alten groben Theologen voriger Generationen Fühllosigkeit, Verhärtung, Verstockung nannten.

So war es vor Zeiten nicht. Die Könige und Fürsten hielten noch mehr auf ihren moralischen guten Nahmen, sie fragten noch mehr nach dem Urtheil der grofsen Welt, sie respectirten noch die Stimme ihres eigenen Volks; sie waren weniger gleichgültig gegen dessen Liebe und Achtung, weniger gleichgültig gegen die Meinung und Hochschätzung ihrer Mit-Fürsten, *sie schämten sich noch.* Wie hat sich noch, um nur bey diesem einigen Beyspiel stehen zu bleiben, Kayser Maximilian I. über die auf ihn unter dem Nahmen: Die Nachtigall, erschienene Spottschrift gegrämt; wie hat er sichs angelegen seyn lassen, seinen guten Nahmen und Ehre vor aller Welt zu vertheidigen; mit was für unzähliger Mühe hat er gesucht, den Urheber dieser Spottschrift zu entdecken?

So wie an den Höfen, im Umgang der grossen Welt, in der Politik, alles nur Mode und Maske ist, so war es auch vorlängst mit der Religion. Um einen so heiligen ehrwürdigen Gegenstand nicht mit meinen profanen Worten zu entweyhen, so sey mir vergönnt, es mit den Worten zu sagen, welche die Frau *von Maintenon* an ihren Freund, den Cardinal *von Noailles* den 31. Jan. 1700. hierüber geschrieben hat: *La religion est peu connue à la Cour. Au lieu de s'accommoder à elle, on veut l'accommoder à soi. On craint la lumiére, qui montreroit trop de choses effraïantes. On en admet toutes les pratiques exterieures; on en néglige l'esprit. Le Roi ne manquera pas à une station ni à une abstinence; mais il ne comprendra point, qu'il faille s'humilier, se repentir, se couvrir du sac et du cendre, aimer Dieu plutôt que de le craindre.*

* *

Was Wunder also, daſs auch das Lob, wie so Vieles andere in der Welt, seine *Moden* hat? Anstatt aber, daſs die Moden in der männund weiblichen Kleidung immer mehr vereinfacht werden, so heiſst es bey den Lobs-Erhebungen, die freilich nicht so viel als ein neuer

Anzug kosten, nur immer: *Crescendo!* Die Obern kommen den Geringern mit ihrem Hochmuth, und diese jenen mit Kriechen, Schmiegen, Beugen und Bücken, immer auf dem halben Wege entgegen.

Die hohe Einfalt der alten Zeiten in Loben und Wünschen, hat in meinen Augen eine natürliche Gröſse, und etwas sehr ehrwürdiges. Der orientalische Gruſs: „Herr König! Gott verlei„he Dir langes Leben„! Wie lieblich!

Noch in spätern Zeiten ist das Meſs-Gebet: *Domine salvum fac Regem*, das daraus entstandene Englische Volks-Lied: *God save the King*, der Ausdruck der herzlichsten und ehrerbietigsten Liebe.

Die aus den Römischen Schriftstellern zu uns hergekommene Benennung: *Divus*, und der aus den Münchs-Zeiten herrührende Ausdruck: *Sacra Regia Majestas* ist durch den Gebrauch so vieler Jahrhunderte so geweyhet worden, daſs sich niemand mehr über jenes ärgert, und bey diesem eigentlich gar nichts denkt; diejenigen ausgenommen, die zunächst und unmittelbar dabey interessirt sind; da dann freilich mancher Cron- und Erbprinz von seinem in Gott

ruhenden Vorfahren bey sich selbst sprechen mag: *Sit Divus, dummodo non sit vivus.*

Vor zweyhundert Jahren begnügte man sich, von einem verstorbenen Chur- und Fürsten zu sagen: Unser lieber, oder frommer, *seeliger* Herr; denn damahls waren viele von ihnen noch lieb und fromm: Im vorigen Jahrhundert wurden sie *höchstseelig* gemacht; heut zu Tag heissen sie: Unser *in Gott ruhender* Herr Vater, oder Oheim, höchstseeliger Gedächtnifs, oder *glorwürdigen Andenkens;* ohngeachtet alle Welt glaubt, dafs der Verstorbene an ganz einem anderm Ort als in Gott ruhen mag, und sein Andenken, der Wahrheit nach, eher schandreich als glorreich genannt zu werden verdiente *).

Noch tief in das jezige Jahrhundert hinein wufste man von nichts anders, als von Fürsten-*Hut* und Fürsten-*Stuhl;* heut zu Tag ists Fürsten-*Crone* und Fürsten-*Thron;* kein Wunder also, dafs die Reichsgrafen ebenfalls nach-

*) Wer daran zweifelt, kann sich aus den alten Canzley-Formular-Büchern des sechszehenden Jahrhunderts und aus den zu Ende des vorigen Säculi erschienenen zween Folianten von *Spatens* Deutschen Secretariat-Kunst zur Genüge überzeugen.

nachruckten und lieber *Celsissimi* und *Erlaucht* genennt seyn wollten, und ihre Canzleyschreiber von dem Ländgen ihres Herrn als von einem *Staat* sprechen.

Endlich ist zu unsern brodlosen und kriechenden Zeiten noch gar der gottesschänderische Ausdruck: Unser *angebeteter*, unser *Anbetungswürdiger* Fürst, dazu gekommen, und zuweilen an offenbar gottlose Fürsten verschwendet worden; wie noch, bey Erzählung der Leichen-Procession eines solchen kundbaren Despoten in einer gewissen Zeitung geschehen ist. Am schändlichsten und unverantwortlichsten ist, wenn sogar ein Geistlicher, ein Diener des Evangelii, sich zu einer solchen Abgötterey erniedriget; in einer Leichen-Rede (wie mit gedruckten Beweisen belegt werden könnte) einem verstorbenen schlechten und bösen Fürsten sein Lob noch vor die todte Füſse hinspeyt; ihn im Angesicht des Nachfolgers, des ganzen Hofs und einer zahlreichen Gemeine, *seinen angebeteten Fürsten* nennt, ihn, der aus Gottes Langmuth höchstens ein *tolerirter Fürst* genennt werden konnte. So etwas ist nicht nur ein *Verbrechen der geschändeten*

Wahrheit, sondern ein *Verbrechen der beleidigten Nation und Menschheit*, das eine offentliche Rüge gegen einen solchen Elenden verdient. Welche Begriffe müssen die Unterthanen von der Heiligkeit und Würde des Regenten bekommen, wenn der kundbar schlechte und schlimme eben so, ja noch mehr gepriesen wird, als der gerechte und gute! Welch heillosen schädlichen Eindruck machen dergleichen unwürdige Lobpreisungen bey jungen Fürsten! Wie tief mufs aber selbst der Nachfolger, wenn er nicht alles Gefühl von Ehre und Gewissen verlohren hat, einen solchen niederträchtigen Götzendiener und Speichellecker innerlich selbst verachten! Was ist endlich von den Zuhörern aller Stände zu halten, die einen Leichenredner, der einen landkundigen Tyrannen wegen seiner Gerechtigkeit lobt, anstatt ihn stracks von der Canzel zu werfen, noch mit Gedult anhören mögen, wenn er auch gleich, zu Ehren seines schwarzen Rocks, nur mit tiefer Verachtung als ein schaamloser Lügner gebrandmarkt wird?

* *

Ein *übertriebenes* Lob ist, wenn nur etwas, auch allenfalls der geringste Theil einer Handlung, lobenswürdig ist. So ist es übertrieben,

einen König wegen seiner *Grofsmuth* zu loben, der von einem feindlich überzogenen Land nicht *mehr* nimmt, als es hat; der die Hälfte der angesezten Brandschatzungen nachläfst, weil er vorher wufste, dafs das Land nicht Vermö- noch Credit genug hatte, die andere Hälfte auch noch aufzubringen. Das hiefse einen Löwen loben, der nur gebissen und nicht zerrissen und gefressen hat. Uebertrieben wäre das Lob eines Fürsten, ihn als ein Muster *ehelicher Treue* vorstellen zu wollen, dessen Gemahlin und Maitresse fast zu gleicher Zeit ins Kindbett gekommen. Doch wer wird alle Categorien möglicher Uebertreibungen hererzählen? So lobte, um auch davon Ein Beyspiel anzuführen, ein armer Schlucker den friedfertigen König Friedrich I. in Schweden, als einen grofsen Helden. Der gute König lachte des unverdienten Lobes und sagte hernach zu seinen Hofleuten: Ich weifs am besten, was ich für ein Held bin; in meinem ganzen Leben habe ich eine Bataille bey Speyerbach geliefert, und bin tüchtig geschlagen worden.

Ueberhaupt gehören dahin alle Pleonasmen von Beywörtern des *unvergänglichen* Lobs von einer oft pappedeckelnen Dauer, des *un-*

sterblichen Nachruhms von einer ephemerischen Ewigkeit, und was zu dergleichen Spinnewebenzeug mehr gehört.

Das ungeheureste, übertriebenste Lob, das einem Regenten im *ersten* Jahr seiner Regierung an Kopf geworfen worden, ein Lob, das sich nur auf unvollkommene Anfänge, unreife Vorsätze und blofse Hofnungen gründete, ist das, welches *Sonnenfels* in der ersten academischen Vorlesung *) nach dem Tod der Kayserin Königin Maria Theresia, über ihren Thronfolger auf eine Weise herausposaunte, welche diesem alle Schmeicheleyen so aufrichtig hassenden Monarchen und jedem billigen verständigen Mann eckelhaft, ungereimt und abgeschmackt seyn mufste. Ja, eckelhaft ist, wie dieser mit so vielen Wohlthaten von Marien Theresien überhaüfte und bey ihrem Leben sie vergötternde Mann, diese von so vielen Seiten des unvergänglichen Lobes würdige Fürstin zu einem alten aberglaübigen Weib herabsetzt; wie er über Fremde, denen Oesterreich so unendlich viel zu danken hat, loszieht, und K. Joseph darüber in Himmel erhebt, dafs er nun blos mit

*) Sie steht auch im *Deutschen Museum* 1782. I. B. S. 322.

seinen eigenen Ochsen pflügen wolle; wie er Anstalten, die gleich in ihrer ersten Geburt erstickten, in vollendete Thaten verwandelt; wie er, gegen das bessere Wissen von ganz Europa, „*Bescheidenheit* als einen characteristischen Zug in der Oesterreichischen sittlichen National-Physiognomie„ herausstreicht, und, kraft eben dieser Bescheidenheit, andere Deutsche wie Zwergen gegen die Wiener-Riesen behandelt, und was des Winds, den man freilich an diesem Mann gewohnt ist, mehr ist. *Von Rezer*, Sonnenfelsens Schüler, Anbeter, und der Herausgeber dieser Vorlesung, fühlte das Uebertriebene dieser Prahlereyen selbst so stark, dafs er sie in der kleinen Vorrede dazu mit der Licenz eines Redners und Dichters bemänteln will; billig sollte aber ein solches die Jugend nur mit Einbildung und falschem National-Stolz aufblähende Gewäsche von Obrigkeits wegen verboten, und dem Redner, bey reiner Wahrheit zu bleiben, befohlen werden; wobey Liebe, Verehrung und Dank gegen einen guten und weisen Regenten immer mehr gewinnt, als wenn man ihm Plane und Handlungen andichtet, die er weder je gehabt, noch weniger bereits erfüllet hat. Das Drolligste bey diesem ganzen

Bombast ist, dafs sich der einbildische Mann zulezt in die Brust wirft und sagt: „Ich widerstehe nicht, mir in der Anwandlung eines schmeichelhaften Selbstgefühls zu sagen: Du hast diese Veränderung von der Zeit deines angetretenen Lehramts wenigstens vorhergesehen; du hast von diesem Lehrstuhle — wenigstens mehrere Tausende vorbereitet, die nun die Gröfse der Wohlthaten, welche der Monarch seinen Unterthanen *bestimmet*, in ihrem ganzen Umfange zu empfinden fähig sind„. Der Kayser mag wohl selbst nicht gewufst haben, einen *Propheten* in seiner Residenz zu besitzen; und das Wenigste, was er zur Würdigung eines solchen Manns hätte thun können, war wohl, nach dem tödtlichen Hintritt des grofsen *Kauniz*, den Professor zum Staats - Canzler zu machen.

* *

Ein Lob, zumahlen über gleichgültige Sachen, oder Kleinigkeiten, mufs, wenn es nicht seinen Werth verlieren soll, *nicht zu oft* erscheinen. Einen Fürsten zu loben, dafs Er sich gut kleide, gut zu Pferde sitze, u. s. w. hört auch wohl ein verständiger Herr einmahl mit Wohlgefallen an; eine beständige Wiederhoh-

lung macht lästig, und stellt den, der nichts anders Lobwürdiges vorzubringen weiſs, als einen Pinsel oder faden Schwätzer dar. Gleiche Beschaffenheit hat es mit allen bloſsen cörperlichen Vorzügen der Schönheit, guten Mine und Bildung *), ausserordentlichen Stärke, oder gar, wie vom Prinzen Absalon, langen Haarwuchses, wodurch sich nur ein schwacher oder eitler Egoiste geschmeichelt finden kann.

* *

Ein Lob muſs ferner nichts Zweydeutiges haben, keiner doppelten oder schiefen Deutung fähig seyn.

So lobte ein nun verstorbener alter Ober-Hof-Marschall seinen Herrn, einen geistlichen Churfürsten, gegen mich, wegen seiner exemplari-

---

*) Wovon *Gorani* im II. Band seiner *geheimen Nachrichten von Italien.* S. 363. ein illüstres Beyspiel von dem jetzigen Pabst Pius VI. mit den Worten anführt: „Es ist bekannt, daſs er sich gerne loben hört. Man spricht ihn entweder gar nicht, oder man erhält nur, was man sucht, indem man ihm schmeichelt; allein von allem Lobe, welches er so gefällig hinnimmt, berauscht ihn am meisten, was den edlen Anstand seines Ganges und die Schönheit seiner Figur angeht. Vielleicht ist diese Art Eitelkeit nie weiter getrieben worden, als bey ihm. Eine Menge Leute ohne Talent und Verdienst haben dadurch, daſs sie ihn mit diesem Weyhrauche einräucherten, Würden und Stellen erhalten.

schen Mäfsigkeit, mit den Worten: Er *behilft* sich täglich mit sechs Maafs Wein; welches vielleicht noch im vorigen Jahrhundert an diesem Hof eine Tugend gewesen war.

Einem auf seine oberflächliche Bücher-Kenntnifs eingebildeten eitlen Reichsfürsten ward vor einigen Jahren bey Besuchung der kayserlichen Bibliothek in Wien von ihrem Aufseher das vermeintlich grofse Compliment gemacht: Er sey so gelehrt, wie ein Professor! welches denen ihn begleitenden Prinzen zu einem muthwilligen Gelächter Anlafs gab.

Ein armer hungriger Kandidat, der eine Pfarre suchte, überreichte dem verstorbenen Fürsten von Waldeck, der die Parforce-Jagd leidenschaftlich liebte, in der besten Meinung ein Gedicht, das sich anfieng:

Par force Durchlauchtigster, *par force* mein Landes-Vater!

und bekam, statt der gehoften Pfarre, die Antwort:

Par force ein Narr, mein Herr!

Von dieser Art ist auch das beissende Epigramm, das auf K. Friedrichs II. in Preussen Vorliebe und Anhänglichkeit an Voltaire und die

übrigen Franzosen gemacht worden, dessen Anfang mir aber entfallen ist:

— — — Denn Friedrich gleichet Gott;
Er straft die Sünde zwar,
Allein er liebt den Sünder.

Ingleichen das spätere:

Nicht lauter Weise braucht ein König,
Er höret auch die Narren an.
— — — — — — —
Der gröſste Fürst kann diſs nicht ändern;
Doch der, den Witz und Geist erhob,
Nimmt, zu der Unterthanen Lob,
Die Narren nur aus andern Ländern.

* *

Ein *erbeteltes*, ein *erkauftes Lob*, eine Bestechung zum Loben ist, wenn ein König oder Fürst einen Mann, den er zu seinen Absichten dienlich findet und dessen Empfänglichkeit nnd Reizbarkeit er im Voraus versichert ist, mit Höflichkeiten, Distinktionen, Ehren-Bezeugungen, auch wohl mit wohl ausgesonnenen Geschenken, auszeichnet, um durch sein Organ sich Freunde an seinem Hof, vornehmlich aber durch ihn sein eigenes Lob ausposaunen zu machen. Wie viele politische Wunderwer-

ke sind auf diesem Wege durch eine zu rechter Zeit und mit guter Art angebrachte Tabatiere, durch einen Ring, durch etliche Ellen Band, durch einen der Frau absichtlich verschaften Vorzug, durch eine höfliche Unterredung und Herablassung *), ja durch einen Blu-

---

*) d'*Anquetil Louis XIV. sa Cour etc.* T. III. p. 246. fuhrt ein solches Beyspiel der Unterredung von Ludwig XIV. und dem berühmten Banquier Bernard an, das um seiner Originalität und wunderthätigen Würkung willen verdient, mit seinen eigenen Worten wiederholt zu werden: *Le Controleur general l'amena aussi à une complaisance, qui fait contraste avec sa hauteur ordinaire. Il y avoit à Paris un fameux Banquier, nommé Samuel Bernard, l'homme le plus riche de l'Europe, dont le crédit fort étendu pouvoit être de la plus grande ressource, s'il consentoit à le preter au Roi; mais comme il lui devoit beaucoup et qu'on lui avoit souvent manqué de parole, il ne vouloit donner ni fonds, ni papiers. — Il sentoit ses forces, et la necessité faisoit, qu'on le traitoit avec des grands ménagemens et beaucoup de distinctions. En vain Desmarêts lui representoit l'excés des besoins les plus pressants et l'énormité des gains, qu'il avoit fait avec le Roi. Bernard restoit inébranlable. Cependant, disoit le Ministre au Monarque, il n'y a que lui qui nous puisse aider. Je connois ses affaires. Il est en état. Il n'est question, que de vaincre sa volonté et l'opiniatreté insolente qu'il montre. C'est un homme fou de vanitè et capable d'ouvrir sa bourse, si Votre Majeste daigne le flatter. Le Roi y consentit, et pour tenter ce secours avec moins d'indecence, il fut convenu, que Desmarêts inviteroit Bernard à venir travailler et diner avec lui à Marly. Il le presenta au Roi au*

menstraufs schon zuwegen gebracht worden! Und wenn man einerseits sich selbst nicht verhehlen kann: Wie sich oft die gesetztesten, gescheutesten Leute durch dergleichen Künste fangen lassen können und mögen, so mufs man andererseits eben so sehr darüber erstaunen: Wie so leicht es den Göttern der Erde ist, die Herzen der Menschen zu gewinnen!

Ludwig XIV. in Frankreich in seinem Jahrhundert, Friedrich II. in Preussen und Catharina II. in Rufsland, in dem ihrigen, haben in diesem Manövre und dessen glücklichen Gebrauch alle Könige in Europa längst übertroffen, wo-

---

moment de sa promenade. Louis XIV. lui fit un accueil distingué, et après quelques mots obligeans lui dit: Vous êtes bien homme à n'avoir jamais vû Marly. Venés avec moi, je vous le montrerai et aprés cela je vous rendrai à Desmarêts. Bernard suit. Pendant toute la promenade le Roi n'adresse la parole, qu' à lui, le consulte, lui montre, lui explique toutes les beautés avec les graces qu'il savoit si bien employer, quand il vouloit combler les gens. Le Banquier, revenu chès le Controleur General, ne peut trouver assés d'expressions pour louer un Prince si grand, si doux, si affable. Dans ses transports de tendresse, il dit: Qu'l aimeroit mieux risquer de se ruiner, que de le laisser dans l'embarras. Desmarêts saisit l'occasion, et en tire plus, qu'il n'espcroit. Ainsi le malheur humanise les Princes. Louis XIV. voyoit alors les horreurs de la misére autour de lui.

von die auffallendsten Beyspiele und deren Würkungen, wenn es nicht schon allgemein bekannt wäre, angeführt werden könnten.

* *

Man könnte mit gutem Grund in diese Classe auch alles gewöhnliche Zeitungs- und Journalisten-Lob rechnen. Welche Encyclopedie von Dünger würde es geben, wenn man den *Lob-Mist* auch nur von einem Jahrgang beysammen hätte.

* *

Was ein *unverschämtes* und eben dadurch *eckelhaftes* Lob sey, das würde der gewesene Studtgardter - Professor, *Scheidemantel* *), wenn er noch am Leben wäre, am besten erklären, als welcher in einer akademischen Oration den anwesenden Herzog Carl von Würtenberg so unmäſsig lobte, und so unverschämt über alle groſsen Männer der vergangenen Zeiten hinaussetzte, daſs dieser Fürst, der

---

*) Es ist eben der Schmierer, der den dem Land so verhaſsten und an sich selbst so verwerflichen Diensthandel des Herzogs Carl in einer Schutzschrift so plump und ungeschickt vertheidigte, daſs ihm anstatt der verhoften Belohnung vielmehr die Unterdrückung dieser vermeinten Apologie anbefohlen wurde.

doch sonst eine gute Portion Lob vertragen konnte, in edlem Unmuth selbst ausrief: *Nein! das ist zu arg.*

Vor mehr als tausend Jahren sang schon ein Dichter:

Dummodo sit dives Barbarus ille, placet.

So wird es nach uns zu allen Zeiten bleiben; nur daſs auch die Unverschämtheit im Loben mehr modernisirt, vergoldet, versilbert oder wenigstens überfirniſst wird. So hat man noch vor Kurzem das berühmte englische Volkslied: *God save the King*, in einer deutschen metrischen Uebersetzung auf einen deutschen Fürsten, der sich einer solchen Beatification gewiſs nicht vermuthen konnte, applicirt. Zum Glück wars nur in einer Comödie; Comödianten und Dichtern aber ist, nach dem Sprüchwort, wenigstens im Loben, alles erlaubt.

Geht man aber in die ältern Zeiten zurück, so kann man sich vollends keinen Unsinn denken, der nicht durch den Aberglauben der finstern Jahrhunderte auf die Rechnung des Lobes der Könige und Fürsten gesetzt worden wäre. Dahin gehört der verjährte Wahn, daſs ein König von Frankreich durch das bloſse Anrühren die Kröpfe vertreiben könne. Zum Glück wa-

ren die Erfinder dieses Mährgens so gescheut, ihre Könige dabey die Worte sprechen zu machen: *Der König rührt euch an; Gott heile euch.* Die alte National-Eifersucht zwischen Frankreich und Oesterreich liefs nicht zu, dafs die Könige in Frankreich sich dieses hohen Vorzugs allein zu rühmen haben sollten; daher kam ein anderer schlauer Kopf auf die Entdeckung: Dafs, wenn ein Erzherzog von Oesterreich einem Kropfigten ein Glas Wasser reiche, solcher davon genese. Der Einfall war so schlimm nicht, wenn die Vorsicht dabey gebraucht worden, das Wasser über gebrennten Schwamm filtriren zu lassen, durch welches Hausmittel vorgeblich Kröpfe, wenigstens bey Hunden, warum nicht auch bey leibeigenen Bauren? geheilt werden sollen. Das Seitenstück von dieser Kropfcur ist die eben so wundersüchtige Sage: Dafs, wenn ein Herr aus dem Hause Oesterreich einen Stotterer küsse, ihm die Zunge dadurch gelöst werden soll; welche Gabe aber wahrscheinlich mit Erlöschung des alten Habsburgischen Stamms gleichfalls abgestorben ist.

Keine Mifsgestalt, kein Natur-Fehler ist so grofs, so sichtbar und auffallend, dafs daher

nicht Gelegenheit zu Lobserhebung der Könige und Fürsten wäre genommen, oder doch jene Ungeberden wären bemäntelt und entschuldiget worden. Ein solcher Lobhudler, Nahmens *May* *), hat sogar den Prinzen des Hauses Oesterreich ihr langes Kinn und grofse Lippen als einen Beweis ihrer Gottesfurcht, Beständigkeit und Aufrichtigkeit angerechnet. Da nun, durch Einpfropfung des Oesterreichischen auf Lothringischen Stamm, die, wahrscheinlich von der berühmten Margaretha, genannt *Maultasche*, herrührenden grofsen Lippen in eine schönere und regelmäfsigere Gesichtsform verwandelt worden, welche Ungereimtheiten würden daraus folgen, wenn man den Schlufs machen wollte, dafs mit dem Verlust der grofsen Lippen auch die Oesterreichische Gottesfurcht, Beständigkeit und Redlichkeit verlohren gegangen seyen!

* *

Ein *närrisches* Lob war, um nur ein Beyspiel davon anzuführen, als der Burgermeister

---

*) *Les Princes de la Maison d'Autriche ont reçu de grandes graces de Dieu et de la nature; de la nature, en ce qu'ils ont tous le menton long et les levres grosses, ce qui témoigne leur pieté, constance et integrité. V. l'Etat de l'Empire*, p. 67.

eines kleinen Waldeckischen Landstädtgens Kayser Carl VI. auf seiner Durchreise nach Engelland und Spanien, nach damaliger Zeit Sitte, mit einer Anrede complimentiren wollte, und nach den gewöhnlichen Titeln von: Allerdurchlauchtigster, Grofsmächtigster etc. mit eins aus seinem Text in den christlichen Glauben kam, und fortfuhr:

„Allmächtiger Schöpfer Himmels und der Er„de„. Der gütige Monarch antwortete: Zu viel, zu viel! Und damit hatte die Oration noch vor ihrem Anfang ein Ende.

* *

Es giebt ein, wie man es so nennen könnte, *negatives* Lob, das man Fürsten, wegen freywillig oder gezwungen unterlassenen Handlungen beylegt; in welcher Kunst die ehemaligen Leichen-Redner vorzügliche Meister waren. So lobt man einen Herrn wegen seiner Sparsamkeit und guten Wirthschaft, weil es ihm an Geld und Credit fehlte, länger ein Verschwender und Schuldenmacher zu seyn; einen andern Fürsten wegen seiner musterhaften Keuschheit, weil die Sünde ihn wider seinen Wunsch und Willen verlassen hat; wegen seiner christlichen Gelassenheit, weil ihn seine mächtigere Feinde von Land und Leuten gejagt hatten; wegen seiner Unterwerfung in den göttlichen Willen, weil er zwischen vier Mauren eingesperrt war, u. s. w. Manches von

allem

allem diesem kann ganz oder zum Theil wahr seyn; es kann ein Fürst durch eigene Noth, Schuld und Schaden, oder durch erschütternde Beyspiele seiner Vorfahren und Agnaten wo nicht gründlich gebessert, doch gewitzigt worden seyn. Wenn man aber von jener innern geänderten Gesinnung keine probhaltige Beweise hat, so ist es immer am Besten, lieber gar zu schweigen, und es Gott, dem Herzenskündiger und eben so gerechten als barmherzigen Richter aller Menschen zu überlassen, als ein unbedachtes und ungeprüftes Lob zu verschwenden.

* * *

Wie vieles wäre nun noch von der eigentlichen Seelen-Krankheit der Könige und Fürsten, von ihrer Lob- und Ruhmsucht, Ehrbegierde, Ehrgeiz, von ihrer Selbstliebe und Eigenlob zu sagen, und mit Thatsachen, mit ihren eigenen, ungezwungen und ungekünstelten, aus den innersten Drang und innigsten Gefühlen ihres Herzens geschöpften Bekenntnissen, zu belegen und eben dadurch ganz anders zu beweisen, als man es in denen übrigens viel Gutes, Schönes und Wahres enthaltenden, gewöhnlichen moralischen Schriften findet. Ein verständiger Baumeister, wenn er auch planmäſsig nach seinem Riſs arbeitet, läſst immer das Fundament sich erst setzen, ehe er mit dem Ueberbau eilt; ein weiser Arzt überladet seine Kranken nie mit Arzneyen und ist Diener der

Natur, aber nicht ihr Stürmer. In allen Fällen dieses Lebens, selbst auch im Dienst der Wahrheit, mufs man das: *Modice sapere*, üben lernen, und das alte Wort: Reden hat seine Zeit, und Schweigen hat seine Zeit, niemahls vergessen.

Es mag also, besonders zu unserer jezigen Zeit, wo sich die Könige und Fürsten selbst unter einander in die Wette loben, und von andern bifs znm Eckel blind, taub, stumm und todt gelobt werden, an diesen Prolegomenen genug seyn; weiter zu gehen, führte nur auf Vesuvischen Boden, vor dessen verschlingenden Lava zwar manchmahlen ein zeitiges Fliehen sichert, die heisse Asche aber schon die Fersen des Wanderers versengen könnte.

Vom Loben der Todten, vom Loben der Gelehrten, in ihren Reden, Schriften und Gedichten, vom Loben der Könige und Fürsten durch Monumente, Innschriften, Kupferstiche und Münzen, könnte villeicht auch manches gesagt werden, das wenigstens amüsirte, wenn es auch nicht besserte; man mufs aber auch andern was übrig lassen, und, nach einem alten deutschen Sprüchwort, aufzuhören wissen, wann's einem am besten schmeckt; welches besonders, bey jeziger allgemeinen Theurung, immer noch zur practischen Lebens - Weisheit gerechnet werden könnte.

VIII.

Vermischte Bemerkungen

über

Könige und Fürsten.

I.

Was der Kayſer, als Richter im Reich, seyn sollte und nicht allezeit ist.

* *

Der Kayser sollte der Beschützer und Beschirmer jedes rechtschaffenen deutschen Mannes seyn. Jeder gewissenhafte Fürstendiener, wenn er im harten Kampf gegen unehrbare, Land und Leuth verderbliche Zumuthungen und Anstalten, endlich weichen, oder gar unterliegen müssen; wenn er von der Rotte der Bösen gedrückt, verfolgt, miſshandelt, beschädigt wird, sollte zu diesem Hüter der Gesetze, zu diesem Richter der Fürsten, mit Zuversicht seine Zuflucht nehmen, und *thätige* Hülfe,, Rettung, Entschädigung verhoffen können. Diſs würde der Sclaven weniger machen, hingegen den Muth so mancher unter geheimen Druck und Noth seufzender Biedermänner stärken und entflammen, vor Tugend, Recht, Gesetz, Wahrheit und das allgemeine und besondere Vater-

land mehr zu *wagen*, als, leider! je länger je weniger geschicht. Statt dessen bleibt dem gedrückten, verfolgten und leidenden Mann nichts übrig, als mit dem Stab in der Hand und den Acten unterm Arm nach Wien zu wandern; um Justitz zu schreyen und zu betteln; sich von einer Thür zur andern weisen und abweisen, mit stolzem Blick anklotzen und zum Lohn seiner Tugend mit spottendem Hohnlachen abfertigen zu lassen. *Klagen* mag er dann, das wird ihm freilich nicht verwehrt; das ist's aber auch alles, und der ganze Zuschnitt dieser Krebs- und Schnecken-Justiz löst sich in der alten Fabel auf: Dafs es so lange währt, bifs der Müller, das Kind oder der Esel, stirbt. Hat der Leidende in seinem Ministerial-Dienst vollends das Unglück gehabt, sich dem Kayserlichen Hof mifsfällig zu machen, so kommt Kunst der phlegmatischen Natur der Reichs-Justiz-Pflege vollends zu Hülfe, und der Leidende mag sich immerhin gefafst machen, bey Uebergebung seiner ersten Klagschrift sich zugleich seine Grabstätte in Maria-Hülf oder einer andern Vorstadt zu bestellen.

Sage man nicht: Der Richter ist nicht nur an die Gesetze, sondern auch an die Form der Ge-

richts-Verwaltung gebunden; er kann sich keinen Vorwürfen, oder gar einem Recurs an den Reichstag darüber aussetzen; kann nicht eilen, wo er nur gehen darf; und was der leidigen Tröstungen und vermummten Entschuldigungen mehrere sind. So spricht nur ein Richter, *wenn er nicht ernstlich helfen will*; die ganze vernünftige Welt hält aber einem Arzt nicht nur erlaubt, sondern als Pflicht, ein *hiziges Fieber* anders, als ein *Quartan-Fieber* zu heilen.

So war's sonst nicht; hingegen war das Kayserliche Richteramt auch in gröſserer und würksamerer Verehrung und Ansehen, als jezo, und als es je länger je weniger werden wird; und das mit Recht. Wie kann ein Richter Respect und Liebe fordern, der dem Guten, der zu ihm flieht, nicht hilft, und den Bösen, der vor ihm zittern sollte, nicht straft?

Ein Minister mag immerhin ein kundbarer Bösewicht, mag immerhin das Werkzeug des Verderbens seines ganzen Landes seyn; wenn's zwischen Herrn und Land zur Klage beym Reichs-Hofrath kommt, geht er nicht nur frey aus, sondern, wenn er die Vorsicht gehabt hat, seinen Herrn in der Abhängigkeit des Kayserlichen

Hofs oder vielmehr des Hauses Oesterreich zu erhalten, kann er noch über diſs auf dessen *besondern Schutz* Rechnung machen. Der von andern Höfen zweimahl weggejagte, nichtswürdige Würtembergische Minister, *Montmartin*, ward nach seiner letzten Dienst-Entlassung nicht nur mit dem Kayserlichen Geheimen Raths-Character behängt, sondern noch den Sächsischen Fürstlichen Höfen als Gesandter aufgedrungen; hingegen mein Vater, der Wortführer der Landstände, bey denen über seine grausam harte Vestungs-Gefangenschaft von seinen Principalen am Reichshofrath geführten Klagen, nicht nur fünf Jahre lang hülflos gelassen, sondern noch von dem damaligen Reichs-Vice-Canzler, Fürsten Colloredo, auf angeblichen Befehl Kayser Franzens I. nach Wezlar geschrieben: Daſs wenn etwa von uns Kindern an dem Reichs-Cammer-Gericht Klagen und Schreyen um Justitz angebracht würden, solche *unterdrückt* werden sollten. Auf ernstliches und drohendes Andringen der die Würtembergische Landes-Verfassung garantirenden Königlichen Höfe, erfolgte endlich den 6. Sept. 1764. der Reichshofraths-Schluſs: Den Gefangenen seiner fünfjährigen Haften *unverzüg-*

lich zu entlassen. Der in ganz Deutschland als ein Justitz-Mäckler bekannte, längst vor einem höhern Richter stehende, damalige Referent knüpfte aber noch die leichtfertige Clausul daran: „Wofern sich sämtliche von den Landständen angezeigte Umstände angebrachter Maafsen verhalten sollten„; als ob man difs nicht binnen fünf Jahren hätte erfahren können; als ob es nicht die erste Pflicht des Referenten gewesen wäre, vor allem andern das *Factum* in allen seinen begleitenden Umständen aufzuklären? Wenn nun der Herzog Carl sich an den Buchstaben der Reichs-Hofräthlichen Verordnung gehalten hätte, würde er eine gleifsnerische von dem Hof-Publicisten verfafste Paritions-Anzeige übergeben, zu gleicher Zeit aber eine *Untersuchungs-Commission* zu Erörterung der angeblichen Klagen niedergesetzt haben, welche dann als eine im Fürsten-Recht gegründete ordnungsmäfsige Anstalt von dem gewissen-und gefühllosen Referenten eben wohl würde gebilliget, die Commission selbst aber zehen, zwanzig oder hundert Jahre hinaus gezerrt worden seyn, inmittelst der ehrwürdige Patriot in seinem Felsennest hätte schmachten und verschmachten können. Der Herzog

war aber gerechter, als seine Richter. Er hätte sich auch gegen die Königliche Höfe noch lange mit allerhand Ausflüchten behelfen können; sein Gewissen sprach aber stärker, lauter mit ihm, als der Reichshofrath; er entliefs, ohne von jener Clausul Gebrauch machen zu wollen, den Unschuldigen, und vergütete in den nachfolgenden 20. Jahren seines langen Lebens die ehemalige Härte durch hundertfache Beweise von Reue, Güte, Vertrauen, Achtung, und Ihm, und seinen im Würtembergischen angesessenen Kindern und Kinds-Kindern, bewiesene Wohlthaten.

2.

Gott behüte uns vor dem Original!

Sey König! brich dem Volke deinen Eid;
Du wirst bewundert, wärst du noch so klein!
Führ' ungerechten Krieg, und werde reich
Durch Kirchenraub: Dein Pöbel staunt dich an.
Nicht lange! die gerechte Nachwelt nimmt
Den Prüfstein in die Hand; sie prägt das Gold
Mit edlem Stempel; falscher Münze drückt
Ihr sichrer Arm ein daurend Brandmaal auf *).

---

*) Graf Friedr. Leop. *von Stolberg* in dem Gedichte: Der Prüfstein, im *Deutschen Museum* 1783. Nov. S. 388.

3.

Fürsten - Generationen.

Adam zeugte einen Sohn nach seinem Bilde. So gehts durch das ganze Menschen-Geschlecht; so sind auch die Fürsten-Generationen, durch ganze Geschlechts-Reihen hindurch. Manchmahl bleibt von der Art der Mütter, von ihrem Phlegma, von ihren Capricen, von ihrer Gutmüthigkeit, u. s. w. was hangen. Das giebt dann Spielarten, zwischen welchen aber das eigene des Stamms immer hervorsticht.

Als die Schwedischen Reichs-Stände im Jahr 1633. nach dem Tod ihres grofsen Königs, über die Thronfolge der weiblichen Descendenz berathschlagten und endlich eins wurden, dafs die Tochter Gustavs, Christine, den Thron besteigen sollte, fieng ein Mitglied des Bauren-Stands, Lorenz, an, zu fragen: Was ist das vor eine Tochter von unserm König? Wir wissen von keiner, und haben sie nie gesehen. Die ganze Versammlung fieng darüber an zu murren; der Land-Marschall antwortete dem Zweifler aber: Ich will sie Euch weisen, wenn Ihr sie sehen wollt. Die Prinzessin wurde darauf herbeygehohlt, und den Bauren, besonders aber dem unglaubigen Lorenz gewiesen, der sie dann ge-

nau betrachtete, und endlich in die Worte ausgebrochen: *Ja sie ist es leibhaftig; das ist die Nase, das sind die Augen, das ist die Stirne von unserm Kônig Gustav. Sie soll unsere Königin seyn* *).

Diese genealogische Feuer-Probe dürfte man heut zu Tage nicht überall mit gleicher Zuversicht anstellen.

4.

Barometer der Fürsten - Natur.

*　　*

Es heifst fast bey allen Fürsten, die über ihre 60. Jahre hinaus sind: *Initium fervet, medium tepet, finis friget*, und das Ende ist gemeiniglich: Sie fahren ihren Vätern nach, und sehen das Licht nimmermehr. Sie überleben sich selbst, und ihr Geist vermodert bey lebendigem Leibe. Friedrich II. war eine Ausnahme, deren jedes Jahrhundert etwa ein Paar aufzuweisen hat; wie viele Seelen, möchte man sagen, wohnten aber in diesem *Einem?* Gemeiniglich vermodern ihre alte Diener mit ihnen; der ganze Gang der Geschäfte erschlafet, und allmälig wird

---

*) *Memoir. de la Reine Christine par Mr. Archenholz* T. I. p. 23.

ein lebendiges *Castrum doloris* aus der ganzen Regierung.

5.

Physiognomisches Fragment von D. Luthern.

Luther speiste einst bey seinem Herrn, Churfürsten Johann Friedrich zu Sachsen; und Herzog, nachheriger Churfürst Moriz, als ein noch junger Herr, war mit an der Tafel. Der Churfürst fragte Luthern: Was er von diesem Vetter halte? Luther sah' Morizen scharf an, und gab hernach, aus vielleicht unbekanntem Triebe, die Antwort: *Der Churfürst soll zusehen, daſs er nicht einen jungen Löwen aufzöge;* worauf dieser erwiederte: *Ich hoffe das Beste.* Der Erfolg dieser Weissagung ist allgemein bekannt.

6.

Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg gestorben 1795.

Von dem in seinem 64. Lebens-Jahr, nach einer nur anderthalbjährigen kurzen und kraftlosen Landes-Regierung, plötzlich verschiedenen, Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg, konnte man mit *vollem* Recht das Wort des *Tacitus* wiederhohlen: *Major privato visus, dum pri-*

vatus fuit *), *et omnium consensu capax imperii, nisi imperasset* **).

Von seiner Hof- und Staats-Dienerschaft und der dabey bewiesenen Wahl und Klugheit aber kann man mit eben so vielem Recht das Wort des Tacitus nachsprechen: *Amicorum libertorumque ubi in bonos incidisset, sine reprehensione patiens, si mali forent, usque ad culpam ignarus.*

7.

Ich werde mich nicht, wie mein Bruder Carl, behandeln lassen.

Als König Jacob II. in Engelland 1685. zur Regierung kam, hielt er in seinem Rath eine wohl ausstudirte Rede, worinn er in sehr abgewogenen Ausdrücken versprach, die Nation und die Kirche bey ihren Rechten und Freiheiten zu schüzen. Die Geistlichen waren die ersten, die auf ihren Canzeln das Lob derselben ausposaunten; und einige giengen so weit, zu sagen: Die Gesetze selbst können uns nicht so grofse Sicherheit geben; denn wir haben das Versprechen von einem König, und zwar von einem solchen

*) Da er nur noch Prinz war.

**) Wenn er nicht Herzog worden wäre.

König, der noch nie sein Wort gebrochen hat. Die Universität zu Oxford versprach in ihrem Glückwunsch-Compliment: Ihm ohne Einschränkung und Vorbehalt zu gehorchen. Nur auf diese Art zu reden, konnte man seinen Hof bey ihm machen. Die Leute, welche sagten: Sie zweifelten nicht, daſs er die durch die Reichs-Gesetze festgestellte Religion aufrecht halten würde, machten sich dadurch schon verdächtig, der königlichen Autorität zu nahe treten zu wollen; und eben deſswegen empfand es der König sehr übel, daſs die Geistlichkeit der Stadt London in ihr Glückwunsch-Compliment einfliessen lieſs: Daſs ihre durch die Grundgesetze befestigte Religion ihnen lieber als ihr Leben sey. Auch währte es nicht lange, daſs sich der König öffentlich erklärte: *Daſs er sich nicht wie sein Bruder Carl behandeln lassen würde, und keine Personen um sich leiden wolle, als die ihm blindlings und in Allem zu dienen sich entschliessen könnten**).

*) *Burnet Memoir.* T. III. p. 11.

8.

Der würdige Fürst.

* *

Eine Schilderung in des Chur-Pfälzischen Kirchen-Raths, Herrn *Kaibel*, Jubel-Rede bey dem Beschlufs der funfzig jährigen Regierung Churfürstens Carl Theodor zu Pfalz-Bayern. Den 31. Dec. 1792:

Ich denke mir in der Person eines *würdigen Fürsten* einen Mann, der es sich zur heiligen Gewissens- und Herrscherspflicht macht (unbeschadet seiner eigenen Ueberzeugung, die eines jeden Erdensohnes erstes Heiligthum bleibet, sobald er über sich und seine Bestimmung nachdenken kann), nicht nur *der* Religion, zu der sich der gröfste Theil seiner Untergebenen bekennet, *Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen*, und ihre Bekenner gegen jeden *Eingriff* auf ihre *Besitzungen, Gerechtsamen* und *Freiheiten* zu *schützen;* sondern, der auch als ein Beförderer *der edlen Freiheit zu denken*, zugleich eine jede gröfsere oder kleinere *Gesellschaft duldet*, die friedsam *ihres Glaubens leben will;* wenn die Glieder derselben nur die Geschäfte und Pflichten thätiger und ge-

getreuer Bürger des Staates gewissenhaft erfüllen. Befohlne, vom Throne her begünstigte *blinde Anhängigkeit an hergebrachte Meinungen*, ist eine fruchtbare Mutter der *Heuchelei* und *Unredlichkeit. Druck*, oder gar *Verfolgung*, solcher die gern ihres Glaubens leben möchten, erzeugt *Miſsmuth* und *Abneigung*. Beide sind wie mich dünkt, als *Fesseln des menschlichen Geistes*, für den, der sie anlegt, und für diejenigen, welche sie tragen müssen, gleich entehrend, und können in ihren Wirkungen sehr gefährlich werden. Die *wahre Religion* muſs Alles auf *Gottes*- und *Menschenliebe* zurükführen. Hier gelten keine *Zwangsgesetze*, sondern lediglich die Stimmung der allgemeinen Menschennatur; in deren Besitze, der Fürst einem jeden, der denken, glauben und empfinden kann, so lange das Recht lassen wird, zu denken, zu glauben und zu empfinden, wie auf den Verstand und das Herz eines jeden gewirket wird, biſs er beweisen kann, daſs sein Verstand übermenschlich sey, oder daſs er ein mehr als menschliches Recht habe, auch *da* zu gebieten, wo die *Kraft des menschlichen Geistes über jedes Gesetz erhaben ist!*

Verzeihet mir diese Anmerkung, l. Z! die eine ganz richtige Folge deſs, wie ich glaube, eben so richtigen Gedankens war, daſs *die Verfassung in der ein Fürst lebt*, wenn sie anders nicht in sich selbst nachtheilig ist, *den Gang seiner Verordnungen zum möglichsten Wohlstande derselben leiten müsse.* Es wird mir jezt leicht den Werth der Regierung eines solchen Mannes, in einer kurzen Schilderung darzustellen.

Er wählt die *einsichtvollsten, geprüftesten Männer*, an seiner Seite über *das gemeine Beſste* zu *rathschlagen*, und macht ihnen, so gewiſs er dasselbe will, offene *Geradheit* und *Uneigennützigkeit* zur ersten ihrer Pflichten.

In den *Aemtern* seiner Herrschaft harren, von ihm *genau beobachtete Pfleger der Gerechtigkeit* auf *genaue Vollziehung* seiner Befehle; und zählen auf seine Unterstützung und mächtige Hilfe, so oft sie die Sicherheit und Wohlfahrt des Landes, im Kampfe mit eigensinnigem *Vorurtheile*, uneigennützig suchen. Sie wissen, ihr Gebieter schlafe nicht — und sind bereit, sich wachend finden zu lassen,

so oft er Rechenschaft von ihrem Haushalten fodert.

Vor seinen Augen gehet das wahre *Verdienst* nicht unbemerkt, in kleinmüthiger Verborgenheit. Kaum zeigt sich ihm der Werth desselben, und dem Verdienstvollen ist seine Stätte bestimmt, auf welcher er leuchten und segnen kann.

Dem niedern *Landmanne* zeigt er zweifache Vaterhuld. Er kennt den *Ackerbau*, und des emsigen Bauern mühvolle Arbeit, als die *Grundlage* des *allgemeinen Wohlstandes* und seiner *eignen Macht* und *Gröſse*. Je ergiebiger der Boden ist, dessen Herr er heiſst; desto sorgfältiger sinnet er auf Anstalten, die Fruchtbarkeit desselben zu erhöhen und zu vervielfältigen. Er befördert den Anbau noch nicht gekannter werthreicher Produkte, damit der unverdroſsne Fleiſs durch zweifachen Ertrag vergolten werde. Und damit den *Pflanzer* die *Hoffnug seines Pflanzens* nicht trüge, indem er *arbeitmüde schläft*, schaffet der für des Landes Wohl *wachsame Fürst*, nicht nur die Hindernisse des Gedeiens weg, die den Saaten, *wie die Pestilenz dem Menschen*, im Finstern, Verderben drohen; sondern er ermuntert

auch von Zeit zu Zeit, den sich vorzüglich auszeichnenden Landmann, durch ein ehrenvolles Denkmal seines Fleisses; damit der Belohnte für die Menge, die mehr durch Beyspiel, als durch Belehrung geleitet wird — ein beglückendes Muster der Nachahmung werde.

Den Segen anderer Länder, auch in dem seinigen durch Umtausch einheimisch zu machen, und zugleich den Werth der Erzeugnisse seines Landes zu erhöhen, begünstiget der weise Fürst die *Handlung*, und giebt dem Handelsmanne, auch mit Verzicht auf eigenen Gewinn, ansehnliche Freiheiten. Er errichtet solche Fabriken, durch welche die *Produkte des vaterländischen Bodens* verarbeitet, und so mit zweifachem Gewinne dem Auslande dargeboten werden.

Wenn schon *das Aeussere* der Wohnung, in der des Landes Herrscher thronet, sich durch Kunstfleiſs von der Hütte des Landmannes, von dem Wohnhause des Bürgers unterscheiden muſs, so ist es ihm gewiſs auch nicht gleichgültig, ob der Aufwand der auf diesen Pracht, von den Schätzen seines Landes verwendet wird, wieder auf dasselbe zurükströme — oder Fremden zu Theil werde. Er stiftet Pflanzstätte der *Künste*, damit das Kunstgenie in der

Nähe Nahrung finde; ohne sie mühselig und mit vielem Aufwande in der Ferne suchen zu müssen. Gedeihet ein Künstler unter den Schaaren seiner Kinder, dann lohnet denselben sein vorzüglicher Beifall; und das Innere des Fürstenhauses, ist des Fleissigen Stolz und Belohnung.

Er ruft die *Weisheit* aus der Ferne, damit sie dem Vaterlande leuchte, und seine Kinder ihre Wege lehre, Mit fürstlichem Aufwande, sammelt er die Hilfsmittel zur Aufklärung, damit in jedem Fache der *Wissenschaften* und *Kenntnisse*, ihr wohlthätiges Licht alle Stände seines Volkes bestrale. Ihm grauet vor einem erleuchteten Volke nicht — weil er das Licht nicht scheuen darf.

Ohne Neid sieht er Andere, Welttheile beherrschen; Schaaren vor dem Schwerdte despotischer Eroberer zittern. Ihm genüget seines Landes Heil; seiner Kinder Freude und Liebe. Darum sucht er den *Frieden* als das sicherste Mittel, jeden Segen, den sein weises liebevolles Herz dem Volke zugedacht hat, das ihn als Vater ehrt, zu erhalten und dauerhaft zu machen.

9.

Der unter die Hand Gottes sich tief beugende Fürst.

Herzog Friedrich Ulrichs zu Braunschweig Regierung fiel in die Zeiten des dreyssigjährigen Kriegs. Sein Land war mit kayserlichen Truppen besetzt; am Reichs-Cammer-Gericht zu Speyer verlohr er einen Procefs nach dem andern, und das von Kayser Ferdinand II. im Reich publicirte und mit Gewalt der Waffen vollzogene Restitutions - Edict bedrohte ihn mit dem Verlust eines nahmhaften Theils seiner Lande. Von seiner in dieser Lage bewiesenen Fassung nun meldet sein Leichen-Redner: „Durch solche widrige Schicksale ward das Gemüth des Herzogs sehr gebeugt. Denn als er einsmahls Ao. 1629. am 11 Sept. seinen Hofprediger Tuckermann die Worte Davids 2. Samuel 15. 25. 26. *Werde ich Gnade finden vor dem Herrn, so wird er mich wieder hohlen; spricht er aber: Ich habe nicht Lust zu dir, siehe, hie bin ich, er machs mit mir, wie es ihm gefällt!* abhandeln gehört, hat er alsbald nach der Predigt an ihn geschrieben: Er hätte heut einen solchen Trost aus seiner Predigt geschöpft,

dafs, so es Gottes Wille wäre, ihm das Land, und auch die Festung Wolfenbüttel nicht länger zu gönnen, so wollte er wohl zufrieden seyn; und sollte ihm das Land zur Seeligkeit schaden, so begehre er's nicht, sondern wolle sein Gemüth zum ewigen Gut setzen „.

10.

Der fragende Fürst.

Im Deutschen Museum des Jahrs 1783. I. Band S. 482. sind etliche läppische, kindische und ungereimte Fragen aufgezeichnet, welche der königliche Schwachkopf, Ludwig XV. in Frankreich an seinen neuen General-Controlleur Silhouette, an den venetianischen Botschafter, und an den als Sieger von Port-Mahon zurück gekommenen Marschall *von Richelieu* gethan. Ich könnte, wenn es mir anstühnde, ein Dutzend ähnliche Fragen von regierenden, oder doch regieren sollenden, deutschen fürstlichen Schwachköpfen daneben stellen; es mag aber an der wichtigen, jenen Erzählungen angehängten Lehre genug seyn. Sie lautet also:

„Edler Jüngling, der du einst deine Kräfte dem Staat widmen willst, lafs dich dieses nicht niederschlagen. Suche deinen Lohn

in dir selbst und in dem Beyfall weniger wahren Edlen, und mache dich stark, auch allenfalls Fragen, wie diese, auszuhalten„.

II.

Der fürstliche Bier-Wirth.

* *

Heut zu Tag fällt keinem Menschen mehr was Arges darüber ein, wenn die fürstliche Cammern auf den Meyereyen und Domanial-Höfen Bier zu feilem Verkauf brauen lassen, ja wohl die Unterthanen in gewissen Bezirken dahin gebannt und gezwungen werden, ihre Haus-Consumtion in dem fürstlichen Brauhaus zu hohlen. Dafs man vor 200. Jahren noch anders darüber gedacht und diese Bier-Wirthschaft unter der Würde eines Fürsten gehalten habe, beweist nachfolgender Auszug eines von Kayser Rudolf II. Dato Prag den 4. Aug. 1579. an Herzog Julius zu Braunschweig erlassenen Reichs-Hofräthlichen Rescripts *):

„Ferners als auch unter andern deren von Braunschweig Beschwer-Articuln nicht der wenigst ist, dafs Ewr. Liebden auf Deroselben *Amt-Haüsern zu feilem Kauf Bier brauen*

---

*) Aus *Goldasts Reichs-Satzungen* II. Theil S. 326.

läſst: Ob dann wohl solcher Punct deswegen, daſs ein und der ander Theil den in Anno 69. aufgerichten Vertrag für sich angezogen, durch die Subdelegirten nicht vergleicht werden können, sondern zu anderer Erörterung ausgestellt werden; dennoch aber und dieweil Wir aus aller Handlung und Umständen so viel vermerken, daſs eben dieser Artikul, nebst obberührter Land-Zolls-Beschwerung, derjenige ist, welcher den armen Gemeinsmann und Burgerschaft, *als dem seine Nahrung durch solch Bierbrauen merklich abgestrickt wird,* am allermeisten zu Gemüth gehet und denselben ganz unwillig und schwürig macht, danebenst auch erwägen, was Ewr. Liebden theils in berührtem Vertrag für Erbietens geschehen, nemlich: Daſs Dieselbig den Städten und Unterthanen zu Verfang nicht brauen lassen wollte, und daſs dagegen die von Braunschweig die Rechtfertigung, so sie solches Brauens halben gegen weiland Ewr. Liebden Vatern angestellt gehabt, gutwillig widerrufen und aufgehebt; so will Uns bedünken, es wollte der Verstand, den Ewr. Liebden bey beyden Handlungen aus dem Vertrag bey dem Wort: *Haushaltung*, einzuführen und zu erzwingen unterstanden, ungeachtet da die

Wort: Zu *feilem Kauf* in Specie nicht dabey stehen, nicht statt haben, sintemal dieselbig dem angeregten Erbieten, *auch Ewr. Liebden selbst fürstlichem Stand und Wesen, bey denen das Bierbrauen zu feilem Kauf und dergleichen Handlungen nicht allein ungewöhnlich, sondern auch etwas verkleinerlich*, ganz zuwiderlauft, auch danebenst so viel Andeutung giebt, daſs die von Braunschweig ihren Proceſs umsonst und vergeblich hätten fallen lassen. Derowegen Wir dann nicht allein für billig, sondern auch *Ewr. Liebden theils für's best und rühmlichst hielten, Ewr. Liebden hätte*, als Wir Sie dann darzu hiemit ganz gnädiger Wohlmeinung wollen ermahnet haben, *hierinnen mehr Ihr selbst fürstlich Herkommen und Stand, als etwann aus berührtem Bierbrauen habenden Nutzen und Ertrag in Acht genommen:* Dabey auch angesehen die beschwerliche Zeiten und der armen Leut Dürftigkeit, und zu was Ungedult und Schwürigkeit sie daher leichtlich bewegt werden möchten; und darum zu Erhaltung guten gehorsamen Willens, und Verhütung allerley Klagen und Weitläuftigkeit, *angeregt Brauen zu feilem Kauf eingestellt*, und dem armen

Burgersmann, wie von Alters herkommen, zu Gewinnung seines täglichen Brods gutwillig gelassen werde„.

12.

Der dicke Fürst.

In dem Schloſse zu Anspach befindet sich ein Portrait, auf dessen Rückseite man folgendes lieset: „Der Durchl. Fürst und Herr, Herr Georg Friedrich Marggraf zu Brandenburg etc. etc. ist in Gott hochseel. verschieden am Osterdienstag den 26. April 1603. ein Viertel Stund vor 10. Uhr Vormittag, und den andern Tag hernach aufgeschnitten worden; dessen Leber hat gewogen 5. Pf. die Lunge 4. Pf. das Herz 1 ½. Pf. das Milz fünf Vierling. Der Magen ist 2. Spannen und 3. Zwerchfinger lang gewesen, und hat 6. Maas in sich gehalten. Der ganze Leib hat 4. Centner gewogen, und ist 7. Schuh' lang gewesen. Scripsit den 8. May, 1603.„

Welch' ein Landes - Vater!

13.

Die Kron - und Erb - Prinzen.

*　　　*

Landgraf Ernst Ludwig zu Hessen - Darmstadt hatte noch in seinem hohen Alter die Gewohn-

heit, aus dem Gebet-Buch, das er von seiner Jugend an gebraucht, sein Morgen-Gebet mit lauter Stimme abzulesen. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der VIII. stuhnd einst mit seinem Liebling *von Mümigerode* an der Thüre des Cabinets, und wartete, biſs der Herr Vater mit seinem Morgen-Seegen fertig seyn würde. Indem sie ihn behorchten, betete der alte 74. jährige Fürst: *Ach Herr! nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage!* Der Erbprinz stieſs seinen Freund an, und sagte: *Hörst du, Mümigerode, was mein Vater betet? Ich muſs noch lange Erb-Prinz bleiben.*

* *

Ein anderer Erb-Prinz sagte: *Gott weiſs, daſs ich meines Herrn Vaters Tod nicht wünsche; ich weiſs aber auch vor den Teufel nicht, wie ein Mensch so lang leben mag.* So, just so, denkt auch sein Sohn; und so wird's auf den Enkel und Ur-Enkel fortgehen.

„Sein Sohn (es ist von dem Sohn eines sehr reich gewordenen Banquier die Rede) ist ein braver guter Mann, der unendlich mehr weiſs, als der Vater, aber nicht, wie er, fortschreitet; nicht die Ordnung in seiner Sache hat; nicht zunimmt, wie er; und die Söhne von diesem

thun es noch weniger. Sie sind schon gewöhnt, nach der Weise zu leben, wie man nun in der Welt lebt; sie sind schon gebohrne Herrn, und *ein gebohrner Herr ist meistentheils nichts*".

Iselin *) fügt der Erzählung dieser kleinen Geschichte die Bemerkung bey: „Dieser Gedanke von dem *gebohrnen Herrn* schien mir sogleich überaus auffallend, und seither habe ich ihm oft nachgedacht. Er hat mich insbesondere auf eine Betrachtung geführt, die mir für die Erziehung sehr wichtig scheint; die zwar nicht neu ist, die aber nicht genug gemacht oder genützt wird. Es ist diese, daſs die Groſsen und die Reichen alles ersinnliche thun sollten, ihren Kindern zu verbergen, daſs sie *gebohrne Herrn* sind. Nichts in der Welt hat so viel zu dem Unglücke unzähliger Menschen und zu dem Umsturze der blühendsten Häuser Anlaſs gegeben, als das frühe Bewuſstseyn der *angebohrnen* Herrschaft, und die Erwartung eines Wohlstandes, der nicht *erworben* und nicht *verdient* werden durfte. Mir däucht deſshalben, es sollte einer der ersten

---

*) In den *Ephemer. der Menschheit* 1777. 3. St. S. 39.

Erziehungs-Grundsätze bey reichen und vornehmen Leuten seyn, ihren Kindern alle Aussichten von Reichthümern und von hohem Stande verborgen zu halten„. — — Weislich setzt er aber hinzu: „Dieses ist freilich nicht so leicht auszuführen, als zu wollen. Allein es ist schon ein beträchtliches erhalten, wenn man die Nothwendigkeit davon einsieht„.

* *

Ein Heer von Schmeichlern, wenn dein Haar nur erst
In braunen Locken auf die Schulter fällt,
Wird dich umringen, wo du gehst. Ihr Wort
Wird seyn, wie deins, und ihre Ferse schnell,
Dem Wunsche, den du eben wünschen willst,
Zuvor zu fliegen. Offen wird ihr Mund,
Und, wenn du thust, was deines Sclaven Sohn
Tags zehnmal thut, zu deinem Lobe stehn,
Als wär' es grofse, wunderseltne That.
Begleiter wirst du haben, wenn du Haus,
Und Hof, und Weib, und Kind, und Pflug und Stier
Dem Nachbar nimmst, die sagen: Du thust Recht!

---

*) In dem Gedicht: An einen neugebohrnen Prinzen, im *deutschen Museum* 1780. Jan. S. 3.

Und wenn du Blut, wie Wasser deines Stroms,
Vergiessen wirst, dir sagen: Du thust Recht!
Und wenn du deinem Freund den Dolch ins Herz,
Weil seine Wahrheit dir nicht wohlgefiel,
Im Taumel stöſsest, sagen: Du thust Recht!

* *

Wann man die Jugend- und Buben-Streiche unserer Königs- und Fürsten-Söhne mit der Aufmerksamkeit, wie von den alten Geschichtschreibern geschehen, sammelte, so würde man sich in den Weissagungen über den Character unserer Cron- und Erb-Prinzen weniger, als geschieht, betrügen; von dem künftigen Glück oder Unglück ihrer Regierung richtiger prophezeyen und sich manche ihrer Regenten-Handlungen daraus erklären können. Ein König, in diesem Jahrhundert gebohren, der einen sehr gähzornigen Vater hatte, und von seiner Gouvernante einst gezüchtigt worden war, versteckte sich in ein Camin, brachte sie und das ganze Schloſs über den vermeinten Prinzen-Raub in Angst und Schrecken, und fertigte, nachdem er endlich gefnnden und über seine Tücke ausgeschmält war, seine Hofmeisterin damit ab: „Papa, dir den Kopf abhauen, daſs du mich

verlohren hast„. Das sagte der Knabe von vier Jahren.

Ein anderer König, dem in seinen Jünglings-Jahren das peinliche Recht erklärt wurde, war immer mit einem: *Kopf ab!* zur Hand, lachte und pfiff dazu.

Ein Erb-Prinz von 3. Jahren, der zween Spiel-Cameraden zur Gesellschaft hatte, schlich sich, wenn sie den Rücken wandten, hin und riſs die Saiten ihrer kleinen Geigen entzwey, machte Löcher in ihre Trommeln, und freute sich mit schadenfroher Bosheit, wann die unschuldigen Kinder darüber Verweise und wohl gar, nachdem der Muthwillen arg war, Schläge bekamen. Dieses Kind wird im künftigen Jahrhundert die Liste der kleinen Tyrannen vermehren helfen.

Lavater *) schrieb einst an eine in ihrer Kinder-Zucht zu ängstliche Mutter: „Der Hauptfehler dünkt mich immer, daſs Sie Ihre Kinder für schwächer halten, als sie sind. Sie können sich besser regieren, als Sie glauben; und Sie thun in keiner Absicht wohl, wenn Sie ihnen

ihre

*) S. *Antworten auf wichtige Fragen etc.* 1790. IV. Stück S. 345.

ihre Regierung aufdringen. Eben das ewige Zurechtsetzen, als ob sie sich selber nicht zu rathen und zu helfen wüſsten, macht sie sodann trotzig und Joch abwerfend„. Ein wichtiges Wort, das man nicht nur allen Prinzen-Hofmeistern empfehlen, sondern auch manchem Minister über seinen Herrn ins Ohr sagen möchte.

14.

Er studirt, wie ein Herr.

D. *Selneccer* meldet in der dem löblichen Churfürsten August von Sachsen Ao. 1586. gehaltenen Leichen-Predigt: Es redet der fromme Churfürst dermaleins seiner Hofprediger einen an, der bey Seiner Churf. Gnd. Sohn, Herzog Alexandern gottseeliger Gedächtniſs, gewesen und fraget ihn: *Wie studiert mein Sohn?* Derselbe aber, als er geantwortet: *Wol, Gott dem Herrn ist zu danken;* hält Seine Churf. Gnd. weiter an: *Ey, saget nur recht zu.* Er wiederum demüthigst gesagt: *Gnädigster Churfürst, ich danke je Gott; es läſst sich alles wol an, ob er gleich studiert, wie ein Herr.* Darauf der hochlöbliche Churfürst angefangen zu lachen und gesagt: *Das ist ein*

güte Antwort. Wolan er soll kein grofser Doctor werden; er soll mir aber gleichwol ein Catechismus-Doctor werden, sonst töchte (taugte) er nichts zum Herrn.

15.

Von dem Studio deutscher Prinzen der Landes- und Staats-Geschichte ihrer Häuser *).

„Ausser der Reichs-Historie ist einem Reichs-Fürsten auch die Landes-Historie gar sehr vonnöthen und in der That fast unentbehrlich. Denn gleichwie ein Fürst aus der Reichs-Historie erlernet, wie er sich gegen dem Kayser und Reich, dem Exempel seiner Vorfahren nach, aufzuführen: Also giebt ihme die Landes-Geschichte darinnen ein nöthiges Licht, wie er sich bey allen vorfallenden Gelegenheiten gegen seinen Landes-Ständen, Prälaten, Herren, Rittern, Landschaft, Bürgern und Städten, und diese gegen ihme als Landesherrn zu verhalten. Und weil ein Landesfürst mit dergleichen Verrichtungen alle Tage zn thun, da hingegen die Reichs-Sachen nur dann und wann fürkommen, so kann auch jeder leichtlich erkennen, warum

---

*) Aus des Kanzler *von Ludewig* Erlauterung der *goldenen Bulle* II. B. S. 1475.

ihme diese Landes-Historie nöthiger, als die Reichs-Historie selbsten sey. Weil aber dergleichen Sachen kein ordentlicher Informator versteht, als der nur etwa die Genealogie des Hauses und andere gemeine Dinge aus der Historie des Landes zusammenklauben und vortragen lernet; so wäre wohl zu wünschen, daſs einer von seinen ältesten und der Landes-Sachen erfahrensten Räthen sich die Mühe gäbe, oder von dem Herrn daraus ersehen würde, diese Landes-Geschichten dem Prinzen selbsten zu erklären und beyzubringen; in mehrerer Erwegung, daſs hiezu die beste Hülfe aus der täglichen langen Erfahrung und aus dem Archiv zu nehmen. Im übrigen, so viel den Nutzen zur Sittenlehre anbelangt, solches mag man wohl dem gemeinen Informator lassen, davon aber in manchen Häusern mehr böses, als gutes angerichtet wird; indem zu dieser Lehre auch die alte *Hofleute* kommen, die sich mehr erinnern, was dieser oder jener von den fürstlichen Vorfahren vor Maitressen gehabt; wie viele Banquete und Gastmahle er ausgerichtet, wie viele Humpen Weins er auf seinen Leib genommen, wie viele Hunde er gehalten und wie manches Wild er gefället; was er vor

einen reichen Aufgang in Küchen und Keller gehabt und was er etwann sonsten vorgenommen, davon sie ihrem Prinzen, ihren Passionen nach, die Folge wünschen, als was er im Land und Staat nützliches und löbliches ausgerichtet. So hat man wohl aus der Erfahrung, daſs manchen Prinzens Gemüth durch die Historie seines Hauses mehr auf böse Thaten verleitet und verdorben, als zu etwas Gutes gebracht worden. Die Häuser *Oesterreich* und *Brandenburg* haben hier etwas zum voraus, weil die allermeisten Herren in denselben tugendhaft gewesen„.

* *

Dieser Predigt eines alten politischen Pädagogen noch ein paar historische Bemerkungen beizufügen, so ist mir wissend, daſs Kayser Joseph II. vorzüglich in der pragmatischen Geschichte seines Hauses, besonders der neuern Zeiten, unterwiesen werden sollte. Das Unglück wollte, daſs diese Arbeit dem Staats-Secretario, Baron *von Bartenstein*, aufgetragen wurde, der zu dieser Zeit das ganze Vertrauen der Monarchin besaſs; denn unter den Ministern war freilich kein *Seld*, *Granvella* oder *Harrach* mehr, der Zeit, Kenntnisse und Geschicke dazu gehabt hätte. *Bartenstein* schrieb also einen

dicken Folianten zusammen, worinnen sein Leben und vermeintliche Thaten das Hauptwerk ausmachten, dem billig noch ein zweiter Band, so die Geschichte seiner politischen Fehltritte enthalten hätte, von einer bessern Meisterhand hätte nachfolgen sollen. Joseph II. mufste also auch hierinn thun, was er in allem andern that: sich *selbst* unterrichten, sich *selbst* bilden und die Resultate sammlen, die ihm zwanzigjähriges *An*-und *Zuschauen* gewährte.

Das Haus *Brandenburg* hat an seinem grossen König Friedrich II. einen Geschichtschreiber aufzuweisen, der so original, als der König selbst, ist. Nun bleibt mir noch der Wunsch übrig, dafs uns oder unsern Nachkommen die von dem Monarchen selbst bearbeitete Staats-Geschichte seiner langen und glorreichen Regierung noch geliefert, und seinem vortreflichen Minister *von Herzberg* so viel Mufse zu Theil werde, die statistische innere Länder-Geschichte, wovon derselbe einige köstliche Fragmente mitgetheilt, in ihrem weiten Umfang wenigstens zu entwerfen *).

---

*) Dieser Wunsch ist nach dem Tod des grofsen Königs durch die Ausgabe dessen hinterlassener Werke in der französischen Ursprache und deren deutschen Ueberse-

Das fürstliche Haus *Hessen-Cassel* hat an seinem jezigen Regenten einen aufgeklärten und einsichtsvollen Kenner seiner Staats- und Landes-Geschichte; und die Arbeiten, welche Wilhelm IX. noch als Erb-Prinz und regierender Graf von Hanau in diesem Fach selbst unternommen, werden noch späte Denkmahle davon bleiben.

In dem fürstlichen Haus *Hessen-Darmstadt* hatte der jezige Herr Landgraf als Erbprinz in seinen Jugend-Jahren Verlangen, in der Geschichte seines Hauses unterrichtet zu werden, und der jezige Geschichtschreiber und Consistorial-Rath *Wenk* bot sich mit Vergnügen dazu an; der französische Hofmeister des Prinzen, *Bellisary*, lehnte es aber mit dem höhnenden Aussdruck ab: *Une maison, comme la vôtre, n'a point d' histoire.* Wie es nachhero gegangen, weiſs ich nicht, da ich den Regierungs-Antritt dieses Fürsten im Dienst dessen Hauses nicht mehr erlebt habe. Auf meine Veranstal-

---

zung so vollständig erfüllt worden, daſs man darüber aus Abgötterey und Mangel an Delicatesse sogar vergessen hat, was man der Ehre und Andenken des grossen Manns und seiner eigenen Nation schuldig war, um Scandale und Possen allerhand Art mit einzurücken,

tung und Vorschlag ward gedachter Herr *Wenk* zum Geschichtschreiber des Hauses bestellt; der indessen ans Licht getretene erste und zweite Band seines historischen Werks ist aber, wie es auch nicht wohl anders seyn konnte, nur noch geographisch - historische *Landes* - Geschichte. An Scharfsinn und Einsicht zu einer pragmatischen und vor die Prinzen dieses Hauses *Spiegel - Dienst* leistenden *Haus* - und *Lebens* - Geschichte seiner Regenten fehlt es dem gelehrten und verdienten Mann gewiſs nicht, und seine Jahre lassen auch noch Fortsez - und Vollendung des angefangenen Werks hoffen; wenigstens ist zu wünschen, daſs sie nicht den unvollendeten Pendant zum Schloſs in Darmstadt abgeben möge. Es ist aber mit dem Spiegelmachen so eine eigene Sache; und, Wahrheiten zu verschweigen, vor die Ruhe eines ehrlichen Mannes freilich sicherer, als sie zu predigen und zu schreiben.

Das fürstliche Haus *Baden* hat durch den groſsmüthigen Aufwand seines jezigen edlen Fürsten, eines Kenners und Schätzers jeder nützlichen Wissenschaft, von *Schöpflins* Meisterhand, eine so wohl Haus-als Landes - Geschichte erhalten; und da der Herr Markgraf, zu einem

eben so seltenen als rühmlichen Beispiel, zugleich der Lehrer seiner eigenen fürstlichen Söhnen geworden, so läſst sich gar nicht zweifeln, daſs unter vier Augen manche belehrende, ermunternde und warnende deutsche Note zu Schöpflins lateinischem Text geliefert worden seyn werde.

Von dem Haus *Würtemberg* sind in dem von mir ehedem herausgegegeben patriotischen Archiv bereits verschiedene einzele Biographien dessen Regenten enthalten, welche ehedem zum Dienst und Lehre des Herzog Carls von dem Geh. Rath *Renz* entworfen waren; des gröſsern *Sattlerischen* Werks, und was wir von dem zum Historiker gebohrnen Herrn Hofrath und Prof. *Spittler* theils bereits erhalten, theils noch zu gewarten haben, nicht zu gedenken.

16.

Noch ein Wort, wie Fürsten-Kinder die Geschichte ihres Hauses studiren sollten.

„Alles ruft uns zu: *Willst du weise und glücklich seyn, so hüte dich vor keinen Sünden eifriger und sorgfältiger, als vor denen, welche in deiner Eltern und Voreltern Hause herrschten!* Nun forsche ein je-

der in der Geschichte seiner Familie, um die gangbaren Laster derselben aufzufinden. Er durchblättere aber nicht nur den öffentlichen Theil seiner Familien-Geschichte, sondern studire noch weit mehr den geheimern verborgenen Theil derselben. Er selbst wird manches davon noch wissen, seine Geschwister werden ihm viel davon sagen können; auch werden die vertrautesten Freunde seiner Eltern ihm noch wichtige Entdeckungen darüber machen. Wir forschen ja wohl eher in den Geschichten unserer Häuser sehr lange und begierig nach, und lassen uns keine Mühe deshalb verdriessen; wir lassen wohl lange Ahnen-Verzeichnisse und grofse Stammbaüme verfertigen, die am Ende weiter nichts darthun, als dafs wir nicht von uns selbst sind, sondern eben so Vorfahren gehabt haben, wie sie die ganze Welt hat. *Es würde viel zur Nutzbarkeit solcher Ahnen-Verzeichnisse beytragen, wenn bey jedem Ahnherrn, am Rande etwa, sein herrschendes Laster angeführt wäre, falls er nehmlich ein solches hatte. Die Nachkommen würden oft am sichersten sich dadurch überzeugen können, dafs sie von ihm abstammten.* Wenn wir denn nun mit jener

Nachforschung der Geschichte unserer Familie fertig wären, so dürfte wohl vielen unter uns das Herz klopfen; sie würden mit Erstaunen gewahr werden, dafs nicht nur die Laster ihrer Vorfahren auch würklich die ihrigen wären, sondern dafs sie auch viel weiter darinnen fortgerückt wären, als jene. O ihr, die ihr in diesem Falle seyd, ich bitte euch bey der Liebe zu euch selbst, bey der Zuneigung gegen die eurigen, und bey der Barmherzigkeit gegen die Nachwelt, machet Halt; stehet still auf der Bahn des Lasters, die eure Voreltern betraten, eure Eltern giengen, und ihr ihnen bisher nachwandeltet. — Vielleicht, dafs wir, wenn wir die Sünden unserer Eltern und Voreltern fliehen, auch manches Böse dadurch wieder gut machen, das sie vor andern gestiftet haben. Wie verdient machen wir uns alsdann sogar um unsre Voreltern; wie werden diese uns einst bey der allgemeinen Zusammenkunft in der zweiten Welt dafür noch danken, dafs wir Schimpf und Schande weggewischt haben, womit ihr Andenken in der ersten Welt sich beflecket hatte.

Haben unsere Eltern und Voreltern aber schöne und grofse Tugenden ausgeübt; sind diese in unserer Familie herrschend gewesen, o diese,

diese lasset uns sorgfältig beibehalten; lasset uns sie fortsetzen und unsere Kinder wieder lehren, sie noch vollkommener ausüben, als unsere Vorfahren sie ausübten, und sie unsern spätesten Nachkommen noch als den schönsten Familien-Nachlaſs empfehlen und vermachen, so werden wir dadurch den Wohlstand, die Ruhe und die Glückseeligkeit unserer Häuser noch fester gründen, als wir sie schon fanden. Fast unzerstörbar werden wir sie machen, und wenn wir dann in die Welt der Vollendeten übergegangen sind, so werden wir unsern Vorfahren zurufen können: Wir haben Unschuld und Unsträflichkeit, Heil und Glück unsern Nachkommen noch schöner übergeben, als ihr sie uns übergabt! Und sie werden uns antworten: Darum giengen wir euch auch mit unserm Beyspiele vor, und so hattet ihr gut nachfolgen und übertreffen; Daſs ihr diſs nun aber thatet, dafür soll auf Erden euer Lob von der Nachwelt und hier im Himmel von der Vorwelt noch ertönen. O welche Vorstellungen, welche Aussichten *)„!

---

*) *Sintenis* Predigten, S. 305. u. f.

17.

So sollten alle Fürsten denken.

Churfürst August zu Sachsen (gest. 1586.) schrieb bey einer gewissen Gelegenheit mit eigener Hand: „Ich will meine Seeligkeit nicht stellen auf Menschen, die wol irren können. Handlen meine Theologen zu Leipzig, Wittenberg oder anderswo, recht, so gefällt es mir wol; handeln sie aber unrecht, und führen falsche Lehre, so bin ich der erste, der ihnen zuwider„.

18.

Welchem Fürsten ein Mann von Ehre niemahls dienen sollte.

*　　　*

Ein Fürst, der alte, treu und bewährt erfundene Freunde vergiſst und vernachlässigt; der alte treue Diener, weil sie, ihres Werths bewuſst, zu stolz sind zu kriechen, zu betteln und sich selbst ins undankbare Andenken zu bringen, lieber schmachten und darben läſst, hingegen Unverschämte und Unwürdige vorzieht, begünstiget und mästet, der thut freilich nichts, was nicht längst vor ihm Lauf der Welt war und es biſs ans Ende der Tage bleiben

wird. Ein Mann von Ehre und Selbstgefühl aber, der solche Beyspiele vor sich sieht, und die Wahl in seiner Macht hat, Ja oder Nein zu sagen, sollte einem *solchen* Fürsten, um welchen Preis es immer sey, nie, nie dienen, ihn vielmehr fliehen und mit sichtbarer Gleichgültigkeit strafen.

19.

Wie Gott zuweilen die Fürsten strafe?

Wie straft Gott die Fürsten, die einen treuen würdigen Minister oder andern redlichen Diener, der ihnen nicht heucheln und schmeicheln wollte, im Dienst ermüdet und aus demselben fortgedrückt haben? Am ersten und schwersten damit: Dafs sie sich allein weise dünken, guten Rath nicht verlangen, und, wenn er ihnen ungebeten gegeben wird, verachten, und so ihrem Eigendünkel und Eigensinn Preis gegeben werden; sodann dafs sie sich Schmeichler und Jaherrn zu ihren Vertrauten wählen oder sich ihnen überlassen, und so zuletzt ein Blinder mit dem andern in die Grube fällt; und endlich, dafs andere brave Diener an jenen Beispielen Wink und Warnung nehmen, und, wann oder so bald sie können, aus einem Dienst, wo man

nur mit Gefahr rechtschaffen seyn kann, zu entfliehen suchen, so daſs ihnen nur die Grundsuppe und das Lumpenvolk, das nirgend anders wohin weiſs und dem auch Hundebrod noch gut genug vor den Hunger ist, übrig bleiben.

20.

Ich freue mich: Nun sind Sie mein.

*　　*

„Ich freue mich, daſs ich nun endlich sagen kann: Sie sind mein! Mit der gröſsten Ungeduld habe ich diesem Augenblick entgegen gesehen und ich schmeichle mir, daſs Sie den gethanen Schritt zu bereuen nie Ursache haben werden„. Das schrieb im Jahr 1740. Friedrich der Zweyte, der Groſse, der Einzige, an seinen geliebten philosophischen Freund, den Chur-Sächsischen Gesandten zu Berlin, *von Suhm;* und dieser hatte auch nicht Ursache, noch Zeit, sich diese Wahl gereuen zu lassen, weil er *kurz* hernach starb. Ein deutscher Fürst schrieb im Jahr 1772. an einen aus dem Dienst eines groſsen Monarchen durch langes Bitten und vieles Versprechen in den seinigen gelockten Minister ganz in der nehmlichen süſsen Melodie; es folgte aber auf die Morgenröthe schöner

Worte nach etlichen Jahren noch am Abend des Lebens von beyden ein schweres Donnerwetter und Hagelschlag nach; der dem in seinen Hofnungen Betrogenen, die alte, eine Zeitlang vergessene, weltbekannte Warnung: Sich niemahls verlassen auf Fürsten, wieder lebendig fühlbar und erinnerlich machte.

21.

Stanislaus, Rex.

Der zweymahl gewählte und zweymahl entthronte König Stanislaus in Pohlen schrieb sich, da er nur noch Herzog in Lothringen war, kraft des in den Friedensschlüssen ihm beibehaltenen Königlichen Titels, noch immer: Stanislaus *Rex*. Wenn er sich dabey seinem fleischernen, geistlosen, unthätigen, unvermögenden Rivalen, dem Sächsischen August, gegenüber dachte, konnte es nicht fehlen, daſs in der Seele des edlen, in seinem Unglück noch mehr als im Glück groſsen Mannes, bey jeder solchen Unterschrift der Gedanke auflebte: Ich war König; ich war's werth, es zu seyn; ich bin's noch, mehr, denn der, so die Crone trägt, weil ich mich selbst zu besitzen gelernet habe.

22.

Religion der Monarchen.

Wahr ist's, die Scepter und Cronen kommen von Gott, so wie alle übrige Dinge der Natur. In diesem Puncte sind die Könige wenigstens Christen; aber im übrigen sind sie Atheisten. Denn da sie behaupten, dafs sie nur in der künftigen Welt Rechenschaft schuldig seyen, ihre Handlungen und Regierungen aber so führen, dafs es ihnen davon Rechnung zu geben unmöglich wäre, so ist's deutlich, dafs sie an keine Ewigkeit glauben *).

23.

Natur-Recht der Despoten.

*　　　*

„Wer kann oder wird so keck seyn, zu läugnen, dafs dasjenige, was Licht und Recht der Natur auch die lehret, welche das geschriebene Wort Gottes nicht haben, die Regenten und Landesherren gleichfalls verbinde, es seyen nun allgemeine Pflichten aller Menschen oder besondere der Obrigkeiten. Es gereichet in Wahrheit den Grofsen zu keiner Ehre, wenn man

erst

*) *Wekhrlins Ungeheuer* II. B, S. 75.

erst durch solenne Landes-Verträge festsetzen und sich von einem Landesherrn bedingen mufs, er wolle niemand unschuldiger Weise strafen, gefangen nehmen oder gar ums Leben bringen; er wolle keinen Beklagten verdammen, ehe er ihn mit seiner Verantwortung vernommen habe, u. s. w. Und was ist dann erst von dem Fall zu sagen, wenn Land-Stände oder andere Unterthanen gerichtlich oder aussergerichtlich klagen müssen, dafs auch sogar das gedoppelte geheiligte Band der Natur-Rechte und der Landes-Verträge sie nicht gegen die Gewaltthätigkeiten ihres Landesherrn, oder eines bösen Ministers, schützen könne„?

Moser von der Landes-Hoheit der Teutschen Reichs-Stände (1773.) S. 276.

24.

Pandora der königlichen Allmacht.

*　　*

„Es verhält sich mit den Königen nicht, wie mit andern Menschen, deren Vorurtheile man angreifen, denen man die Wahrheit zeigen, die man nöthigen kann, sich ihr zu ergeben. Die Allvermögenheit flöfst immer Furcht ein; und

es giebt sehr wenige Menschen, die fähig sind, sich der Gefahr auszusetzen, kühne und nützliche Wahrheiten zu sagen. — Aller Orten, wo Particular-Vortheil gegen das allgemeine Wohl kämpft, zieht das leztere den Kürzern. Die Fürsten müfsten unaufhörlich die ewigen Wahrheiten vor Augen haben, welche *Fenelon* mit so vielem Muthe an einem Hof predigen durfte, der von allen Arten der Schmeicheley trunken, mit allen Fallstricken der Verführung umgeben, und durch alle Arten von Eitelkeit geblendet war. Wenn man aus seinem göttlichen Buche das Handbuch der Könige machen könnte, so würde die allgemeine Glückseeligkeit gewifs bewürkt werden. Aber *Fenelon* starb verwiesen, entfernt vom Hofe„.

Commentar über die Denkschriften des Gr. v. St. Germain in den Ephemeriden der Menschheit 1781. 9. St. S. 302.

25.

Wie Könige Vater und Mutter ehren.

Als Ludwig XIII. in Frankreich, auf Verhezung des Cardinals *von Richelieu* im J. 1630. seine eigene Mutter gefangen nehmen und exiliren liefs, und endlich über diese unnatürliche

Behandlung das Gewissen in ihm erwachte, suchten ihn seine Augendiener von Casuisten damit einzuschläfern, daſs sie diesem einfältigen König vorstellten: Gott habe zwar befohlen, Vater und Mutter zu ehren; er habe aber nicht befohlen, daſs man beständig mit ihnen leben solle. Der König sey also, um des Beſsten willen seines Staats, wohl befugt, seine Mutter von sich zu entfernen, ja nöthigen Falls auch des Reichs zu verweisen *).

26.

Wie die Könige lieben.

K. Ludwig XIV. in Frankreich sezte in der seinem Enkel, K. Philipp in Spanien, im Jahr 1700. mitgegebenen Instruction, die in dem Mund eines Königs fürchterlich lautende Worte **): „Habt niemahls gegen jemand eine Vorliebe oder Anhänglichkeit„. Ein weiser Mann machte die Glosse darüber: „Diese Lehre braucht man den Königen nicht erst zu geben; denn, wer nicht nöthig hat, andern zu gefallen, liebt ohnehin selten„.

---

*) *Memoires du C. de Brienne* T. II. p. 50.

**) *Memoir. polit. et milit. de Noailles T. II. p.* 4. *N'ayés jamais d'attachement pour personne.*

Wie treu und pünctlich der junge König diesen grofsväterlichen Rath befolgt habe, hat sich, unter mehrern andern nachfolgenden Beyspielen, an der fast allmächtigen Favoritin, der Prinzessin von Ursins, gewiesen. Diese weltkluge Frau bekannte in dem gröfsten Glanz ihres Glücks in einem vertraulichen Schreiben an eine Freundin *): Wie sehr sie überzeugt sey, dafs die Könige im Grund niemand, als sich selbst, lieben; und wenige Jahre darauf machte sie die schmerzliche Erfahrung an ihrer eigenen Person davon, da sie als ein Opfer der ehrgeizigen Elisabeth Farnese, gleich einer Missethäterin, bey Nacht und Nebel aus dem Reich gejagt wurde.

---

*) *Lettre de la Pr. des Ursins à la Marechale des Noailles du 16. Dec. 1701. Ma faveur augmente tous les jours auprès de la Reine, et je ne sais presque plus, qui de leurs Majestés me fait l'honneur de m'aimer d'avantage. Cela me flatteroit beaucoup, si je pouvois m'ôter de la tête, que les Rois sont faits pour êtres aimés, mais que dans le fond ils n'aiment jamais rien. Ces grands Princes seroient malheureux, si Dieu les avoit fait autrement. Nous sommes au désespoir, quand nous perdons un ami; quelle vie méneroient-ils, si, perdant tous les jours une infinité de sujets pleins de zéle pour leur service, ils étoient aussi sensibles que nous? Il faut donc se contenter qu'ils n'oublient pas le nom des gens, qui leur deviennent inutiles, et croire qu'on leur est fort obligé, quand on obtient d'eux des graces a force de les demander.*

27.

Schriftsteller-Rache an dem Andenken böser Fürsten.

Bischof *Burnet* *) erzählt eine Unterredung, die er mit der klugen und tugendhaften Königin Maria von Engelland als damaligen Prinzessin von Oranien gehabt. Sie fragte ihn nemlich, warum wohl der König, ihr Vater, (Jacob II.) gegen den Hrn. *Jurieu*, einen so geistreichen und vor die Vertheidigung der Wahrheit so beeiferten Schriftsteller, so sehr erbittert gewesen sey? *Burnet* antwortete: *Jurieu* habe in seine Schriften zu viel Bitterkeit und Galle einfliessen lassen. Unter andern Personen, deren Ehre er sehr angegriffen, sey die Königin Maria von Schottland eine von denen gewesen, die er am übelsten behandelt; daher das verhafste Gemählde von ihr auch ihren Nachkommen zu nahe trete, und es nicht anständig schiene, dafs solches just von einem Geistlichen geschehen sey, der so viel Eifer und Ergebenheit vor Ihro Königl. Hoheit bezeuge. Die Prinzessin antwortete aber darauf: Herr *Jurieu* war berechtigt, sich aller Vor-

*) *Memoir. histor. de la Gr. Bretagne T. III. p. 154.*

theile zu Vertheidigung einer guten Sache zu bedienen; er war daher verbunden, den wahren Charakter der Verfolger der Wahrheit darzustellen. Wenn also das wahr ist, was er von der Königin von Schottland gesagt, so kann man ihn nicht darüber tadeln. *Die Fürsten, welche übels thun, müssen sich gewärtigen, daſs man sich an ihrem Andenken räche, da man es nicht an ihrer Person thun kann; und das, was man sie in diesem Betracht leiden macht, ist nur sehr wenig in Vergleichung dessen, was sie andere leiden gemacht haben.*

28.

Kopf-Beugen, anstatt Knie-Beugen.

Niemand hat sich darauf besser verstanden, als Kayser Joseph II. Er war der angenehmste Gesellschafter, der leutseligste, herablassendste, populärste Fürst seiner Zeit, wenn, wo und so oft er wollte; in seinen Regenten-Handlungen, Befehlen und Verordnungen aber der strengste Despot. Nach der uralten Spanischen Etiquette war bey der Erscheinung vor ihm das *Kniebeugen* eingeführt; man beugte also, gemächlich genug, das Knie, und durfte dabey raisonniren, so viel man wollte. Die Engelländer thun's noch vor ih-

rem König und dessen Familie, und sind das freyeste Volk auf dem Erdboden. Joseph schaffte unter dem scheinbar demüthigen Vorwand, daſs diese Ehren-Bezeugung Gott allein gebühre, durch ein eigenes Edict das *Kniebeugen* ab; hingegen verlangte er von seinen Räthen, Dienern und Unterthanen einen weit unumschränktern Gehorsam, als ihn Gott selbst von den Menschen fordert.

29.

Die politische Tugend.

* *

Nach und nach macht sich's, scheidet sich's, sezt sich's. In unserer Jugend wuſste man nur von Einer Tugend; und wenn man ja unterscheiden wollte, so theilte man sie in *christliche* und *moralische*. Die Geburt der *politischen Tugend* haben *wir* erlebt; dieser Bastart wurde legitimirt, und in guten Gesellschaften aufgeführt, da er schon ziemlich herangewachsen war. Da er vornehme Eltern und Verwandschaft hat, so schämt er sich auch seiner Herkunft und Familie nicht. Er hat in gute Häuser geheurathet und sich mit reinem Blut so vermischt, daſs man nun seinen Kindern die Mackel ihres Ursprungs ohne Beleidigung nicht mehr erinnerlich machen darf. Sie

bleibt ihnen aber doch; und *Kenner* lassen sich nicht taüschen, wenn auch gleich bey der *Ahnen-Probe* der *Stamm-Vater* verschwiegen wird; das ist, an Ort und Stelle, wo noch *Ahnen-Proben* verlangt werden, die freilich überall von selbsten aufhören, wo Concubinat, Vielweiberey und Misheurathen allgemeine Haus- und Landes-Sitte geworden. In denen in Französischem Sold gestandenen Schweizer-Regimentern konnte nur ein *gebohrner Schweizer* Hauptmann werden. In Republiken, aber auch nicht mehr in allen, wird nichts als *politische Tugend* erkannt, was nicht auch *ursprünglich moralische Tugend* ist.

30.

Das Commerz unter einem militarischen Despoten.

Die Handlung in einem nach militarischen Grundsätzen und Methoden regierten Staat stellt sich von einer sehr seltsamen und widerlichen Seite dar. Just so, wie der Despot mit seinen Unterthanen und Soldaten zu Werk geht, mit ein wenig Recht und desto mehr Gewalt, behandelt er die Handlung in seinen Landen. Er will gleich erndten so bald er gesäet hat, ja manchmahl,

wo er auch nichts ausgestreuet hat. Mit Zwang wird alles angefangen, mit Gewalt fortgesezt; und Armuth, Verwirrung und Betrug ist gemeiniglich das Ende. Die mühsame Pflege der aufgehenden kleinen Keime eines in seinem langsamen Wachsthum erst Früchte bringenden Baums ist nur das Werk eines geduldigen Geistes; Gedult ist aber nie die regierende Tugend einer militarischen Verfassung. Das grofse Wort: Freiheit die Seele der Handlung, hat hier eben die Bedeutung, wornach der Soldat unter seinen Spiefsruthen und Prügeln sich noch der Freyheit rühmen kann.

Wohl darf der Unterthan sein ganzes Haus mit Seide überziehen, wenn er nur die Stoffe in den einheimischen Fabriken nimmt; er darf die Kutschen-Riemen mit goldenen Tressen besetzen; er dürfte die Pferde mit lauter Zucker füttern und die Gänse aus Porcelain tränken, wenn nur das theure Geld dafür vor innländische Waare bezahlt wird, welche defswegen schlecht seyn darf und mufs, weil der Fabrikant dem Despoten den befsten Profit für die Privilegien und Monopole zum voraus hingeben mufs.

31.

Wie die Humanität der Fürsten allmählig verlohren geht.

Wodurch wird ein Fürst von weichgeschaffener Seele allmälig *hart?* Ich begnüge mich, nur einige Ursachen zu nennen, ohne sie weiter auszuführen: Durch strenge Erziehung und üble Behandlung in der Jugend; durch *zu* lange erduldeten Zwang; durch das Kriegsleben; durch lange Gewohnheit des Befehlens und einer knechtischen Befolgung seines Willens, durch Gefälligkeiten der Schmeichler und Augendiener, und die daraus erwachsenden verächtlichen Begriffe von dem Menschen.

Die übrigen Gründe sind nicht minder wichtig und mannigfaltig, wodurch die mildere, sanfte Gesinnungen, die Humanität der Fürsten gegen ihre Diener und andere Menschen überhaupt, allmählig verlohren geht.

Nur noch bey einem Punct stehen zu bleiben, so ist unlaugbar: Das Interesse eines Fürsten und seiner Hof- und Staats-Diener stehen, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, in einem beständigen Conflikt, in einer steten Ebbe und Fluth mit und gegen einander. Je mehr den Herrn Ge-

horsam, Unterwerfung, Uneigennutz, Diensteifer, und wie die schönen Worte mehr heissen, im Ernst geleistet oder zum Schein vorgeheuchelt wird, je gewisser, je reichlicher hoffen und erwarten die Bescheidensten unter ihren Dienern, und je troziger und ungestümmer fordern die Unwürdigen und Unverschämten Belohnung ihrer angeblichen Treue, Anhänglichkeit, erduldenden Zwangs etc. Je länger ein Fürst regiert, je eine gröſsere Sammlung von Erfahrungen kann er machen, wie oft er von solchen miſsbraucht, hintergangen, grob oder fein belogen und betrogen worden, in welche er just das gegründeteste Vertrauen setzen und auf ihre Redlichkeit und Uneigenutz bauen zu können vermeinet hat.

Wie wahr ist, was über diesen Punkt zween unserer vorzüglichsten Schriftsteller gesagt haben. „Fürstliche Menschen„, sagt *Lavater*, „sind selten ganz menschliche Menschen, in deren Atmosphäre man ganz frey athmen kann. Dennoch kenn' ich Ausnahmen. Aber wir müssen auch billig seyn, und uns in ihre Lage setzen. Sie können sich nicht so mittheilen, wie unser einer. Alles miſsbraucht sie, wie Alles unsere gemeine menschliche Güte miſsbraucht. Sie müssen miſstrauisch werden, wie unser einer miſstrauisch werden

mufs, wenn das Ende von Allem ist: *Mifsbrauch unsers Vertrauens*„.

Und *Zimmermann* *) schreibt in besonderer Anwendung auf Friedrich den Grofsen: „Oft hat man über Friedrichs schreckliche Menschen-Verachtung geklagt. Hat man aber auch bedacht: Wie ganz unmöglich es seyn mag, Monarch zu seyn, den Menschen recht und ganz ins Herz zu sehen, und sie dann nicht oft samt und sonders aus ganzem Herzen zu verachten? Gott bewahre doch jedes reine Herz, dafs es von Welt und Menschen nicht so viel wisse, erfahre und kenne, was jeder scharfsinnige und hellsehende Monarch wissen kann und erfahren mufs„.

Büsching **) drückte sich hierüber weniger unverblümt aus: „Man hat keine Ursache„, schreibt er, „sich zu wundern, dafs der König in vielen Fällen ein grofses Mifstrauen geaüssert und wenige Menschen für ehrlich und zuverlässig gehalten hat: Denn er war zu häufig und stark betrogen worden. Er klagte oft darüber. — Das Mifstrauen nahm bey Ihm, so wie bey jedem andern Menschen, mit dem Alter

---

*) In den *Fragmenten* II. B. S. 197.

**) In dem *Leben Friedrichs* II. S. 267.

zu, und würde, wenn Er noch länger gelebt hätte, vielleicht allgemein und unerträglich geworden seyn„.

Dergleichen Erfahrungen machen, mit den zunehmenden Jahren eines Regenten und bey einem halbweg düstern Temperament, spröde, kalt, argwöhnisch, mifstrauisch, erzeugen Menschen-Hafs und Verachtung; und jene gehen zu weilen so weit, alle ihre Diener vor eigennützige und nur dem Grad nach verschiedene grobe oder feine Egoisten, wo nicht gar vor Betrüger zu halten; in welchem Fall der würdigste Patriot mit einem schlauen Schelmen in der Vorstellung seines Herrn sich vermengt sehen, auch wohl nach Zeit und Umständen so behandeln lassen mufs, und ihm nichts übrig bleibt, als sich in seine eigene Tugend zu verhüllen, seinen Herrn zu bemitleiden, gelegenheitlich auch ihn die innere Würde fühlen zu lassen, wodurch sich ein Mann von wahrer Ehre von einem blofsen Schmeichler oder Lohndiener unterscheidet.

Eine solche Lage ist für einen Herrn sowohl als für seine Diener peinlich; doch immer für einen Regenten noch mehr, der zu bedauren und zu beklagen ist, wenn es mit ihm so weit

gekommen, ehrliche Leute von unehrlichen nicht mehr unterscheiden zu können oder zu wollen.

32.

Ich habe eine heile Haut; wen's juckt, der kratze sich.

* *

Kayser Joseph II. pflegte über die in Wien so häufig erschienenen und ihn selbst verhöhnende Spottschriften zu sagen: „Ich habe eine heile Haut; wen's juckt, der kratze sich„. Das hätten Ihro Majestät billig nicht sagen sollen. Als Mensch konnte Joseph allenfalls so sprechen; aber als ein Gesalbter Gottes, als Staats-Verwalter, wie Er sich so gerne nannte, konnte er eben so wenig über sich selbst, über die Heiligkeit seiner Würde, disponiren, als wenig ein seinen Oberherrn repräsentirender Botschafter sich ungeahndet beschimpfen lassen darf. So gar eine gemeine Schildwache ist unverletzbar, so lange sie auf ihrem Posten steht.

33.

Beharrlichkeit im Unrecht thun.

Ein Herr fühlt oft lebendig in sich das Unrecht, womit er einen seiner würdigen Diener

behandelt. Er kann aber nicht Herr über das werden, was man unter Fürsten-Stolz versteht: Nicht nur sich vor seinem Diener zu demüthigen, um ihm abzubitten, das verlangt dieser nicht einmahl; sondern nur inne zu halten, still zu stehen, allmählig umzukehren und es besser zu machen. — Durch die Beharrlichkeit seines Zorns glaubt er sich selbst zu rechtfertigen, und den, den er drückt und verfolgt, in Tort zu setzen, um dem Publico Staub in die Augen zu werfen. Es gehört aber auch zum bloſsen Stillstehen schon Groſsmuth und ein edles Herz, weil sich immer Augendiener und Schurken finden, die einen Herrn noch mehrers besteifen, und das Feuer, anstatt es zu löschen, noch stärker anblasen; furchtsame Hasen, die lieber schweigen, als reden; und weil er, Fürst, keinen Freund hat, der Muth und Rechtschaffenheit genug hat, ihm vor die Stirne zu sagen, daſs er Unrecht thue.

34.

Das Geheimniſs einer weisen Regierung.

* *

Das ganze Geheimniſs, der ganze Ruhm, das ganze Glück einer Regierung besteht oft ledig-

lich darinn, wann ein Herr die Kunst versteht, jeden seiner Diener, so viel möglich, auf die Stelle zu setzen, die sich vor ihn und er vor den Platz sich am besten schickt. Je sorgfältiger dieses beobachtet wird, je harmonischer und zusammenhangender wird das schöne Ganze seyn, und das Gegentheil einen desto bizzarrern Anblick gewähren. Es kann einer ein hochverständiger Baumeister, der andere ein erfahrner Werkmeister, der dritte ein redlicher Bauschreiber seyn, und die Zusammenstellung dieser einzelnen Talente und Verdienste rechtfertigt erst die Klugkeit der Wahl. Wenn man aber, wie zu * *, den Schieferdecker zum Baumeister und den Theater-Mahler zum Bau-Cassier macht; wenn man, wie zu * *, einen mittelmäfsigen Landwirth zum Staatsminister und Haupt des geistlichen Gerichts, und einen halbgelehrten Finanzmann *) zum Canzler einer berühmten Universität; wenn man, wie zu * *, einen

*) „Man kann doch nicht läugnen„ (heifst es in der Kritik über das neue Berliner Ober-Schul-Collegium im *deutschen Zuschauer* VII. Band S. 160.) „ dafs es kein gutes Vorurtheil bey Ausländern und der Nachwelt erwecken kann, wenn der Canzler einer so berühmten Universität nicht einmahl orthographisch schreibt„.

einen lahmgeschossenen Husaren - Rittmeister zum Mitglied der Gesetz - Commission und Präsidenten vom Landes - Consistorio macht, so kann blofs (wie bey Fresco - Mahlereien) die Gröfse eines Staats dergleichen Mifsgriffe bedecken, niemahls aber ganz entschuldigen.

35.

Manchmahlen glückt's.

*   *

Die Herrn glauben, wenn sie einem Mann, dem sie sonst wohl wollen und Vertrauen zu ihm haben, ein seiner Natur nach ganz fremdartiges Geschäft auftragen, dafs sie ihm mit diesem Beruf zugleich auch die Fähigkeit, Verstand und Geschicklichkeit dazu mittheilen. Manchmahlen glückts, zumahlen bey jungen Leuthen, die wenig Nachdenken, Zweifel und Besonnenheit, hingegen desto mehr guten Willen und viel Entschlossenheit haben. So erzählt *Comines* von K. Ludwig XI. in Frankreich, dafs er einst den Bedienten einer seiner Hofleute angetroffen habe, der weder eine sonderliche Gestalt, noch gefällige Manieren aufzuweisen gehabt, aber viel Mutterwitz und eine

liebliche Stimme an sich finden lassen; diesen Burschen, so sehr er sich zu entziehen suchte, steckte der König in einen Heroldsrock und schickte ihn nach Engelland, wo er durch seine Geschicklichkeit, zu grofser Zufriedenheit beeder Monarchen, einen neunjährigen Waffen-Stillstand zuwegenbrachte. Friedrich II. in Preussen hatte in diesem Stück eine Feinheit des Tackts und Empfindung, die ihn selten irre gehen liefs. So schickte er den damahls noch jungen Grafen *von Finkenstein* in einem Geschäft von aüsserster Wichtigkeit und Verwickelung, ohne öffentlichen Character, nach London, das dieser durch seine geschmeidige Klugheit so glücklich beendigte, dafs der König dadurch bewogen wurde, ihn, so jung er noch war, als würklichen Staats-Minister zurück zu berufen. Eben difs war der Fall des jetzigen Fürstlich Baadischen Ministers, Freyherrn *von Edelsheim*, den der König als einen noch jungen Cammerherrn zu geheimer Behandlung einer intressanten Angelegenheit nach London geschickt, und jener sie so ganz zur Zufriedenheit des Königs vollendet hatte, dafs ihm vom König der wichtige Gesandtschafts-Posten zu Wien aufgetragen, und durch das Vertrauen, in

welches er sich bey dem Staats-Canzler, Fürsten von Kaunitz zu setzen gewufst hatte, die erste Theilung von Pohlen mit dem Haus Oesterreich eingeleitet und vollendet wurde.

36.
Canzel-Publicität.

Die *Publicität der Kanzel* war noch zu unserer Väter Zeiten für manchen bösen, schlechten und verführten Fürsten eine fürchterliche und erschütternde Erscheinung. Es wurde von den Pflichten der Regenten und Obrigkeiten nicht nur oberflächlich geredt, sondern die herrschenden Laster der Höfe, die Mifsbräuche der Regierungen und Beamten öfters laut, scharf, mit heroischen, Amt, Freyheit, Leib und Gut dran wagenden Zeugnissen öffentlich gerügt; *denn* die Herrn respectirten noch die Stimme ihres Volks und der öffentlichen Meinung; sie hielten noch mehr über ihrer eigenen Ehre und guten Nahmen; sie schämten sich noch mehr.

Den Landesherrn auf die Canzel zu bringen, ist heut zu Tage nicht mehr gewöhnlich, weil das Band zwischen Herrn und Unterthanen viel lockerer geworden, als ehedem. Sonst waren

sie und hiessen sie Landes-*Väter*, nun sind sie und heissen sie nur Landes-*Herrn*; vor einen Herrn interessirt man sich aber im Guten und Schlechten nicht so, wie vor einen Vater.

37.

Der Königliche Repräsentant.

*　　*

Der Marschall von Bassompierre erzählte einst in Gegenwart seines Königs, Ludwigs XIII. dafs er bey seiner Gesandtschaft am Spanischen Hof auf einem elenden Maulthier seinen Einzug zu Madrit gehalten habe. Das mufs, sagte der König, artig ausgesehen haben: *So ein dicker Esel, wie Ihr,* auf einem Maulthier. *Ich bitte um Verzeihung, Sire,* erwiederte Bassompierre; *ich hatte die Ehre, Ew. Majestät vorzustellen.*

Bravo! Das war noch vor anderthalb hundert Jahren von einem Edelmann gegen einen groben König.

38.

Respectus parentelæ zwischen Fürsten und Volk.

Wenn die Fürsten von ihren Unterthanen verlangen können, dafs sie nie den *respectum*

parentelæ vergessen, und den *metum reverentialem* nie beyseitsetzen, so kann dagegen ein an Verstand *erwachsenes* Volk von seinem Fürsten verlangen, nicht als Kinder und Buben behandelt zu werden. Wenn die Fürsten *Väter* ihres Landes seyn wollen, so müssen sie sich auch als solche bezeugen, und das Vermögen ihrer Kinder nicht verprassen, verschulden, verjagen, verjubeln, verspielen, vertrommeln u. s. w.

39.

Geist des Zeitalters.

„Kein antidespotischeres Zeitalter, als das unsrige, und keines, wo der Despotismus allgemeiner, despotischer und spottender mit der menschlichen Freyheit herrscht„, sagt *Lavater* *) so fest als wahr; und wer ist kühn und dreist genug, es läugnen zu wollen?

40.

Die Töpfe und die Felsen.

„Ach Herre Gott, es ist ein ungleich Streiten, wenn die alten Töpfe wollen mit den Felsen streiten; denn es gerathe, wie es wolle, so geht's über die Töpfe. Fallen sie an die Fel-

*) In dem *Monaths-Blatt für Freunde* 1794. 4. Stück S. 15.

sen, so stofsen sie sich und zerbrechen; fallen aber die Felsen an sie, so zerschmettern sie die Töpfe; das wahrlich den Töpfen zu rathen wäre, sie blieben Töpfe wie sie sind in der Küche, und unterstühnden sich nicht, auszuziehen im Felde, und wider die Berge und Felsen zu streiten„. So sagte vor bald 300. Jahren *Luther* *). Wer wohl jetzt am Ende des XVIII. Jahrhunderts die Töpfe, und wer die Felsen seyn mögen?

---

*) T. III. Jen. p. 423.

ANHANG.

D. JOACHIMS LÜTKEMANNS,

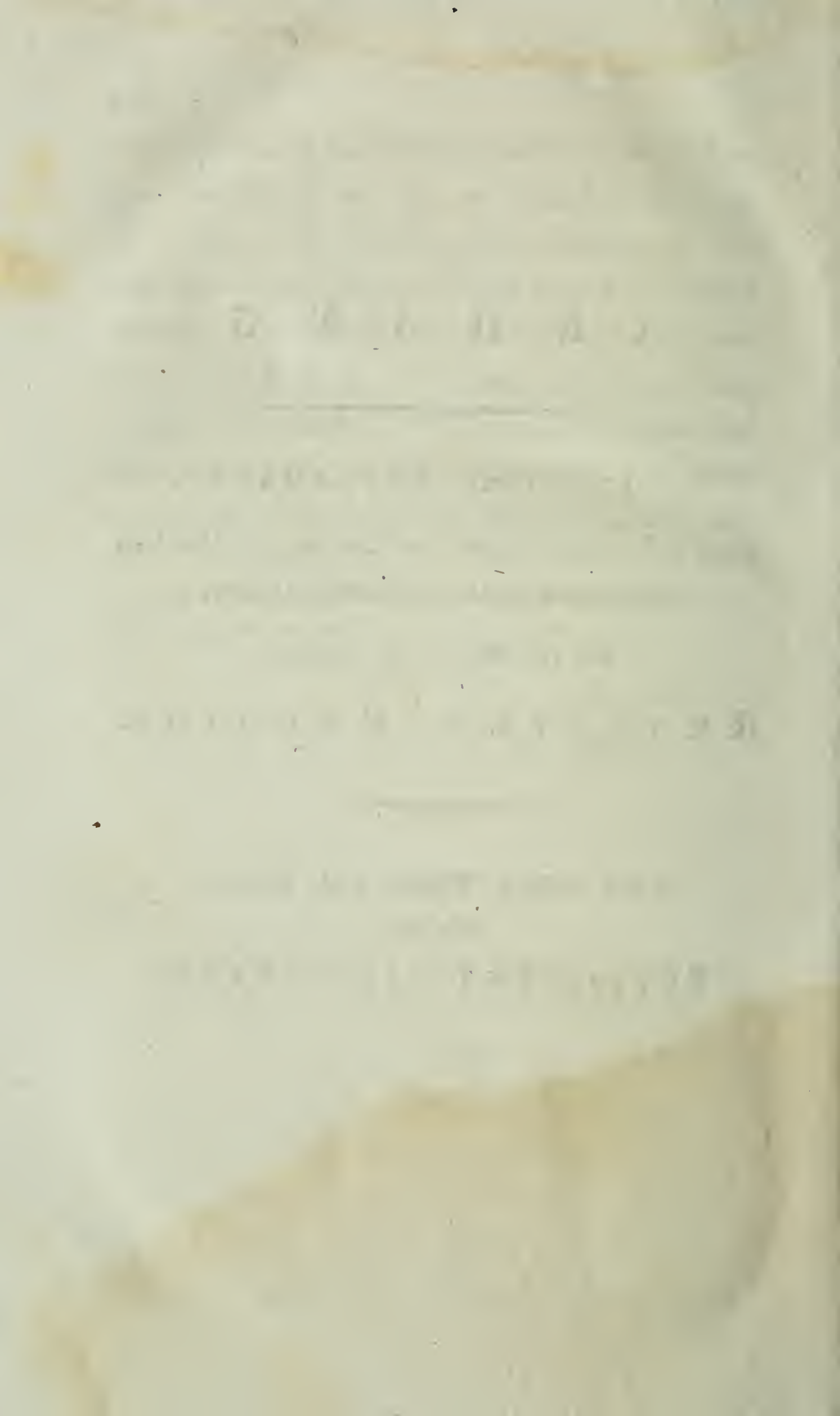
Ersten General-Superintendentens zu Wolfenbüttel und Abts zu Riddagshausen.

den 14. Sept. 1655. gehaltene

REGENTEN-PREDIGT.

Nebst einigen Worten und Winken
über die

PUBLICITÆT DER KANZEL.



Dr. Joachim *Lütkemann* war im Jahr 1608. in der Vor-Pommerischen Stadt Demmin gebohren, und wurde 1643. auf der Universität zu Rostock Professor der Physik und Metaphysik. In einer im Jahr 1649. gehaltenen Disputation behauptete er die sonderbare Meinung: Dafs Christus die drey Tage über, die er im Grab gelegen, nicht wahrer Mensch gewesen sey. Darüber fieng ein dortiger Professor der Theologie Feuer, und trug auf das Verbot und Confiscation der Disputation an. Lütkemann wandte ein: Difs wären philosophische Fragen, in welche sich die Theologen nicht mischen möchten. Die Disputation gieng also zwar vor sich; damit fieng aber der Lerm erst an. Die Sache ward an Hof berichtet, und der orthodoxe Herzog Adolph Friedrich darüber so entrüstet, dafs er, bifs zu näherer Untersuchung des Handels, den Professor Lütkemann seines Amts entsezte und von allen Geistlichen des ganzen Landes über diese scholastische

Spizfündigkeit ein theologisches Bedenken erfordern liefs. Lütkemann hatte vorhin schon mit Zeugnissen anderer Gelehrten belegt, dafs er nicht der erste noch einige sey, der jene Meynung behaupte. Zum Glück vor ihn nahm der ganze academische Senat, und insbesondere die theologische Facultät, mit Ausnahme des Urhebers dieses Streits, sich ihres Collegen an; bewiesen, dafs man sich bey dessen gegebenen Erklärung gar wohl beruhigen könne, und baten den Herzog, die übereilte Amts-Entsetzung aufzuheben; mit welcher Bitte sich auch die Gemeine, bey welcher Lütkemann Prediger war, dahin vereinigte, damit diesem ihrem treuen und geliebten Seelsorger die Canzel wieder geöfnet würde.

Der Herzog fühlte das Unrecht und die Uebereilung seines Verfahrens, wollte aber doch, nach Art der Fürsten, nicht gefehlt haben, und wollte also die Entsetzung von Catheder und Canzel nicht anders und eher wieder aufheben, als wenn Lütkemann einen verfänglichen Revers unterschrieben würde. Der feste Mann weigerte sich aber dessen standhaft und erbat sich, ihm zu seiner Vertheidignng den Weg Rechtens zu eröfnen, in welchem Gesuch ihn der academische Senat selbst bey dem Herzog unterstützte. Darauf

wurde von Hof ein anderer und glimpflicherer nur in der Gestalt einer Erklärung gefafster Entwurf eines Reverses nach Rostock übersandt. Der standhafte Mann beharrte aber bey dem Entschlufs, seine Erklärung nicht anders als *öffentlich* abzulegen.

Der eben so gelehrte als religiose Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel machte, auf erhaltene Nachricht, dieser sich immer mehr verwickelnden Fehde dadurch ein kurzes Ende, dafs er im August noch eben dieses 1649. Jahres dem gedrückten Manne den Ruf als erster General-Superintendent nach Wolfenbüttel zugehen liefs. Seine Gemeine flehte nun um so eifriger um seine Beybehaltung; der Herzog von Mecklenburg aber wurde seiner Seits so erbittert, dafs er den harten Befehl an die Universität erliefs: Dafs, wenn D. Lütkemann die ihm abgeforderte Erklärung nicht unterschreiben würde, er binnen acht Tagen Stadt und Land, und zwar ohne sicheres Geleit, raümen sollte.

Von unterschreiben konnte bey diesen Umständen keine Rede mehr seyn; Lütkemann zog unter dem Seegen und häufigen Thränen der ihn bifs vor die Stadt begleitenden Zuhörer und Freunde von Rostock ab, denen er noch über die Wor-

te Josephs, I. B. Mose L. 20: „Ihr gedachtet's böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen „, predigte.

Der würdige Mann trat sofort, mittelst öffentlicher Verträge in der Stadt- und Schloſs-Kirche, sein neues Amt an, und wurde, in Gegenwart des Herzogs Augusts und seines Erbprinzen Rudolph Augusts, denen versammelten General- und Special-Superintendenten als ihr *Generalissimus* vorgestellt, von dem Canzler in Pflichten genommen, und, dem Herrn Vetter zu Mecklenburg zu schuldigen Ehren, an die fürstliche Tafel gezogen. Je mehr der Herzog August den stattlichen Mann kennen lernte, je lieber gewann er ihn, so daſs er sich in einem eigenen an seinen vorigen Herrn erlassenen Schreiben vor diesen *werthen Mann* bedankt, mit Bitte wann Ihro Liebden mehr solche Männer hätten, sie selbige ihm nur wollten zukommen lassen.

Die Hochachtung und Liebe gegen den in seiner ganzen Amtsführung erprobten Mann bewog Herzog Augusten, ihn im Jahr 1653. zum Abt des Closters Riddagshausen zu ernennen, und ihm dadurch neue Gelegenheit zu verschaffen, seine vorzügliche Talente und Einsichten geltend zu machen.

Am 14. Sept. 1655. liefs Herzog August zum Angedenken der an diesem Tage vor zwölf Jahren von den Kayserlichen wieder eingeraümten Stadt und Vestung Wolfenbüttel, ein Dankfest feyern; welche Gelegenheit dann Dr. Lütkemann ergriff, diejenige merkwürdige so benahmte *Regenten-Predigt* zu halten, wovon hier ein erneuerter Abdruck erscheint *).

Die Predigt mufs in der Stadtkirche gehalten worden und von der fürstlichen Familie niemand dabey gegenwärtig gewesen seyn. Desto geschäftiger aber war die Stimme des Neides und der Verlaümdung, dem alten Fürsten zu hinterbringen, welch' eine anzügliche und fürstenschänderische Predigt sein Generalissimus gehalten; wie er sich an dem ganzen Regenten-Stand nicht nur gröblich verschuldet, sondern auf welch' bedenkliche Weise er solchen in den Augen des Volks, durch die schmälige Benennung eines *Regenten-Thiers*, herabgewürdigt habe. Zum Glück vor den Doctor hatte er es mit einem Fürsten zu thun, der

*) Das vor mir habende Exemplar, welches ich der Güte des verdienten und gelehrten Herrn Predigers und Professors *Waldau* zu Nürnberg zu verdanken habe, ist zu Halle in Sachsen im Jahr 1667. wieder neu aufgelegt worden.

seine 80. Jahre bereits erreicht hatte; dessen Puls sanfter schlug, als des jüngern Herzogs von Mecklenburg; der mit eigenen Augen zu sehen, auch derbe trockene Wahrheiten anzuhören gewohnt war, und es unter der Würde eines gerechten Fürsten hielt, jemand, und am allerwenigsten einen von ihm geliebten und geschäzten Zeugen der Wahrheit ungehört zu verdammen. Das erste, was Herzog August that, war, dafs er Lütkemannen den schriftlichen Aufsatz seiner Predigt abforderte, dem der schöne Erfolg entsprach: Dafs der Wahrheit liebende Fürst den ganzen Vortrag nicht nur vollkommen billigte, sondern auch dem Hof- und Staats-Propheten Schutz gegen alle ungegründete Angeber versprach, ja ihn aufforderte, mit fernern dergleichen Straf-Predigten getrost fortzufahren.

So gedeckt und getröstet der freymüthige Mann durch seinen biedern Fürsten war, so mufs ihn doch der giftige Zahn des beleidigten *Regenten-Thiers* hart verwundet haben. Am 14. Sept. hielt Lütkemann seine Predigt; die Anschwärzung seiner Hasser, des Fürsten Abforderung des Entwurfs, Lütkemanns Vertheidigung und darauf erfolgte Rechtfertigung, können immer auch einige Tage hinweggenommen haben. Ein Mann, der so

kühn und derb von der Canzel spricht, hat gewöhnlich kein kühles Blut; die Hetzereyen mögen es noch mehr entzündet haben; er bekam ein hitziges Fieber, und den 18. Oct. eben dieses Jahrs war er eine Leiche. Predigt und Tod waren allzunahe beysammen, als dafs man nicht von jener auf diesen schliessen dürfte.

* *

Diese persönliche Umstände sind aus einer weitlaüftigen Lebensbeschreibung des seeligen Manns zusammengezogen, welche der bekannte Braunschweigische Geschichtschreiber *Rethmayer* einer neuen Auflage des von dem seel. Lütkemann, unter dem Titel: Der Vorschmack göttlicher Güte, herausgegebenen, zu seiner Zeit beliebten Erbauungs-Buches, im Jahr 1720. beygefüget hat.

* *

Die Predigt selbst lautet also:

Text: Aus dem 37. Psalm v. 34.

Harre auf den Herrn, und halte seinen Weg, so wird Er dich erhöhen, dafs du das Land erbest.

Die Biene ist ein kleines Thier; doch hat die Natur in demselbigen gar artig abgebildet die

Policey unter den Menschen-Kindern. Die Bienen halten sich zusammen; also werden die Menschen von Natur getrieben, dafs sie nicht zerstreuet hin und her lauffen, wie das Wild, sondern dafs sie in einer Gemeinschaft leben. Die Bienen sind arbeitsame Thierlein, dafs man auch ihre kunstreiche Arbeit und Fleifs mit Verwunderung ansehen mufs. Sie bauen ihnen reine wolformirte Häufslein, und in dieselbige sammlen sie ihre Güter. Was faul ist und nicht arbeiten will, leiden sie nicht unter sich. Also stehet es auch fein in einer Policey, wenn die Leute nicht den Müssiggang lieben, sondern zur Arbeit gehalten werden, dafs sie etwas Nützliches schaffen, ein jeglicher nach seinem Beruff. Bey den Bienen mercket man auch eine Einträchtigkeit; sie halten sich zusammen, sie stehen vor Einen Mann; kommt man ihnen zu nahe, so setzen sie sich alle zur Wehre. Wannn also auch in einer Gemeine die Gemüther zusammen halten, das ist ein Zeichen einer glückseligen Policey: *Friede ernehret, Unfriede verzehret.* So lange die Menschen-Kinder bey dem Bau des Babylonischen Thurms einig waren, und sich unter einander wol verstehen

kun-

kunten, so lange gieng der Bau von statten; so bald aber die Verwirrung unter sie kam, muste der Bau auffhören. Wenn die Gemüther in der Policey unter sich eins sind, und unter sich ein gutes Vertrauen haben, da hilfft eine Arbeit der andern; da kann man bauen. Wann aber einer den andern nicht verstehen will, wird man mit dem Bau nicht können fortkommen.

Bey den Bienen findet man auch die Ordnung, daſs eine regieret, und die andern gehorsam seyn. Sie haben ihren König; denselben versorgen sie, und demselben folgen sie; wo der König hinziehet, da folgt der Schwarm. Wann bey den Menschen kein Regiment ist, oder die Regenten bey den Unterthanen keinen Respect oder Gehorsam finden, da ist es unmüglich, daſs es wohl zugehen könne; und ist nothwendig, daſs unter dem Hauffen der Menschen etliche sind die regieren, etliche die gehorchen und folgen. Wenn nun, die zum Regiment gesetzt seyn, wol regieren, und die, so folgen sollen, gehorsamlich folgen, da gehet es wohl zu. Wenn denn das Policeywesen unter den Menschen-Kindern so artig in dem Regiment der Bienen von Gott abgebildet ist, sollen wir ge-

dencken, dafs es auch Gottes Werck ist, wenn gut Regiment unter den Menschen gehalten wird. Zu mercken ist es bey den Bienen, dafs die Natur den König von den andern Hauffen mercklich unterschieden hat, weil seine Gestalt gröfser und ansehnlicher ist, als der andern. Also hat auch die göttliche Vorsichtigkeit die Regenten unter den Menschen-Kindern mit sonderlichem Ansehen bekleidet. Der Natur nach ist ein Mensch nicht besser, als der ander. Wir sind alle Eines Fleisches und Eines Geblühtes. Doch ziehet Gott unter viel Tausenden einen herfür, und giebt Ihm ein solches Ansehen, dafs die andern alle Ihn fürchten müssen. Gott hat mit seinen Gebothen sie also umzeunet und verwahret, dafs die Unterthanen sie, als Gottes Ordnung, ehren und fürchten müssen; damit beweiset Gott Gnade und Güte, beydes den Regenten und Unterthanen. Die Regenten haben Gottes Güte zu preisen, darumb dafs sie der Natur nach nicht besser sind als andere, dennoch von Gottes Gnade herfür gezogen worden, und über viel Tausend andere Menschen gesetzt seyn, und vor andern mit Ehr und Reichthum begabet worden. Unterthanen erkennen auch darinnen Gottes Güte, dafs sie Schutz finden. Je

mächtiger der Regente, je mehr sich dessen das Volck zu erfreuen hat. Also haben beydes Obrigkeit und Unterthanen Uhrsach Gott zu dancken, daſs Gott ein gut Regiment gibt und erhalte.

An diesem Orth thun wir solches ordentlich auff diesen Tag, und *erinnern uns, daſs an demselbigen nun vor zwölff Jahren diese Stadt und Vestung ihrem rechtmäſsigen Erb-Herrn übergeben, und auſs der Hand gewaltsamer und frembder Regierung gehoben ist.* Dem höchsten Gott sey Preiſs und Ehre, daſs Er uns Christliche Obrigkeit gegeben, und biſs daher in grossen Gnaden erhalten hat. Diſs ist Gottes Werck, das wir mit dankbarem Hertzen erkennen; und eben damit, daſs verlesenes Pünctlein aus dem sieben und dreissigsten Psalm zu einem ordinaren Text auff gegenwärtiges Danckfest verordnet, bekennet Christliche Obrigkeit, daſs sie ihre Regierung von Gott hat, und daſs Gottseligkeit zur glücklichen Regierung viel helffe. Harre auf den Herrn, und halte seinen Weg, so wird Er dich erhören, daſs du das Land erbest. Nehmlich, wenn man den Weg des Herrn hält, so wird man im Lande erhöhet werden. Es ist aber

nicht undienlich nachzudencken, was doch die Gottesfurcht bey der Regierung thue. Wenn man einen Fürsten lobet, daſs Er klug und verschmitzet, daſs Er tapffer, groſsmühtig, und behertzet, das lässet sich hören.

Wenn man aber saget: Das ist ein frommer Herr, das klinget eben nicht so herrlich in der Welt. So wollen wir ein wenig nachsinnen, *wie sich mit einem Regenten die Gottesfurcht reime.*

Gott gebe uns den Geist der Weiſsheit und Sanfftmuth, daſs wir es wol und christlich erwegen, Amen.

Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze und gut, diſs bezeuget die Schrifft. So solte die Gottesfurcht ja auch zur Regierung gut seyn. Gleichwohl stellen wir die Frage an, was Gottesfurcht zur Regierung helffe? Oder, wie die Gottesfurcht zur Regierung helffe? Oder wie die Gottesfurcht sich mit einem Regenten reime? Sollen wir davon etwas sagen, so müssen wir voraus wissen, was ein Regent sey? Ein Regente solte ja billich seyn eine Creatur, die über ein Land gesetzt und über das gemeine Beste wachen solte. Das gemeine Beste heist

man jetzo auf Latein: *Ratio Status.* Wenn man weiſs, was *Ratio Status* ist, so kann man allhand wissen, was nach der heutigen Statisten Beschreibung ein Regent ist. Es ist aber *Ratio Status* ein solch Ding, welches die Einfalt nicht wol verstehen kann. Damit ich einfältiglich damit umbgehe, so vergleiche ich es dem Adam in seiner Unschuld. Adam war vom Anfang erschaffen nach dem Bilde Gottes, und hatte ein schönes, trefliches und göttliches Ansehen.

Wann Gott Adam ansahe, so sahe Er sein Bild, und war der Mensch wie ein kleiner Gott in der Welt. Es kam aber der Teuffel darzu, und verkehrete solches herrliche Bild gantz in den Grund, also daſs der Mensch, der vorher Gott ähnlich war, itzt dem grausamen Teuffel gleich, und ein junger Teuffel in der Welt ward. *Ratio Status* ist ihrem Ursprung nach ein herrlich, treflich und göttlich Ding. Daſs einer wär' über das gemeine Beste, daſs man die Unschuld schützte, dem Bösen wehrete, und alles in guter Ordnung halte, das ist ein göttlich Ding. Eine Obrigkeit ist Gottes Dienerin und Fürbilde. Ein Fürst ist wie ein Gott in der Welt. Aber was kan der Teuffel nicht thun? Der hat

sich auch zu *Ratio Status* gesellet, und dieselbe also verkehret, dafs sie nun nichts mehr, als die gröste Schelmerey von der Welt ist: Dafs ein Regent, der *Ratio Status* in acht nimt, unter desselben Namen frey thun mag, alles was ihm gelustet; und kann ich nicht anders sagen, als dafs das herrliche Bild Gottes im Regiment in ein schändlich Bild des Satans verwandelt sey. Wir wollen solches absonderlich in etlichen gewissen Stücken besehen.

Zum ersten ist ein solcher Regent *ein regiersüchtiges Thier.* Es will sich mit einer Regierung nicht begnügen lassen; je mehr Landes er hat, je mehr Landes er suchet. Als der regiersüchtige Alexander gefraget ward, was er thun wolte, wenn er Persien eingenommen, hat er zur Antwort geben, er wolte weiter gehen in Indien hinein. Er wird gefraget, wenn er nun alles hätte, und nicht weiter gehen könnte, was er dann thun wolte? Darauf er geantwortet, denn wolte er geruhig regieren, und ihm gute Tage thun. Darauf ist Ihm recht zu Gemüthe geführet, wenn er denn itzt, da er so viel Land und Leute nicht hätte, eben so wol geruhig leben könnte, warumb er ihm so grofse Unruhe machte, und das suchete, was

andern Leuten gehörete? Ja gewifslich, *viel Regenten möchten still und geruhig leben, wenn sie sich mit dem könnten begnügen lassen, das ihnen Gott gegeben hat. Aber wenn sie im Frieden solten besitzen allein, was sie haben, das achten sie vor grofsen Schaden.*

Zum andern ist ein Regent, nach der heutigen Beschreibung, *ein ruhmsüchtlg Thier,* das begehret in aller Welt und bey den Nachkommen einen grofsen Namen zu haben. Bey den Römern waren zweyerley Mittel, Ruhm und einen grofsen Namen zu erjagen, *die Feder* und *das Schwerdt;* entweder dafs man schreibe, was lesens werth ist, oder dafs man thue, was schreibens werth ist. Wenn denn die Regenten nicht grofs drauf geben, sich mit der Feder berühmt zu machen, so greiffen sie zum Schwerdt, und gedenken sich damit berühmt zu machen, damit auch die Nachwelt weifs, dafs sie Regenten gewesen seyn.

Zum dritten ist auch ein Regent *ein geldsüchtiges Thier.* Wenn einer ein Fündlein erdenken kann, grofs Geld aufzubringen, der ist ihm der beste Diener. *Je mehr sie bekommen, je mehr sie suchen.* Und nicht ohne

Ursache. Denn man erfähret es, daſs sie bey ihrem groſsen Einkommen die ärmesten Leute seyn. Je mehr Länder sie bekommen, je armer sie werden, daſs auch niemand mehr Schulden hinter sich lässet, als die mächtigsten Potentaten. Also erwecket der Mangel die Begierde, und die Begierde häuffet den Mangel.

Zum vierten ist ein statistischer Regent *ein räuberisch unrechtfertiges Thier.* Wenn einer schon geitzig ist, so ist er forth noch nicht unrechtfertig. Aber ein Regent, der sich nach *Ratio Status* richtet, muſs nicht allein geitzig, sondern auch unrechtfertig seyn. *Er muſs an sich ziehen alles, was er nur kann, es geschehe durch Recht oder durch Unrecht; es gereichet alles zu dem gemeinen Besten.* Solte wol jener Seeräuber nicht recht gesaget haben: Er, der Seeräuber, were nur ein kleiner Räuber; aber der groſse Alexander were ein groſser Räuber, welcher zu Wasser und Lande die ganze Welt beraubete?

Zum fünften ist ein Regent, wie er von uns verstanden wird, *ein listiges Thier. Es weiſs wol, daſs es nicht alles recht ist, was es thut; es weiſs aber auch seinen We-*

sen eine solche Farbe zu geben, daſs man meinen muſs, es thue recht. Und in dem Fall vergleiche ich sie einem Mörder. Ein Mörder saſs mit einem Wandersmann in der Herberge, und merkte, daſs der Wandersmann Geld bey sich hatte. Er war aber so verständig, daſs er wohl wuste, es were unrecht, einem das seine zu nehmen, und ihn noch dazu tödten. So gedachte er, eine Ursache zu suchen, daſs er mit Recht an den Wandersmann kommen könnte. Bringet derowegen so viel auf die Bahn, daſs sie beyde mit Worten aneinander gerathen. Darauf stehet der Mörder auf und spricht: Ich will dir das gedenken, es soll dir nicht geschenket seyn. Damit gehet er davon, und wartet dem unschuldigen Wandersmann auf den Dienst, und so bald er ihn ertappet, greifft er ihn an mit solchen Worten: Weist du wohl, wie wir mit einander stehen? Ueberwältiget ihn also, schlägt ihn zu Tode, und nimt ihm all das seinige. Was dünket euch, sollte das wohl nicht ein gerechter Räuber und Mörder seyn? Er hat ja Ursach gehabt, seinen Feind anzugreiffen. *Es ist kein Potentat, der den andern angreifft, und unrecht haben will.* Da muſs ein offentliches Manifest in

die Welt; dafs mufs beweisen, dafs sie nicht ohne Uhrsach Blut vergiessen und rauben.

Zum sechsten ist ein Regent nach der statistischen Beschreibung *ein grausam unbarmherzig Thier.* Das beweisen die grausamen Auflagen, damit das arme Volk, die Kinder des lebendigen Gottes, gedränget werden. Wenn schon ein armer Mann mit seinen Kindern nicht sollte ein Bifslein Brods vor sich behalten, das bewegt sie nicht. Es beweiset's die unmenschliche Begierde, Krieg zu führen.

Die Alten haben dafür gehalten, wenn man Krieg nenne, so nenne man alles Unglück. Denn wer kann auch erzehlen alle den Jammer, so man im vorigen Teutschen Kriege an Menschen und Viehe gesehen? Noch haben unsere Herren Lust dazu, und vergiessen Blut; ja Menschen-Blut, ja Christen Blut häuffiger Weise, umb Sand und Land, umb ein geringes Wort, umb eigene Ehre, umb ein geringe *Personal-Injuria.* Eines einigen Christen Blut ist von Gott theurer geachtet, als ein ganz Königreich. Aber diesen Leuten grauet nicht, Christen Blut zu vergiessen ohne Maafs, umb eines einigen Dorfs, oder einer einigen Stadt willen; sondern

rüsten Menschen wider Menschen, Christen wider Christen, und geben ihnen mördliche Waffen in die Hand, sich einander bey Hunderten und Tausenden aufzureiben; da nicht allein der Leib getödtet, sondern auch manch Tausend Seelen zur ewigen Verdamnüſs gefühhret wird. Noch haben unsere Herren Lust darzu, richten ihren Stat auch also an, daſs Herren nicht können Herren bleiben, wo sie nicht andern ins Land fallen, rauben, stehlen, und Blutvergiessen; ist das nicht zu erbarmen? Siehe, das ist die Gestalt eines Regenten, wie ihn die Statisten haben wollen. In Summa, es ist ein solches Thier, dem fast alle Laster anstehen. *Da bey einem gemeinen Mann gelobet wird, auffrichtig sein Wort halten, so schämen sich Regenten nicht, etwa zu versprechen, und verschreiben, und davon zu halten, so viel als ihnen beliebet.*

Dahero auch ein Regent dem andern nicht trauet: Denn sie kennen sich unter einander, und wissen, was *Ratio Status* ist; nehmlich, ein Ding, dem nicht zu trauen stehet. Hurerey und Ehebruch wird an dem gemeinen Mann von ihnen gestrafft; bey ihnen

selbst wird es nicht geachtet. Diebe lassen sie henken; Ihnen stehet jedermans Beutel offen. Mörder werden getödtet; Sie selbst haben Lust, unshuldig Blut zu vergiessen. Da sie das Land von Mördern und Dieben reinigen solten, erfüllen sie es damit, dafs auch der weise König von ihnen gesagt Proverb. 28. „Ein Gottloser, der über ein arm Volk regieret, das ist ein brüllender Leu, und gieriger Bär„. Wenn denn auff solche Art ein Regent mufs angesehen werden, ist leicht zu erachten, wie mit solchen Regenten die Gottesfurcht sich reime. Ich solte hie wohl die Gottesfurcht beschreiben, wie ich oben die Regenten nach ihrem Staat beschrieben habe; aber der Mühe kan ich überhaben seyn. Denn wenn man von der Gottesfurcht nicht mehr weifs, als dafs sie solche Augen erfordere, die auf Gott sehen, und daran gedencken, dafs sie ihres Thuns Rechenschafft dermaleins müssen für Gott ablegen, so hat man hier genug. Denn wer siehet nicht, dafs bey einer solchen Creatur, die alles richtet zu ihrer eigenen Hoheit, als zu dem vornehmsten Zweck; dafs sie grofse Macht, grofsen Ruhm, grofsen Reichthum in der Welt erlange; die unrechtfertig, listig und blutdürstig ist:

Wer siehet nicht, sag ich, das bey einer solchen Creatur die Gottesfurcht keinen Platz habe? Aber vielleicht mögen wir solches zu sagen zu einfältig seyn, und die Sache nicht recht verstehen; denn ein ander möchte sagen, die Gottesfurcht schickte sich gar fein bey einem Regenten, so er anders nach statistischer Art sich halten wolle. Denn die solche Regenten unterweisen, schreiben ihnen diese Regul für, dafs er sich der Gottesfurcht annehme, sich zur Kirchen fleissig halte, von Gottes Wort gerne rede, über die Religion eyfere. Denn sie wissen, dafs kein Teuffel so böse ist, er kann sich in einen Engel des Liechts verstellen. Was vorhin von den Regenten gesaget, taugte im Grunde nicht. Damit es aber den Schein gewinne, als sey es so böse nicht gemeinet, so müssen sie sich der Gottseligkeit annehmen. Da mufs denn niemand mercken, dafs difs so ein böses Thier sey. *Da heist es denn eine Christliche Obrigkeit, eben wie der Teuffel ein heiliger Teuffel ist.* Also reimet sich ja die Gottesfurcht im Regenten-Stand gar wol, aber als ein Deckel ihrer fleischlichen Begierde. Es trifft ihnen, was der weise König sagt, *Prov.* 20. „Viel Menschen werden fromm gerühmet; aber wer wil einen finden, der recht-

schaffen fromm sey„. Man sehe nur an, was grosse Potentaten thun, wenn sie Krieg führen. *Können sie es dahin bringen, daſs die Welt meine, es gehe die Religion an, so haben sie schon halb gewonnen.* Ich habe meinem Vorhaben ein Gnügen gethan; denn ich mir vorgenommen zu sagen, wie sich die Gottesfurcht reime mit einem Regenten, der nach der heutigen statistschen Art sein Regiment führet, und *Ratio Status* wohl beobachten kann. Das habe ich nun gethan, und habe gezeiget, es reime mit solchen Regenten die Gottesfurcht sich nicht anders, als so ferne sie ist ein Deckel der fleischlichen Lüste und Bosheit. Ich will dennoch, den Regenten zu gefallen, dieses hinzuthun, was doch endlich ein solcher Regent wird gewinnen und davon bringen? Kürzlich: Ich besorge, es werde ein strenges Gericht über sie ergehen. Denn dieweil sie andere gerichtet haben, sich aber selbsten nicht haben richten wollen, so wird der höchste Richter aufstehen, und über sie das Gerichte halten. *Wem viel vertrauet ist, von dem wird auch viel gefordert werden. Wem ist aber mehr vertrauet als Regenten?* So viele Menschen, derer Leib und Seel, deren Haab und Guth, Ehr und Wohlfahrt! Von

wem wird nun mehr gefodert werden, als von Regenten? Daher spricht Jacobus im andern Cap. seiner Epistel: „Es wird ein unbarmherzig Gerichte über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. Und Sap. 6. stehet: Die Gewaltigen werden gewaltiglich gestraffet werden. Es ist wohl werth; dafs es von Regenten gelesen, uud mit rechtem Nachsinnen betrachtet werde, was daselbst die Weisheit redet: „Höret, (ruffet sie,) höret ihr Könige; merket, lernet ihr Richter auf Erden; nehmet zu Ohren, die ihr über viel herrschet; denn euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herrn, und die Gewalt vom Höchsten. Darum wird Er fragen, wie Ihr handelt, und forschen, was ihr ordnet; denn ihr seid seines Reichs Amptleute. (Ihr seid nicht eure eigene Herrn. Ihr habt das Ampt von Gott; Ihr seid seines Reichs Amptleute). Aber Ihr führet Euer Amt nicht fein, und haltet kein Recht, und thut nicht, was der Herr geordnet hat. Er wird gar greulich und kurz über Euch kommen, und es wird gar ein scharf Gericht gehen über die Oberherrn; die Gewaltigen werden gewaltig gestrafft werden „.

Wenn ich nur gedenke an den Procefs des Jüngsten Gerichts, wie ihn Christus selbst offenbahret hat, so nimmt mich Wunder, wie Regenten kön-

nen ohne Furcht leben, wenn sie solches hören. Denn so wird der Richter sagen: „Ich bin hungerig gewesen, und Ihr habt mich nicht gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht geträncket; ich bin nacket gewesen, und Ihr habt mich nicht bekleidet„. O grofser Gott, was werden dir antworten dieselbe, die nicht allein deine arme Brüder nicht gespeiset und bekleidet, sondern selbst viel Tausend armer Leute gemacht haben; und das haben sie gethan an deinen Brüdern, und an deinen Schwestern. Einer wird daselbst auftreten und sagen: Ich habe noch ein Bifslein Brodt gehabt für mich und meine Kinder, aber die Regenten haben mir es aus dem Maule gezogen. Die Regenten, die Regenten haben mich drumb bracht! Ein anderer wird sagen: Ich hatte noch ein einziges Kühlein, das mit seiner Milch mich und meine Kinder erlabete. Ich habe sie aber müssen verkauffen, und das Geld den Regenten geben; die Regenten haben mich drumb bracht. Der dritte wird sagen: Ich hatte noch eine Decke, damit ich meinen nakten Leib bedecken konnte; ich habe sie aber müssen dahin geben, die Regenten haben mich drumb bracht. O das schwere Gericht, das darauf fol-

gen

gen wird! Es wird ein unbarmhertzig Gericht gehen über den, der nicht Barmhertzigkeit gethan hat. Man möchte sagen: Ey, die Regenten sind gleichwohl so unbarmhertzig nicht, daſs sie sich der Armen nicht solten annehmen; sie wenden ja groſs Geld an die liebe Armuth. Ich gebe es zu; aber was ists? Wenn einer den armen Leuten viel tausend Thaler abgedrungen hat, und wendet hernach etwan zehen oder zwantzig Thaler an die Armen. Ich fürchte gar zu sehr, die Gewaltigen werden gewaltig gestrafft werden. Viel unter Euch werden vielleicht itzt sagen, du bist ein Majestät-Schänder! Wer pfleget so von den Majestäten zu reden? Aber thut gemach, lieben Herren! mit nichten schände ich die Majestäten.

Fürs erste halte ich die Obrigkeit für eine herrliche heilsame Ordnung Gottes, und ehre dieselbe, als Gottes Diener, denen Gott selbst das Schwerdt und die Macht in die Hände gegeben hat. Ich bin ihr auch gehorsam und unterthan. Zum zweyten zweiffele ich nicht, daſs unter den Regenten viel seyn, die wol wissen und bedencken, daſs sie unter Gott seyn und deſswegen ihr Gewissen in der Regierung wohl in acht nehmen. Solche

gottselige Regenten achte ich sehr hoch, die man billig rühmet, wie Syrach Cap. 49. v. 42. den König Josias. Der Nahme Josias ist wie ein edel Räuchwerk aus der Apotecken; er ist süsse wie Honig im Munde, und wie ein Seitenspiel beym Wein. Gewiſs ist es, daſs ein gottseeliger Regent nicht genung kan gepreiset werden. Was ich aber zum dritten geprediget habe, gehet die gewissenlosen Statisten an, und deren Rathgeber, von welchem ich gesagt habe und noch sage, die Gottesfurcht reimet sich mit ihnen nicht anders, als so fern sie ist ein Deckel der fleischlichen Boſsheit und Lüste.

So möchte man weiter fragen, wenn diſs allein die gewissenlosen Regenten angehet was bedeut es, daſs du davon predigest? Sind denn solche Regenten vorhanden? Wohl ist es gut, daſs Ihr darnach fraget, wozu diese Predigt nütze ist? Ich wil es euch sagen. Zum ersten dienet sie den Regenten und allen die mit dem Regiment zu thun haben; und zwar dienet es ihnen zur Warnung, damit sie sich prüfen und wohl fürsehen. Verständige und gottselige Regenten wissen selbst wol, wie ungleich es im Regiment daher gehet, und können es mit billigen. Es gedencket aber ein jeder, daſs er Fleisch und Blut an sich habe.

Leichte ist es geschehen, daſs derselbe, der groſse Gewalt hat, seine Gewalt miſsbrauche. Da erforsche sich nun ein jeglicher, der mit den Regenten zu thun hat, wie er sein Gewissen in acht genommen? Findet ihr Freudigkeit in euren Gewissen, so dancket Gott und freuet euch, denn euer Lohn wird im Himmel groſs seyn; saget euch aber euer eigen Gewissen, daſs ihr eure Macht miſsbraucht, auch unbilliche unchristliche Dinge mit Rath und That befördert, so macht euch nur nicht rein. Ihr habt nicht mit Menschen, sonder mit Gott zu thun. Nehmet euch vielmehr vor, was vorhin versehen, ins künfftige zu bessern. Gedencket ihr aber, das nicht zu thun, wolan, so habt ihr auch nichts anders zu gewarten, als was gesagt ist: Die Gewaltigen werden gewaltiglich gestraffet werden.

Insonderheit ermahne ich *euch Herren-Diener!* Sehet euch wol für! *Gedenckt nicht, daſs ihr alsdenn eures Herrn bestes gesucht habt, wenn ihr es suchet mit der Unterthanen Verderben.* Unser gnädigster Landes-Fürst und Herr ist von der hohen Majestät Gottes über seine Unterthanen gesetzt, als ein Hirte über die Schaafe; als ein Vater

über die Kinder des lebendigen Gottes, dafs S. Fürstl. Gn. dieselbigen schütze, und ihr Bestes suche. Meinet ihr denn, ihr habt eurem Herrn in der Regierung wohl gedienet, wenn ihr seine Unterthanen verderbet? Man mufs bekennen, dafs an Herren-Höfen der Diener viel gefunden werden, die ihres Herrn Nutzen, Hoheit und *Ratio Status* also wissen in acht zu nehmen, dafs allerley Ungerechtigkeit und Unbarmhertzigkeit geübet, und der armen Leute Schweifs und Blut heraus gepresset wird; und, *wenn sie das gethan, sind sie nach ihrer Meinung getreue Diener.* Ich rahte aber, hütet euch, und fasset diese Regul: *Ein Amptmann und Herrn-Diener ist schuldig, so wohl der Unterthanen Bestes, als ihrer Herrn, zu befördern.*

Hernach dienet es auch, was ich geprediget habe, den Unterthanen ingesampt; und erstlich dazu, dafs sie wissen weifs und schwarz zu unterscheiden, und einen Unterscheid zu machen zwischen der herrlichen Ordnung Gottes, und dem Mifsbrauch, so solcher, Ordnung anhanget, und dafs Sie umb defs Mifsbrauchs willen die Ordnung selbst nicht verwerffen und verlästern. Der Regenten-Stand ist und blei-

bet ein heilsamer göttlicher Stand. Geschichts aber, daſs Regenten ihres Standes miſsbrauchen, so solt ihr darumb die Ordnung Gottes nicht schänden. Müsset ihr schon etwas unbilliges leiden, werdet ihr zu hart gepresset, und müſset in eurem guten Recht niederfällig seyn: So solt ihr doch umb des Gewissens willen das Uebel vertragen, und nichts desto weniger die Obrigkeit lieben und ehren; und hütet euch ja, daſs ihr umb eurer Ungelegenheit willen euer Hertz nicht zu einem Sathan wider einen Gesalbeten des Herrn machet.

Zum andern dienet auch vorgehabte Betrachtung dazu, daſs ihr den erbärmlichen Zustand der Christen verstehen und klagen könnet. Wenn ihr von unbillicher unbarmhertziger Gewalt der Regenten höret, so gedencket, daſs es eine Straffe von Gott sey, und habt Mitleiden mit denselben, die von solcher unbillichen Gewalt gedrücket werden; wie ihr denn ermahnet werdet ad Hebræos 13. Gedencket derer die Trübsal leiden, als die ihr auch noch im Leibe lebet. Christen sind Glieder eines Leibes. Was dem einem wehe thut, soll auch der ander fühlen, und einer soll dem andern

in seiner Last zu Hülfe kommen, mit Seufzen und mit Beten.

Endlich zum dritten dienet es dazu, dafs wir Gott dem Herrn dancken, wenn uns Gott eine gewissenhaffte recht christlishe Obrigkeit bescheret, und dafs wir desto mehr und hefftiger für dieselbige zu Gott beten. Das wollen wir nun auch auff difsmahl thun:

* *

Grofser Gott, du Herr aller Herren, der Du Fürsten, als deines Reichs Amptleute, über dein Volck gesetzet hast, und befohlen, dafs sie, als deine Stadthalter, für ihre Unterthanen sorgen und Schutz halten sollen: Wir dancken dir für solche deine heilsame Ordnung. Nun Vater, diese unsere Fürsten sind, als Menschen, viel zu schwach, solchen Stand recht zu führen; darumb bitten wir demütig, sey du ein Regierer der Regenten, ein Schild und Gewalt der Gewaltigen. Lafs Fürsten fürstliche Gedancken haben, und darüber halten. So sie aber ihre Gewalt mifsbrauchen, so schone ihrer gnädiglich, und gib ihnen ein ander Hertz; denn das kanst du. O du gewaltiger Gott, Du hast die Hertzen aller Herren in deinen Händen, und lenckest sie wie Du wilt. Insonderheit befehlen

wir Dir in deinen Gnadenschutz Unsern gnädigen Landes Vater und Herrn, sampt dem gantzen Fürstenthumb; stärcke ihn in seinem hohen Alter, und führe ihn in deiner Furcht; sitze mit ihm im Rath, und gib ihm gesunde Räthe und treue Amptleute, die auch in deiner Furcht wandeln, und das Böse hassen sampt dem Geitz. Schaffe, daſs sie allesampt richten nach Recht und Gerechtigkeit; in aller Noth sey ihre starcke Hülffe, auff daſs wir in Ruhe und Friede deinem heiligen Nahmen dienen mögen, Amen.

* * *

So herzlich und geistreich, wie *Lütkemann*, würden auch *Spener* und *Franke* zu Ende des vorigen Jahrhunderts *gebetet* — eine *solche* Predigt aber würden, um hundert Jahre weiter hin, weder *Mosheim* noch *Jerusalem* in *Braunschweig* gehalten haben; und eben so gewiſs ist, daſs, wenn in unsern Tagen ein Geistlicher irgend eines Landes und Standes, eine Canzel-Rede in diesem Ton und Melodie zu halten sich ermächtigte, er als ein Fürsten-Schänder und Volks-Aufwiegler, zu unausbleiblicher Verantwortung und Strafe würde gezogen werden.

* *

Die Wahrheit war zu allen Zeiten nur *Eine*. Der Kampf zwischen Licht und Finsternifs, zwischen Tugend und Laster, Glauben und Aberglauben, Wahrheit und Irrthum, war der Streit aller Jahrhunderte. Sind die Kämpfer matt und verzagt, sind die Waffen der Wahrheit stumpf und unbrauchbar worden; oder welches sind die Ursachen, dafs man aus dem Munde christlicher Religions-Lehrer immer seltener solche kühne, getroste, heroische, ohne Ansehen der Person durchgreifende Zeugnisse, wie ehedessen, zu vernehmen hat? Ist dieser Zeugen-Geist mit der Zeit ganz verraucht und in Verwesung übergegangen; oder ist die Kraft und der Muth geblieben und nur in der Anwendung anders modificirt und verfeinert worden? Wie verhalten sich Menschen und Sachen der vergangenen Zeiten hierinn gegen die jezige? Was ist an jenen oder diesen zu loben oder zu tadeln; und was ist vor's Gegenwärtige und Künftige zu fürchten oder zu hoffen?

* *

Diese Fragen und Betrachtungen sind doch wohl einer nähern Prüfung und Untersuchung werth. *Publicität* ist das grofse Losungswort

unserer Tage; warum solte nicht die *Publicität der Canzel* eine besondere Beleuchtuug verdienen?

Indem ich aber von dieser besondern Gattung *Publicität* spreche, so verstehe ich darunter diejenige *offentliche* und *mündliche* Zeugnisse der Wahrheit, welche vor einer versammelten christlichen Gemeine zur Rüge von Lastern, Mifsbraüchen, Irrthümern und Gebrechen, entweder, ganzer Stände oder einzeler bedeutender Personen, deren Beyspiele von schädlichen Folgen für andere seyn können, abgeleget werden.

Durch diese Einschränkung sind also *blofse*, obgleich in der nehmlichen Absicht und zu gleichem Zweck verfafste *Schriften*, den öffentlichen *Canzel-Vortrag* ausgenommen, von selbsten ausgeschlossen.

* *

Ich würde es selbst um so unbedenklicher wagen, dieser Beschäftigung einige Stunden meiner glücklichen Einsamkeit zu widmen, als Gott lob! die Zeiten vorbey sind, da es einem deutschen Staatsmann als eine ungeziemende Allotrioepiscopie gedeutet, oder wohl gar zum Verbrechen angerechnet wurde, wann er sich,

ausser denen ihm vermeintlich angewiesenen Gränzen, einen Schritt in das Gebiet der Theologie und Kirchen-Geschichte erlaubte. Das Recht, zu prüfen und das Gute zu behalten, ist nicht nur ein allgemeines und unveräusserliches Menschen-Recht, sondern auch das edelste der protestantischen Kirchen-Rechte, und hängt mit der Pflicht eines diese Vorzüge nach Würden schätzenden gewifsenhaften Staatsmanns unzertrennlich zusammen.

Diese Stimmung und Anforderung wurde in mir noch lebendiger, da ich in der Lesung des von dem vortreflichen, eben so gelehrten als erfahrnen Veit Ludwig *von Seckendorf* bereits im Jahr 1685. geschriebenen *Christen-Staats* *) auf folgende merkwürdige Stelle stiefs: „Die Betrachtung des Standes der Obrigkeit ist eine schwere und gefährliche Materie; theils dafs niemand, nach menschlicher angebohrner Unart, unlieber die Wahrheit höret, als wer Macht hat dieselbe zu verwerfen, und denjenigen zu beleidigen der sie fürbringet; theils weil man auf der andern Seite sich versehen mufs, dafs aus offenbarer, obwohl treu-

*) S. 225.

herziger und gegründeter, Anzeige der obrigkeitlichen Mängel, wann gleich christliche hohe Personen solche mit Gütigkeit und Dank aufnehmen, dennoch bey dem unverständigen Haufen der Unterthanen ein widriger nnd böser Effect, nehmlich Hafs und Verachtung gegen die Obrigkeit, oder gar Aufstand und Empörung veranlafset werden möchte. Allermafsen das Exempel des unglückseeligen Bauren-Kriegs ausweiset, da die Leute nicht allein durch vorsetzliche Verführer und Aufwiegler zur Aufruhr erreget, sondern auch wohl nur aus Anhörung der Predigten, da guter Meinung vom Amt der Obrigkeit gelehret worden, sich geärgert, und weil sie zugleich von Mängeln der Obrigkeit gehört, denenselben mit gänzlicher Aufhebung solchen Standes abhelfen wollen. Dahero ist überaus nöthig, eine solche Behutsamkeit zu gebrauchen, dafs nicht Ursach zum Mifsbrauch gegeben werde. Wäre also besser, dafs die Seelsorger und Beichtväter, wie etliche christlich und löblich thun, aller Orten zuforderst den Muth fasseten, dasjenige münd- und schriftlich denen Obrigkeiten absonderlich vorzuhalten was sie auf der Canzel, oft in Abwesenheit derer, die es eigentlich treffen soll, oder da sie

gegenwärtig sind, mit ihrer grofsen Beschimpfung vor den Gemeinden, fürbringen. Ferner, wann ihre bescheidenliche und auf genugsame Erwegung und Erkundigung der Sache und nicht auf ungewifs Geschwätze und Muthmaassung gegründete Erinnerung nichts verfienge, dafs sie alsdann das öffentliche Uebel zwar nicht unangezeigt liessen, sondern nach Gottes Wort straften, dabey aber allezeit genugsamen Respect gegen das hohe Amt der Obrigkeit brauchten, und die heilsame Vermahnung anhiengen, dafs die Unterthanen, welche solche Gebrechen der Obrigkeit merken und offentlich taxiren hören, nicht etwa einen Kützel daraus empfinden, oder über des Predigers Freymüthigkeit sich verwundern sollten; sondern dafs sie zuforderst in sich selbst gehen, und daher Ursach nehmen sollten, Gott täglich auzurufen, dafs er die Obrigkeit mit seinem guten Geist regieren, sie zu seinem und ihrer selbst Erkenntnifs bringen oder darinn erhalten und sie für Ungerechtigkeit und andern schädlichen Händeln in dero hohen Amt behüten, ihnen auch fromme und gewifsenhafte Räthe und Diener verleihen wolle, die mit zusammengesezter Treue die Mängel erinnerten, und, weil jeder Rath verpflichtet

wird, seines Herrn Bestes zu befördern, dafs sie solches auch auf die nothwendige geziemende Erinnerung in Gewissens-Sachen verstünden, und nicht meyneten, der Beichtvater sey allein dazu bestellet. — Gewifs ist, dafs der Unmuth, das Murren, das Austragen und Durchhecheln der Obrigkeiten, welches fast aller Orten von Unterthanen getrieben wird, das Mittel so wenig seye, wodurch die Besserung zu erhalten wäre, als das unbedachte Schreyen auf den Canzeln„.

*　　　*

So wahr und gegründet dieses in Ansehung des Betragens und der Gesinnungen der Unterthanen auch noch zu unsern Tagen ist, wie unendlich ist dagegen der Unterschied, wenn man das Reden, oder, nach dem bidern *Seckendorf*, das Schreyen und Poltern der Prediger vom Jahr 1685. dem Schweigen, Achseltragen oder Leisetreten unserer modernen Canzelredner vom Jahr 1795. gegen über stellt. Man mag jenes tadeln und dieses entschuldigen, wie und so viel man will, so ist doch nicht zu laügnen, dafs, wenn man zu jener Zeit *zu viel* gethan, man heut zu Tage ehender *zu wenig* thue.

Es ist dahero ein zur rechten Zeit gesagtes Wort, wenn der ehrwürdige *Less* *) diesen Theil der Pflicht eines sein Amt mit ganzer Treue verwaltenden Predigers auf's neue, mit der ihm eigenen Herzlichkeit und Würde, einschärfet: „Erinnerung (sagt er) der Irrenden, Sündigenden und Lasterhaften; mit *der* Wahrheit und Gründlichkeit, welche die überlegenen Kenntnisse eines erleuchteten und exemplarischen Lehrers verschaffen; in *dem* Geiste der Klugheit, Demuth und Sanftmuth, den die christliche Moral lehret und einflöſst; mit *dem* Muthe und der Entschlossenheit, zu welchem Evangelische Tugend erhebt: *Solche Erinnerungen, besonders den Reichen und Vornehmen, den Mächtigen und Gewaltigen der Erde gegeben*, sind unstreitig wesentliche Geschäfte des christlichen Lehr-Amts; *die ehedem oft überspannt worden, jezt aber noch öfter vernachlässiget, wohl gar, als Fürwitz und Eingriff in die Rechte anderer, verurtheilet werden.* Wer wird und soll diesen unaussprechlich wichtigen Dienst einzelnen Per-

---

*) Ueber das christliche Lehr-Amt und dessen würdige Führung, Göttingen 1790. S. 146.

sonen und der ganzen Gesellschaft leisten, wenn es nicht *der* thut, der für die Seelen der Menschen zu wachen von *Gott* bestellet und berufen worden? Wer wird es wagen, sich Obrigkeiten und Fürsten darzustellen, an ihnen dieses Geschäfte so *ehrerbietig* als *unerschrocken* zu verrichten, und dabey Gemächlichkeit und irrdischen Wohlstand in Gefahr zu setzen, wenn der Prediger, zu dessen Gemeine sie gehören, furchtsam schweigen will? Unaussprechlich sind die Vortheile, welche dergleichen Erinnerungen, nach der christlichen Moral Vorschriften eingerichtet, stiften. Tausend Personen, Familien und Geschlechter können dadurch vom Untergange errettet, tausend gute Charactere gebildet und Millionen wohlthätiger Handlungen hervorgebracht werden. Selbst ungerechte Urtheils-Sprüche und grausame Kriege verhindern, Einrichtungen aber und Unternehmungen, die ganzen Städten und Ländern Heil bringen, befördern kann der christliche Prediger durch gute Verwaltung dieses Theils seines Amts„.

*　　*

Um diese ganze Materie von dem sonst so genannten *Elencho*, Straf-Amt, Amt der

Schlüssel, oder, wie ich mir den modernen Ausdruck erlaube, von der *Publicität der Canzel* in einem richtigen Ueberblick zusammen zu fassen, ist wohl deren Betrachtung in einer historischen Zeitfolge am natürlichsten und bequemsten, weil die Geschichte Thatsachen liefert, aus welchen die Beurtheilung von selbsten folget, oder doch, wann sie von jenen unterstützt wird, nicht so leicht abgewiesen und widersprochen werden kann.

So hatte ich bereits angefangen, diesen Gegenstand zu durchdenken und nach Anleitung der allgemeinen und besondern Provincial-Kirchen-Geschichte zu bearbeiten; nur allzubald mufste ich aber wahrnehmen, wie weit mich solches führen, und dafs, statt einiger Betrachtungen ein ganzes Buch daraus werden würde, dessen Schicksal bey der bekannten Humanität unserer heutigen Theologischen Journalisten, Annalisten etc. gar leicht vorher zu sehen war.

Ich liebe leidenschaftlich die Wahrheit, so weit deren Licht mir scheinet, aber auch in meinen Jahren Frieden und Ruhe, und entsage

also

also ohne Reue meinem entworfenen Plan, welchen ich denjenigen, die mehrere Einsicht und Muth genug haben, zu beliebigem Nachdenken und Ausführung überlasse.

Wer es nun auch sey, halb oder ganz geistlich oder weltlich, der sich diesen Erörterungen zu unterziehen einst bewogen finden möchte, dem werden sich wohl die drey Haupt-Puncte vor Augen stellen:

Wie viel der Geist der Zeit und die von den vorigen so sehr verschiedene Beschaffenheit der christlichen Religions - Vorträge überhaupt auf die Canzel - Publicität gewürkt habe?

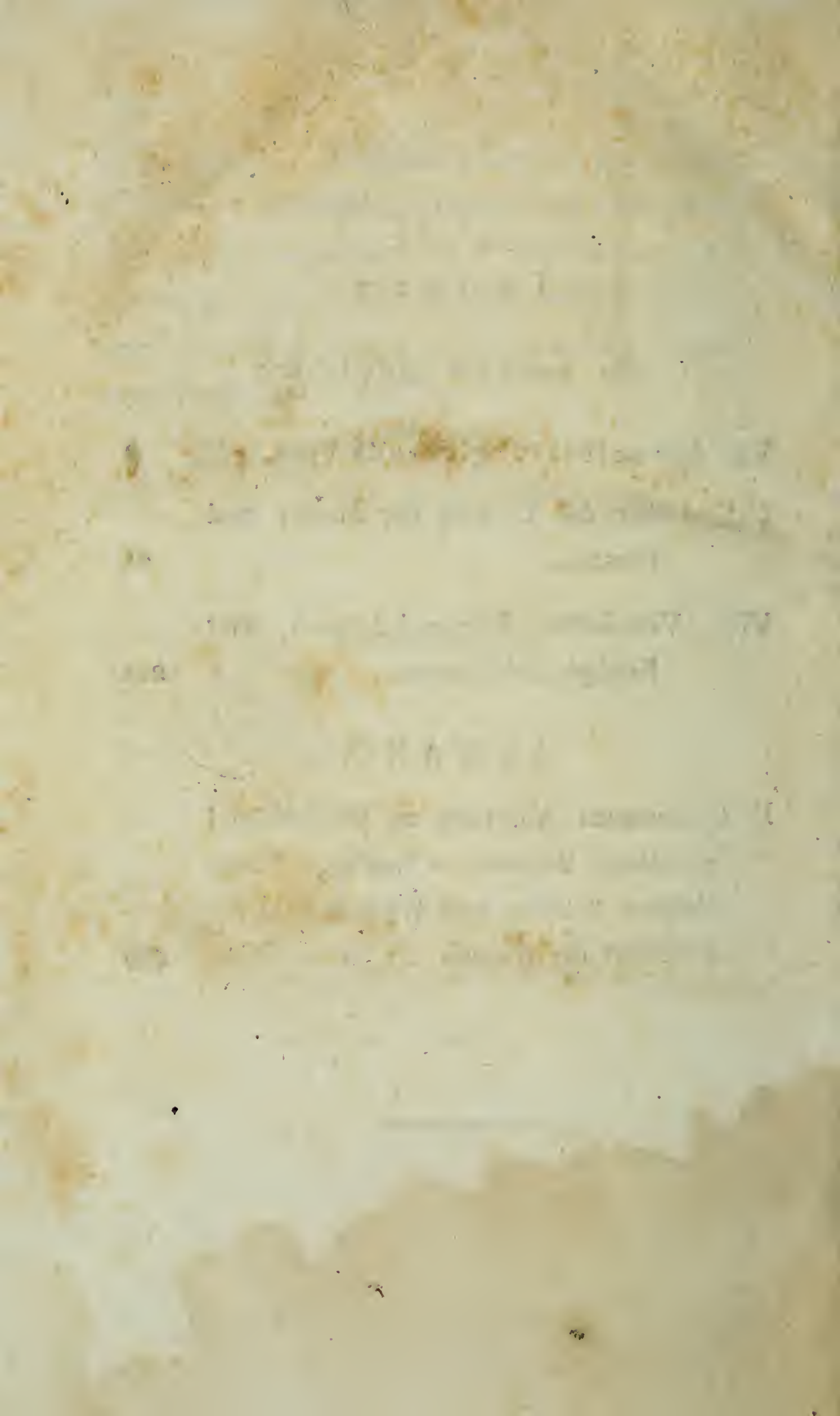
Welchen Einflufs seit hundert Jahren die Grundsätze der Protestantischen Fürsten, ihrer Minister, Hofleute, Publicisten, Consistorien und Collegien; ihre Religiosität oder Unglaube, und die ganze Denkungs - und Lebens - Art der verschiedenen Stände von Adel, Bürger und Bauer darinn hervorgebracht, noch haben, und je länger je mehr haben werden.

Wie viel die Achtung oder Geringschätzung des geistlichen Standes überhaupt, die Bild-und

Erziehung der Religions-Lehrer, ihr Leben, Lehre und Aufführung, im Amt und im gemeinen Leben, dazu beytrage? Welches von alle diesem die allgemeinen und besondern Ursachen, und vors Künftige die erfreulichen oder traurigen Aussichten seyen?

Inhalt

des zweyten Bändchens.





I, 88
I, 250

II, 219,
225, 393



UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 02 03 005 2